This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

838
S327st
v.3

A 731,925 DUPL

L, M. D.
, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Studien.

III.

Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat.

Horatius, ad Pisones, 143.

Studien

37091

von

Johannes Scherr.

Dritter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1866.

Hypatia.

1.

Die Sophiſten der „Umkehr“ brauchten uns nicht erſt ſo feierlich-ausdrücklich zu verſichern, wie ſie thaten, — wir wußten ja lange ſchon aus allen heidniſchen, jüdiſchen, chriſtlichen und islamiſchen Kirchengeſchichten, daß Ausſchließlichkeit, Unduldſamkeit und Verfolgungseifer Hauptmerkmale aller Religionen ſind, ſowie der Religion an und für ſich. Das iſt nicht etwa im Sinne des Vorwurfs oder der Bemakelung ausgeſprochen. Die arme Religion kann Nichts dafür: ſo wenig der Löwe Etwas dafür kann, daß er auf Raub ausgehen und bei Befriedigung dieſes ſeines Naturtriebes Blut vergießen muß. So folgt auch die Religion nur ihrer Natur, wenn ſie verfolgt.

Religion iſt das Taſten aus dem Zeitlichen

heraus und in das Ewige hinein, ein Pfadſuchen vom Endlichen zum Unendlichen, ein Brückenſchlagen vom Sinnlichen ins Ueberſinnliche. Geht man — ich ſpreche ſelbſtverſtändlich hier nur von Menſchen und für Menſchen, welche das Zeug und den Muth haben, folgerichtig zu denken — dieſem eiteln Mühen und Ringen bis zu ſeiner letzten Wurzelfaſer nach, ſo findet man, daß dieſelbe heißt: Angſt vor dem Aufhörenmüſſen, Horror Vacui, Todesfurcht. Der Menſch will über die ſeinem Daſein geſetzten Gränzen hinaus forteriſtiren: der Glückliche, um ſeines dieſſeits genoſſenen Behagens auch im Jenſeits irgendwo weiter zu genießen; der Unglückliche, um „drüben“ all das Glück zu finden, um welches er „hüben“ geprellt war; der Idealgläubige, um endlich doch in die „heitern Regionen“ zu gelangen, wo die „reinen Formen wohnen“, die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Nur ganze Männer — von Frauen kann hierbei überhaupt nicht die Rede ſein — nur „Nummer-Eins-Männer“, welche es nach des Lucretius ſchönem Ausdruck ſoweit gebracht, „pacata posse omnia mente tueri“, ver-

mögen dem Gedanken der Vernichtung des „Ich“ und „Selbſt“ ins unerbittliche Antlitz zu ſehen und, wann die letzte Stunde gekommen, ſtoiſch-reſignirt zu ſagen wie Manfred: „Earth, take these atoms!“ - Die übrigen Millionen und Hunderte von Millionen ſie wünſchen alle, ihr „Seelenheil“ zu retten, d. h. über Tod und Grab hinaus fortzuleben, und da es Menſchenart, zu glauben und zu hoffen, was man wünſcht, ſo glauben und hoffen ſie, daß ihr liebes Ich „unſterblich“ und beſtimmt ſei, nach ihrem leiblichen Tode in eine höhere Klaſſe der ewigen Vervollkommnungsſchule verſetzt zu werden oder, wie die Frommen im landläufigen Sinne es ausdrücken, „Gott zu ſchauen“.

Und die Frommen haben recht. Denn thatſächlich fällt die Vorſtellung einer perſönlichen Unſterblichkeit untrennbar mit der Vorſtellung eines perſönlichen Gottes zuſammen und dieſe identiſche Vorſtellung macht das aus, was wir „Religion“ nennen. Man kann alſo die Religion mit Fug und Recht eine Aſſekuranzanſtalt für das Seelenheil heißen, eine Unſterblichkeitsverſicherungsgeſellſchaft. Aſſe-

kuranzanſtalten ſetzen aber die Solidarität der Intereſſen ihrer Theilnehmer voraus und ihr Gedeihen beruht auf einer möglichſt zahlreichen Betheiligung. Je größer die Anzahl der Geſellſchaftsmitglieder, deſto größer das Aſſekuranzkapital und deſto größer mithin auch die Sicherheit der Aſſekurirten, — wenigſtens in der Einbildung derſelben; denn es unterſteht ja keinem Zweifel, daß die Menſchen ſtets bereit ſind, Alles, was ſie von Tauſenden, Hunderttauſenden und Millionen geglaubt ſehen und hören, ohne Weiteres für wahr und richtig, für ſicher und gewiß zu halten.

Hieraus ergibt ſich, daß der Kredit und folglich auch die Heilswirkung eines religiöſen Unternehmens um ſo bedeutender iſt, je größer die Zahl Derer, welche ihre „Seelen“ bei demſelben verſichert haben. Deßhalb muß es jedem Theilnehmer und vorab den Geſchäftsführern, Verwaltungsräthen und Agenten ernſtlich am Herzen liegen, immer mehr Mitglieder zu gewinnen und die Wirkſamkeit der Anſtalt immer weiter und weiter, wo möglich über die ganze Erde auszudehnen. Es iſt alſo für die

Bekenner einer Religion heilige Pflicht und Schuldigkeit, für dieſelbe Propaganda zu machen, und zwar mit allen Mitteln, welche ja der Zweck ſtets unbedingt heiligt. Die lieben Mitmenſchen, ſie mögen wollen oder nicht, müſſen zu dieſem oder jenem alleinſeligmachenden Aſſekuranzglauben bekehrt werden. Sie müſſen in unſeren Schafſtall herein, auf daß ihre Seelen gerettet werden. Sträuben ſie ſich, deſto ſchlimmer für ſie. Prügelt, foltert, erwürgt, kreuzigt, verbrennt die Ketzer! Thut Nichts, — „der Bien' muß!“

Es iſt demnach nur eine der bekannten „Flachheiten“ des Rationalismus, wenn er Fanatismus und Verfolgungsſucht als Schattenſeiten der Religion achſelzuckend beklagt. Im Gegentheil, Ausſchließlichkeit und Unduldſamkeit ſind weſentlich religiöſe Tugenden. Jede Religion, ſo lange ſie in rechtem Safte ſteht, d. h. ſo lange ſie an ſich ſelber glaubt, iſt fanatiſch und verfolgungsſüchtig. Sie muß es ſein, ſie kann gar nicht anders. Jeder rechte Gläubige iſt ein Fanatiker, zu jeder Stunde bereit, ſeine Mitmenſchen aus lauter Liebe zu freſſen, d. h.

aus ungeheurer Angſt für ſein und ihr Seelenheil ſie zu martern und zu morden. Mit dem Verfolgungsgeiſt und der Verfolgungsgewalt einer Religion ſinkt auch ihre Kraft und ihr Kredit. Sowie eine Religion „aufgeklärt“ und duldſam wird, tritt ſie in das Stadium des Marasmus senilis. Religiöſe Toleranz iſt ein ganz untrügliches Merkmal, daß die noch zu Recht beſtehende Glaubensform von der Civiliſation überholt, von der Zeitbildung überflügelt worden ſei und nur noch eine konventionelle Bedeutung habe. Der Beſtand einer derartig abgelebten und ausgehöhlten Religion iſt dann weiter Nichts mehr als eine organiſirte Heuchelei, welcher ſich auch die denkenden Menſchen — zu ihrer Schmach ſei es geſagt! — unterwerfen, indem ſie mit vornehmem Achſelzucken das religiöſe Inſtitut fortgelten laſſen als eine geiſtliche Sukkurſale der weltlichen Polizei, „gut genug für den Pöbel.“

Freilich iſt es — alle die Gekreuzigten und Verbrannten haben es ſchmerzlich erfahren — gefährlich, „ſein Gefühl und Schauen dem Pöbel zu offenbaren;“ allein wenn man nicht den Maßſtab der

Konvenienz, ſondern den der Sittlichkeit anlegt, ſo erſcheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerther als ſo ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinſen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommunizirt ſieht, aber mitläuft und mitkommunizirt. Wer auf den mühſamen und gefährlichen Fels- und Gletſcherpfaden der Selbſtbefreiung die Aetherhöhe der Freiheit wirklich erklommen hat, der ſoll auch den Muth haben, von dem gedankenloſen Schwarm in der Tiefe ſich fernzuhalten und das „Odi profanum volgus et arceo —“ zu bekennen und zu befolgen. Jeder ſelbſtſtändige Denker iſt ja ein einſamer Menſch, ein Einſiedler mitten im Gewühle des Lebens, und er muß ſich daran gewöhnen, „a phantom among men“ zu ſein, wie der arme Shelley . . .

Und was ſoll dieſe ganze Gedankenentwickelung? Oh, weiter Nichts als das „Thema“ bilden für die nachſtehende hiſtoriſche „Gloſſe“.

2.

Vielleicht der genialſte Menſch des geſammten Alterthums iſt der makedoniſche Alexander geweſen. Man begreift beim Anblick dieſes wunderbaren Jünglings, daß die Völker ſich zuflüſterten, ſeine Mutter Olympias habe mit Jupiter ſich vergangen und in der Umarmung des höchſten der Götter den göttlichen Sohn empfangen. Was jubelnde Mythen von den Eroberungszügen fabelten, welche ein anderer Jupiterſproß, der Sohn Semele's, unternommen, das machte der Makedonier zur Wirklichkeit. Sein Heldenzug nach Aſien hat etwas Bakchantiſches: Etwas wie das Thyrſusſchwingen jauchzender Mänaden, Etwas wie das Erzbeckenklingen lärmender Korybanten begleitet ihn und zuletzt, ach, endigt Alles in der tobenden Orgie des Allmachttaumels, des Weltherrſchaftſchwindels und des — Weinrauſches. Ein Stück Romantik, phantaſtiſch-kühn mitten in die Antike hineingeſtellt.

Aber Alexander war dennoch nicht etwa nur ein Heros im homeriſchen oder ein Ritter im arioſtiſchen

Sinne, ſondern unendlich viel mehr: — ein Kulturheld. Ein durſtiger Zecher, ſetzte er die mit dem Nektarwein der helleniſchen Bildung gefüllte Schale an ſeine Lippen, um in vollen Zügen zu trinken. Dann ſchwenkte er den göttlichen Pokal aſienwärts und afrikawärts, damit das befruchtende Naß bis zu den Geſtaden des Indus und des Nils hinſpritze. Ohne Bild: die Erträgniſſe der griechiſchen Kulturarbeit wurden auf den Spitzen der makedoniſchen Lanzen hinausgetragen in die Welt. Der Eroberer Alexander vollzog zugleich die Miſſion eines Civiliſators und hierin hat ſeine Genialität noch weit glänzender ſich erwieſen als in der Schlachtenlenkung und Ländergewinnung. Die genialſte ſeiner civiliſatoriſchen Thaten war aber unſtreitig die Gründung der Stadt, welche ſeinen Namen erhielt und bald auch ſeinen Leichnam, um denſelben in dem Mauſoleum zu bewahren, das im Mittelpunkte von Alexandria da ſich erhob, wo die beiden Haupt- und Prachtſtraßen — 1 Meile die eine, 3 Meilen die andere lang — rechtwinkelig ſich kreuzten.

Auf der Landzunge zwiſchen dem See Mareotis

im Süden und dem Mittelmeer im Norden wurde die Stadt Alexanders erbaut, bestimmt, das Emporium des Welthandels, die kosmopolitische Hochschule des Hellenismus, die Kulturvermittlerin zwischen drei Erdtheilen zu sein. Und das ward sie und blieb es etliche Jahrhunderte lang. Die Dynastie der Ptolemäer, welche mit bewundernswerther Geschicklichkeit das Griechenthum dem alten Aegypten aufzuimpfen verstanden, machte ihre Alexandria architektonisch zur ersten Stadt der letzten vorchristlichen Jahrhunderte und sie behauptete, den vielfachen Einbußen und Verwüstungen zum Trotz, welche sie in den Zeiten des Ueberganges Aegyptens in römische Botmäßigkeit erlitt, diesen Rang auch noch im ersten Seculum der christlichen Aera. Ja, bis zur Zeit Trajans konnte sie an Kolossalität, Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Bauten, an Bevölkerungsfülle, Belebtheit und Reichthum mit Rom wetteifern, während es noch zu Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts scharfsichtigen Beobachtern und kompetenten Urtheilern zweifelhaft erschien, ob Konstantinopel oder Alexandria die prächtigere Stadt.

Von ihrer Gründung an hatte Alexandria den Charakter der Weltbürgerlichkeit gehabt und die Ptolemäer hatten denselben aus allen Kräften gestärkt und gesteigert, um daran einen Rückhalt zu gewinnen gegen die starre Abgeschlossenheit des Aegyptherthums und dieses mittelst Rassen-, Religionen- und Bildungsmischung allmälig zu zermürben und zu brechen. Alexandria war die glänzende Verkörperung dieses politischen Gedankens und zugleich ein geräuschvoller Hohn der Weltgeschichte auf die pfäffisch-pharaonische Abmauerung des Nillandes von ehedem. In den beiden Häfen und auf dem riesenhaften, die Pharus-Insel mit dem Festlande verbindenden Hafendamm, auf dem Kanal, welcher die Hafenanlagen mit dem See Mareotis in Verbindung setzte, auf den Quais, auf den Plätzen und Straßen regte und bewegte sich die bunteste Völkermischung. Drei Erdtheile stellten ihr buntes Menschenkontingent. Die kaukasische, die malayische und die äthiopische Rasse waren da repräsentirt. Alle Hautfarben und alle Trachten Asiens, Afrika's und Europa's wimmelten durcheinander,

die Töne unzähliger Sprachen und Mundarten durchkreuzten sich. Geschwader von Nilbarken brachten die Erzeugnisse Abyssiniens und Oberägyptens herab, Kameelkaravanen brachten von den Ufern des rothen Meeres die dort ausgeladenen Stoffe China's und die Gewürze Indiens, andere über die Landenge von Pelusium herüber den Ueberfluß Syriens und wieder andere die köstlichen Früchte der in die Wüsten Libyens gestreuten Oasen. Und was Asien und Afrika nach dem großen Stapelplatz lieferten, das ward aus den ungeheuren Waarenspeichern am mastenwimmelnden Hafen auf die Schiffe aller seefahrenden Nationen gebracht, um nach den Küsten Europa's verführt zu werden. Im Uebrigen hatte Alexandria wie der Vortheile der ersten Welthandelsstadt zu genießen, so auch die Nachtheile dieser Stellung zu tragen. Die Stadt war demzufolge der Hauptsammelplatz aller Schwindler und Gauner, Fälscher, Diebe und Mörder, und der alexandrinische Pöbel seiner Anzahl, seiner Frechheit und Unbändigkeit wegen so verrühmt, wie zu unserer Zeit der Mob von London oder New-York. Ueberhaupt war die

buntgemiſchte Bevölkerung Alexandria's ſchwer zu bemeiſtern und ſchwierig zu beherrſchen. In der Barrikadologie durften die Alexandriner dreiſt den Ehrenplatz anſprechen, welche in der modernen Welt den Pariſern von Rechtswegen zukommt.

Aber die Stadt Alexanders war nicht nur die Lieblingsſtätte des Völkerverkehrs, des Handels und der Emeuten, ſondern auch der Wiſſenſchaft. Welche Nachblüthe hier die griechiſche Literatur erlebte, weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Man muß es den Königen der ptolemäiſchen Dynaſtie laſſen, daß ſie die Kulturmiſſion des Heros, dem ihr Stifter als General gedient hatte, mit Eifer fortſetzten. Zwar die ſchöpferiſche Kraft des helleniſchen Genius in allen höheren und höchſten Sphären der Poeſie und Philoſophie war im alexandriniſchen Zeitalter ſchon unwiderbringlich dahin, und die erquicklichſten dichteriſchen Töne, welche dazumal noch laut wurden, kamen aus der idylliſchen Rohrflöte des Theokrit. Dagegen entwickelte ſich in Alexandrien zum erſten Mal in der antiken Welt eine vielſeitige, methodiſche Gelehrſamkeit und eine eifrige, ſyſtematiſche

Pflege der exakten Wiſſenſchaften. Die Stadt war auch geradezu die Bibliothek des Alterthums. Die von Ptolemäus Philadelphus zuſammengebrachte unſchätzbare Bücherſammlung von 400,000 Bänden oder Rollen war freilich im alexandriniſchen Kriege des Julius Cäſar in Flammen und Rauch aufgegangen. Allein Ptolemäus Phyſkon ſammelte eine zweite koſtbare Bücherei, die dann in den 200,000 Bänden der Bibliothek des Königs Eumenes von Pergamus, welche Markus Antonius ſeiner hochgeliebten Kleopatra zum Geſchenke machte, einen ſtattlichen Zuwachs erhielt. Dieſe Bücherſammlung, welche die geiſtigen Schätze, die Reſultate der geſammten Kulturarbeit des Alterthums in ſich faßte, war in einem Flügel des Serapeion untergebracht, in jenem Rieſen- und Prachtgebäude alſo, welches die grandioſeſte Tempelbaute der alten Welt und der Stolz Alexandria's geweſen iſt. Das Serapeion, an und in welchem ſich alles Schöne, was griechiſche Ornamentik, Skulptur und Malerei hervorzubringen vermochten, mit dem Koloſſalen der ägyptiſchen Architektur zu einem majeſtätiſchen Ganzen verband,

war dem Dienſte des Serapis (Sar-Api, zuſammengezogen aus Oſiri-Hapi, Oſiris der Richter) geweiht und alſo einem durch den erſten Ptolemäer zuſammengeſtoppelten Gotte gewidmet. Eine wunderliche mythologiſche Bildung! Denn der König hatte den helleniſchen Zeus ſeinen ägyptiſchen Unterthanen dadurch annehmlich zu machen geſucht und gewußt, daß er den griechiſchen Gott mit einem ägyptiſchen, dem Oſiris, zu einem Idole verſchmolz.

Das ſinkende Heidenthum bemühte ſich überhaupt, mittelſt allerhand wunderlichen Kombinationen und Allianzen ſeine Exiſtenz zu verlängern. Es war auch, bereits von dem Vorgefühle ſeines Unterganges angefröſtelt, verträglich und duldſam. Beſonders in Alexandria, wo ſchon die Handelsverhältniſſe es gebieteriſch forderten, daß die verſchiedenen landwüchſigen und importirten Götter, d. h. ihre Anhänger in leidlichem Frieden miteinander oder wenigſtens nebeneinander lebten. Die heidniſchen Gottheiten hatten ſich da ſchon frühzeitig die Nachbarſchaft des grimmigen Judengottes Jahve gefallen laſſen müſſen; denn die Kinder Israel

waren zu vielen Tausenden an einen Ort herbeigeströmt, welcher zum Geschäftemachen so geeignet war, hatten sich da niedergelassen und bildeten in Folge der Fruchtbarkeit ihrer Lenden und Schöße bald einen sehr zahlreichen und gewichtigen Theil der Stadtbevölkerung. Das Aufkommen des Christenthums brachte in diese ein neues, höchst wirksames Ferment. Auf dem heißen Boden Aegyptens, welcher ja die christliche Möncherei ausgebrütet hat, fanatisirte sich der neue Glaube zu einer aggressiven Wuth hinauf, welcher gegenüber Heidenthum und Judenthum nur mühsam ihre defensiven Stellungen behaupteten. Aus den ägyptischen Wüsteneien sind jene Scharen barfüßiger und schwarzkäppiger Mönche hervorgebrochen, welche im Namen des Gekreuzigten allem Schönen, was die heidnische Welt geschaffen hatte, einen Vertilgungskrieg ansagten und diesen Krieg unerbittlich führten.

Die antike Götterdämmerung hatte begonnen und war durch die Reaktion Julians nicht in ihrem Laufe aufgehalten worden. Die altersschwach gewordenen alten Götter wurden von den neuen Göt-

tern — denn ſchon hatte ſich ja auch das Chriſtenthum polytheiſtiſch geſtaltet — ihrer Altäre entſetzt und ins Exil getrieben, welches ſie — merkwürdig zu ſagen! — in der Bruſt der ganz Bildungsloſen, der Bauern auf dem platten Lande, ſowie der Höchſtgebildeten fanden, denen die Anſchauungen und Lehren der griechiſchen Philoſophie mehr religiöſe Befriedigung gewährten als die vom Koncil zu Nikäa feſtgeſtellten chriſtlichen Dogmen. Aber die Philoſophie war nur noch ein ſchwacher Schild für die armen ſchönen Göttergeſtalten des Olympos. Sie vermochte dieſelbe gegen die Streitart in der derben Fauſt der chriſtlichen Theologie nicht mehr lange zu decken. Es kam der Tag und die Stunde, wo der „Vater der Götter und Menſchen", Jupiter Optimus Maximus förmlich und feierlich abgeſetzt wurde.

Dieſes Exempel iſt an einem Gotte, zu welchem Millionen und wieder Millionen von Menſchen fürchtend und hoffend, flehend und dankend, leidvoll und freudvoll gebetet hatten, ſtatuirt worden auf Anordnung des Kaiſers Theodoſius, welcher, der

Sohn eines hiſpaniſchen Landsknechts, des römiſchen Geſammt-Imperiums Majeſtät zum letzten Mal in ſeiner Perſon vereinigte. Es war gewiß eine höchſt eigenthümliche Szene, als der Kaiſer in voller Senatsſitzung die Frage: Soll der Dienſt Jovis oder Chriſti die Religion der Römer ſein? zur Verhandlung und Abſtimmung bringen ließ. Todte alſo ſollten da einen Todten begraben. Denn der römiſche Senat war ja ſeit etlichen Jahrhunderten ſchon nur noch eine klägliche Spukgeſtalt, ein Geſpenſt der Republik, welches der Cäſarismus wie zum Spaß hatte herumwanken laſſen, und auch der alte Jupiter war ſchon vor langer Zeit geſtorben. Dennoch — wunderbar zu melden! — vermochte der allerhöchſte Wink und Befehl in der ſenatoriſchen Mumienſammlung keine Stimmeneinhelligkeit zu Ungunſten des Liebhabers der Danae, der Europa und Semele zuwegezubringen. Nur mit Stimmenmehrheit wurde dekretirt: Herrgott Jupiter iſt anmit abgeſetzt und ſeine Religion verworfen und abgethan. Einer jener Skribenten, welche allzeit und überall in Verſen und in Proſa dem Erfolg räuchern, der Zeit-

genoſſe Aurelius Prudentius, hat dann, über das „infame Jovis pulvinar“ losziehend, dem abgethanen Gotte noch einen hexametriſchen Eſelstritt gegeben. Der ganze Staatsaktus aber macht Einen unwillkürlich an einen ähnlichen denken, welcher gerade 13 Jahrhunderte ſpäter ſtattfand, an jenen auf Betreiben Robespierre's gefaßten Konventsbeſchluß, kraft deſſen der Herrgott — unbeſtimmt freilich, ob der heidniſche, jüdiſche oder chriſtliche — wieder eingeſetzt worden iſt. Was ſich die armen Götter unter Umſtänden nicht Alles gefallen laſſen müſſen!

Die Zerſtörungsarbeit, welche der chriſtliche Fanatismus in der ganzen Kraft und Wildheit ſeiner Flegeljahre gegen das altersſchwache Heidenthum begonnen hatte, war jedoch dem römiſchen Senatskonſult weit vorausgeeilt, insbeſondere in den Provinzen des Oſtens, wo ſich die Bekenner des neuen Glaubens mit unbändiger Wuth auf die Oertlichkeiten und Apparate des alten warfen, um alle die „heidniſchen Gräuel“ vom Angeſicht der Erde wegzutilgen. Vorragend an inbrünſtigem Eifer in die-

sem Geschäfte war unter seinen Amtsbrüdern der Erzbischof von Alexandria, Theophilus, welchen uns die zeitgenössischen Quellenschriften in so schroff wechselnder Beleuchtung zeigen, daß man nicht recht weiß, ob er ein großer Heiliger oder ein vollendeter Schurke gewesen, — wie das ja auch mit anderen großen Kirchenlichtern damaliger und späterer Zeiten der Fall. Im Uebrigen muß man einräumen, diese alten Pfaffen waren in ihrer Art ganze Kerle. Keine „gebildeten" Philister, keine aufgeklärten Wendehälse, Zweiächsler und Simsenläufer, keine liberalen Eiertänzer und Balancirstängler, nein, wohl aber Durchgreifer, Durchfahrer und Drauflosgänger mit Hurrah und Hussah, will sagen mit Kyrie-eleison und Te-deum-laudamus, mit Hosianna und Halleluja.

Der streitbare Theophilus lebte selbstverständlich mit der heidnischen und jüdischen Bevölkerung Alexandria's in fortwährender Fehde, die er zuweilen mit viel List, aber häufiger mit noch mehr Gewalt führte, immer nur in der heiligen Absicht, seinen dreieinigen Gott über Zeus und Jahve trium-

phiren zu laſſen. Juden und Heiden — die letzteren unter Führung des Philoſophen Olympios — zogen mitunter, durch die gemeinſame Gefahr vereint — an einem Strange gegen den Erzbiſchof; allein dieſer, dem der Pöbel der Stadt und in der nahgelegenen Wüſtenei Nitria ein allzeit kampffertiges Heer von Mönchen zu Dienſten war, erwies ſich in der Regel als der Stärkere. So gelang ihm denn auch ſein Zerſtörungsanſchlag auf das Serapeion, welches ihm als die Hauptburg des Heidenthums in Alexandria verhaßt war. Freilich haben heidniſche Autoren behauptet, der heilige Mann ſei bei ſeinem Anſchlag auf den Tempel des Serapis von der „auri sacra fames“ getrieben worden, d. h. er habe den ungeheuern Barſchatz von Gold und Silber, welcher in Form von Kultgeräthen und Weihegefäßen dort vorhanden, an ſich bringen wollen. Wie dem ſei, der Erzbiſchof gelangte an ſein Ziel (389). Er wußte ein Edikt des Theodoſius zu erwirken, welches ihn zur Zerſtörung der „Götzen“ in Alexandria ermächtigte und welches die Heiden, die gar wohl wußten, daß der Kaiſer nicht mit ſich ſpaßen

ließ, ſo entmuthigte, daß ſie den bislang mit den Waffen in der Hand zum Schutze ihres großen Heiligthums geführten Kampf aufgaben. Theophilus, als der echte und rechte Chriſt, der er war, begann ſein Zerſtörungswerk mit der Vernichtung der heidniſchen Kulturſchätze, welche im Serapeion aufbewahrt wurden: — die große Bibliothek ward vernichtet oder durch Plünderung zerſtreut. Dieſe heidniſchen Dichter, Philoſophen, Geſchichtſchreiber, Mathematiker, Phyſiker und Aſtronomen, welche ſo Vieles zu lehren wußten, ſollten die heilige Unwiſſenheit und fromme Barbarei der Chriſten nicht länger beläſtigen und beeinträchtigen. Nachdem ſodann der Erzbiſchof der goldenen und ſilbernen Tempelgefäße ſich bemächtigt hatte, drang er mit ſeiner Bande bis ins innerſte Heiligthum, bis zur Cella vor, wo die Koloſſalſtatue des Serapis ſtand. Auf des Prälaten Befehl thut ein Soldat die erſten Axthiebe auf das Bild des Gottes, deſſen Haupt bald am Boden rollt. Wie der Rumpf zertrümmert wird, bricht eine Schar von Ratten aus dem hohlen Innern und macht ſich mit grunzendem Proteſt

gegen dieſen Eingriff in wohlerworbene geiſtliche Rechte davon. Das umſtehende Volk birſt darob in ſchallendes Gelächter aus; aber nur getroſt, o frommes Ungeziefer, die Menſchen werden es nie und nirgends an Götzen fehlen laſſen, in deren Bäuchen du wohlig dich bergen und betten kannſt. Das Serapeion wurde mit Aufbietung aller Zerſtörungsmittel mühſelig in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf der ſpäter theilweiſe abgeräumten Schuttſtätte eine den chriſtlichen Märtyrern gewidmete Kirche errichtet*). Die Ratten konnten wiederkommen.

---

*) Hauptquelle für das Vorſtehende wie für das Nachfolgende iſt des i. J. 390 zu Konſtantinopel geborenen Sokrates Scholaſtikus Historia ecclesiae (welche die Zeit von 304 bis 439 in ſieben Büchern umfaßt), lib. V, cap. 16; lib. VII, cap. 14, 15.

3.

Die Kühnheit des Theophilus hatte zwar dem Heidenthum und Judenthum in der Metropole Aegyptens schwere Niederlagen bereitet und das Christenthum zur herrschenden Religion daselbst gemacht. Man erkannte das schon an dem selbstbewußten und prunkvollen Auftreten der Christen und Christinnen in den Straßen der Stadt. Die neue Religion war nämlich jetzt schon nicht mehr bloß der Glaube der Armen und Unterdrückten, sondern vielfach auch der von vornehmen Herren und modischen Damen. Letztere stolzirten auf Straßen und Plätzen in kostbaren Gewändern, bestickt mit Bildern aus der christlichen Mythologie, ein Exemplar der „heiligen" Schrift an einer Goldkette am Halse hängend, während Sklaven Sonnenschirme über sie hielten und ihnen Betkissen und Fächer nachtrugen. Dennoch aber war das geschlagene Heidenthum noch lange nicht völlig besiegt, weil die Mehrzahl der Leute von gutem Ton und feiner Lebensart wenn

nicht den Glauben an die alten Götter, ſo doch den Geſchmack für die antike Philoſophie bewahrte. Da war es denn, dieſer verdammlichen Ketzerei zu ſteuern und die Inſaſſenſchaft des rechtgläubigen Schafſtalls zu mehren, ſehr vonnöthen, daß die energiſche Aggreſſion des hochſeligen Theophilus einen ebenbürtigen Fortſetzer fand in der Perſon ſeines Neffen Kyrillos, der zugleich des Oheims Nachfolger auf dem erzbiſchöflichen Thron von Alexandria war (412 — 44).

Sankt Kyrill — denn die Kirche nahm ihren trefflichen Kämpen mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen auf — hat ſich bekanntlich als Gegner des Neſtorius in der Dogmengeſchichte einen bleibenden Namen gemacht, und wer aus Neugier oder von Berufswegen in jenen Regionen des tieferen Blödſinns, wo die „*συνάφεια καὶ ἐνοίκησις*“ und die „*φυσικὴ ἕνωσις*“ als wuthkreiſchende Fledermäuſe einander zauſen, ſich umgetrieben hat, kennt den rüſtigen Klopffechter, welcher kein ſanftes „Lämmerſchwänzchen“, wohl aber ein kräftiger Ochſenziemer der ecclesia militans geweſen iſt. Hiezu hatte ein

mehrjähriger Aufenthalt unter den Mönchen von Nitria ihn herangeſchult und er brachte auf den erzbiſchöflichen Stuhl den feſten Entſchluß mit, ſo oder ſo mit dem Juden- und Heidenthum in Alexandria ein Ende zu machen.

Der Erzbiſchof war der Mann, zu handeln, wie er dachte. Er verſicherte ſich der Macht über den fanatiſchen, ſtets zum Spektakeln und Tumultiren geneigten und bereiten Pöbel und ſchuf ſich in den ſogenannten „Parabolani", ſtädtiſchen Miſſionären, welche eigentlich zur Armen- und Krankenpflege beſtimmt waren, eine förmliche Leibwache. Dies gethan, richtete er ſeinen heiligen Eifer zunächſt gegen die Juden, welche ihrer durch zahlloſe Neckereien von Seiten der Chriſten angeblaſenen Wuth nachgebend zuletzt im Theater und auf den Straßen der Stadt mit blanken Waffen über ihre Gegner herfielen. Sofort gab unſer Heiliger das Signal zum Vertilgungskampf, welchem die Juden ſicherlich erlegen wären, falls ſich der kaiſerliche Präfekt Oreſtes nicht eingemiſcht hätte, um den die Stadt durchtobenden Aufruhr mit Waffengewalt niederzuſchla-

gen. Das ging freilich nicht so leicht; denn die Mönche von Nitria, welche zu Hunderten auf einen Wink Kyrills hin in die Stadt geströmt waren; und die Parabolani besannen sich nicht, die Pöbelhorden selbst gegen den mit der kaiserlichen Autorität bekleideten Präfekten aufzustacheln. Orestes bändigte nur mühsam die Emeute, wobei ihn ein Mönch, Ammonius, mittelst eines Steinwurfes ziemlich schwer verwundete. Der Fanatiker ward ergriffen, prozessirt und hingerichtet; allein Sankt Kyrill ließ den Leichnam des „Märtyrers" im Cäsareion zur Erbauung der Gläubigen öffentlich ausstellen und dann pomphaft bestatten. Der Präfekt sollte es büßen, daß er in die widerjüdischen Absichten des kyrillischen Eifers hemmend eingegriffen. Orestes stand dem Erzbischof überhaupt äußerst hinderlich im Wege. Erstens deßhalb, weil der Stellvertreter des Kaisers seine Verachtung der christlichen Pfafferei und seine Hinneigung zur heidnisch-helleniſchen Philosophie nur schlecht verbarg; zweitens, weil er, seiner Pflicht gemäß, den Frieden unter der bunten Bevölkerung Alexandria's

aufrecht zu halten ſuchte; drittens, weil Kyrill ſchlechterdings in der Stadt keine andere Macht und Gewalt dulden wollte als ſeine eigene, — natürlich nicht etwa aus pfäffiſcher Herrſchſucht, ſondern einzig und allein „zur größeren Ehre Gottes“.

Der Präfekt ſollte dennoch getroffen werden, und da ſich zunächſt keine günſtige Gelegenheit bot, den Mann in eigener Perſon zu treffen, ſo ſollte er in einer ihm naheſtehenden getroffen werden. Die Umſtände fügten es auch ſo glücklich, daß Sankt Kyrill da zwei Fliegen mit einem Schlag erreichen konnte. Nämlich: die Perſon, in welcher Oreſtes verwundet werden ſollte, war die demſelben befreundete Philoſophin Hypatia, dermalen anerkannt die Hauptſtütze des Heidenthums in Alexandria, mit welcher unſer vielgeplagter Heiliger auch perſönlich ein Hühnchen zu pflücken hatte. Denn die jungfräuliche Philoſophin, die Heidin und Ketzerin war ſo unverſchämt, dem Erzbiſchof Konkurrenz zu machen, d. h. zur gleichen Zeit, wo er in der Kirche ſeine Predigten hielt, in ihrem Hauſe ihre philoſophiſchen Vorträge zu halten, zu welchen — leidige

Thatſache! — die Elite der alexandriniſchen Geſellſchaft zu Wagen und auf Sänften ſtrömte, während ein ſehr gemiſchtes, mehr ruppiges als elegantes Publikum die Zuhörerſchaft des heiligen Mannes bildete. Allerdings fehlte es den paſtoralen Auslaſſungen deſſelben auf der Kanzel nicht an Händegeklatſch und Beifallsrufen; allein die Freude über dieſe wohlverdienten Erfolge wurden dem Prälaten ſchnöder Weiſe durch heidniſche Läſterzungen vergällt, welche behaupteten, die den erzbiſchöflichen Predigten geſpendeten Beifallsrufe und Händeklatſchlaute rührten von geſchickt in der Verſammlung vertheilten und für ihre Mühe bezahlten Leuten her. Den Ruf und Ruhm eines notoriſchen Heiligen zum Ergebniß der Claque herabwürdigen, ſchon dieſer Frevel verdiente die härteſte Ahndung.

Die arme Hypatia wird furchtbar erfahren, daß es nicht gutthut, gegen den Strom zu ſchwimmen und einer beſiegten Sache zu dienen; wird furchtbar erfahren, daß die Pfaffen lange Zungen haben und das Volk lange Ohren hat und brutale Fäuſte . . .

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Mathematikers Theon, welcher den Euklid und Ptolemäus kommentirte und sein um das Jahr 380 — vielleicht etwas früher oder etwas später — geborenes, mit großen Gaben ausgestattetes Kind frühzeitig mit Mathematik und Astronomie vertraut machte. In der Geometrie wurde das junge Mädchen so fest und sicher, daß es den Ehrennamen „ἡ γεωμετρικὴ“ erhielt. Durch die strenge Vorschule der Mathematik ging sie in die Halle der Philosophie ein und wurde eine eifrige Adeptin des Neu-Platonismus, für welchen gegen den Ausgang des 4. Jahrhunderts der christlichen Aera hin die alte Lieblingsstätte der hellenischen Philosophie, Athen, die letzte Hochschule geworden war. Diese Hochschule bezog auch Hypatia und hörte insbesondere den neuplatonischen Mystiker Plutarch den Jüngeren, in dessen Akademie seine Tochter Asklepigeneia die Honneurs machte. Frauen spielten überhaupt in damaliger Zeit vortretende Rollen; nicht allein in Museen und Ateliers, sondern auch in Feldlagern, in Rathssälen und auf Thronen. Man denke nur der Zenobien,

Amalasunthen, Placidien, Honorien, Pulcherien und Eudokien.

Nach wohlbenützten Lehr- und Wanderjahren kehrte Hypatia nach Alexandria heim und trat daselbst als Lehrerin der Philosophie auf. Sie blieb Heidin und Jungfrau, so zu sagen eine Spätlingsverkörperung des Begriffes der Pallas Athene. Schön von Antlitz und Gestalt, anmuthigen Gebarens, geistvoll, hochgebildet, beredt, wie sie war, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen; allein sie gab keinem derselben Gehör. Falls dem Lexikographen Suidas, welcher, obzwar ein Konfusionsrath, uns eine Fülle interessanter Notizen aus dem Alterthum herüberrettete, Glauben zu schenken ist, hat Hypatia in der herben Sprödigkeit ihrer Jungferschaft sogar keinen Anstand genommen, in sie Verliebte durch Anwendung sehr drastischer, nach unserem Gefühle mit mädchenhafter Schamhaftigkeit freilich schwer zu reimender Mittel zu kuriren*).

*) Als sich einer ihrer Zuhörer heftig in sie verliebt hatte, „pannos mensibus foedatos illi ostendisse dicitur et

Wenn aber der Liebe unzugänglich, war die ſchöne und keuſche Philoſophin für Freundſchaft um ſo empfänglicher, auch hiedurch erweiſend, daß ſie nicht eine romantiſche, ſondern eine antike Natur. Unter ihren Freunden ragen zwei hervor: der kaiſerliche Präfekt Oreſtes, welcher fortwährend alle Hände voll zu thun hatte, die energiſchen Eingriffe des heiligen Kyrill in ſeine ſtatthalterlichen Rechte und Machtvollkommenheiten nothdürftig zurückzuweiſen, und — merkwürdiger Weiſe — ein chriſtlicher Prälat, Syneſios von Kyrene, Biſchof von Ptolemais, welcher ein Schüler Hypatia's war. Der künftige Biſchof als Zuhörer zu den Füßen der jungen Heidin ſitzend, das iſt auch ſo ein kontraſtvolles Bild, wie ſie eben nur in großen Uebergangsepochen vorkommen. Syneſios bildet bekanntlich mit Klemens von Alexandria, Gregor von Nazianz und Methodios von Patara eine Gruppe der älteſten chriſtlichen Poeten. Die zum Preiſe der Götter

---

dixisse: Hoc quidem adamas, o adolescens! et sic animum ejus sanasse.“ Suidas, art. Hypatia.

und der Myſterien des neuen Glaubens geſungenen Lieder und Hymnen dieſer Griechen haben freilich einen ſehr ſtarken Beiſatz von Heidenthum und ſchöpfen ihre Inſpiration mehr aus dem Platonismus und Neuplatonismus, denn aus den Evangelien. Als Muſterſtück dieſer Dichterei kann recht wohl der berühmte Hymnus des Klemens auf den Erlöſer Chriſtus gelten, allwo die Chriſten als „Säuglinge“ erſcheinen, welche „aus den ſüßen Brüſten der anmuthigen Nymphe Weisheit himmliſche Milch ſchlürfen“ *).

Auch der gute Biſchof von Ptolemais war im Grunde mehr Neuplatoniker als Chriſt und daraus erklärt ſich die Innigkeit und Dauer ſeines freundſchaftlichen Verhältniſſes zur Hypatia. Zugleich aber ſind die uns überlieferten Urkunden dieſes Verhältniſſes, d. h. ſieben Briefe des Syneſios an die

*) γάλα οὐράνιον
μαστῶν γλυκερῶν
νύμφης χαρίτων
σοφίας τῆς σῆς ἐκθλιβόμενον,
οἱ νηπίαχοι, cet.

Philoſophin, ein wahres und unvergängliches Ehrenmal für dieſe. Der Biſchof überſendet ihr ſeine Schriften zur Beurtheilung und macht das Erſcheinen oder Nichterſcheinen derſelben von ihrer zuſtimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er ſchreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde mangeln meinem Herzen, aber mehr noch mangelt ihm deine göttliche Seele, die mehr als alles Andere die Herbigkeit meines Schickſals zu verſüßen vermöchte.“ Ein ander Mal entſchüttet er ſeine Trauer alſo gegen Hypatia: „Oh, meine Mutter, meine Schweſter, meine Lehrerin, meine Wohlthäterin, meine Seele iſt ſehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tödtet mich.“ Ein drittes Mal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es dir, wie ich hoffe, beſſer ergeht als mir, ſo bin ich nur noch halb unglücklich.“ Vom Chriſtenthum iſt in den Briefen des Biſchofs nicht mit einem einzigen Worte die Rede.

Und doch war das Chriſtenthum ein unhemmbar-ſiegend vorſchreitendes Prinzip, das Heidenthum

nur noch ein abgünſtig geduldetes. Jenes ein frohlockend um ſich greifendes Feuer, dieſes ein ängſtlich zuckendes Flämmchen, durch die pietätvollen Hände von wenigen Auserwählten mühſam vor dem Erlöſchen bewahrt. Man kann wohl ſagen, daß die beiden Prinzipien zu Alexandria in den Perſonen des heiligen Kyrill und der keuſchen Hypatia verkörpert einander gegenüberſtanden. Ein Zuſammenſtoß konnte nicht ausbleiben und wir dürfen, ohne der Philoſophin Unrecht anzuthun, wohl annehmen, daß ſie immerhin noch Weib genug geweſen ſei, um den Gegner mehr zu reizen und herauszufordern als zu begütigen und zu entwaffnen. Weibliche Eitelkeit, Rechthaberei und Streitſucht pflegen auch in Philoſophinnen ein Plätzchen, mitunter ſogar einen großen Platz zu finden und Sankt Kyrill mochte richtig rathen, wenn er die Akademie der ſchönen Jungfrau nicht nur als die letzte Burg des Heidenthums in Alexandria anſah, ſondern auch als den Ort, wo ſein Widerſacher Oreſtes wirkſame Anregungen empfing und von wo die witzigen antikyrilliſchen Epigramme ausgingen, welche die alexandri-

niſche Geſellſchaft auf Koſten eines Heiligen mehr lachen machten, als einem Heiligen anſtändig ſcheinen konnte.

Derweil man alſo im heidniſchen Prätorium viel Geiſt verausgabte und Witz verbrauchte, philoſophirte und ſatiriſirte, bereitete man im chriſtlichen Tabernakel einen Schlag vor. Schöne Heidin Hypatia, hüte dich! Unter den mönchiſchen Horden Nitria's draußen, wie unter den Pöbelbanden drinnen geht ein Gemunkel und Geziſchel um und birſt auch wohl in wüſte Schimpf- und Drohrufe aus, unſere liebenswürdige Philoſophin ſei eine verruchte Zauberin und ihre Akademie nur der Schauplatz teufliſcher Myſterien und Orgien. Wußte Sankt Kyrill, was für Dämonen er heraufbeſchwor, als er der heiligen Dummheit die arme Hypatia als Hexe ſignaliſirte? Ohne Zweifel; aber er beſchwor ja dieſe Dämone nur „zur größeren Ehre Gottes“ und außerdem wollen wir in geziemender chriſtlicher Liebe glauben, daß im entſcheidenden Augenblicke dem Beſchwörer ſeine Macht über die Beſchworenen verſagte. Denn von einem notoriſchen Heiligen iſt

doch wohl nicht anzunehmen, er habe mit der Bosheit Belials die Grauſamkeit Molochs verbunden.

Das Zerwürfniß des Erzbiſchofs mit dem Präfekten war ſeit dem Judentumult immer klaffender geworden. Beide beſtürmten den kaiſerlichen Hof mit gegenſeitigen Anklagen; allein es war kein erſter Theodoſius mehr da, um entſcheidend einzugreifen, ſondern nur ein zweiter, ein kläglicher Kaiſerſchemen und Weiberknecht, welcher die Dinge im Reiche lottern und ſchlottern ließ, wie ſie konnten und mochten. Die beiden rivaliſirenden Gewalthaber in Alexandria blieben daher ſich ſelber überlaſſen und das „geiſtliche Schwert“ durfte ſich ſagen, daß es die öffentliche Meinung, welche ja mit dem Stärkeren zu gehen liebt, für ſich haben würde, ſo es ihm gelänge, das „weltliche“ unterzukriegen. Aber es ſteht geſchrieben: „Seid klug wie die Schlangen!“ und unſer Heiliger war in der heiligen Schrift zu beſchlagen, um das nicht zu wiſſen. Demuth und Milde ziemt dem chriſtlichen Prieſter und: „Liebet eure Feinde!“ ſpricht der Herr. Aus dieſen Gründen und nicht etwa, wie heidniſche Läſterzungen be-

haupten wollten, aus Motiven einer Politik, welche ſich den Anſchein geben wollte, herausgefordert worden zu ſein, begab ſich Sankt Kyrill eines Tages unter Vortragung eines Exemplars der Evangelien zum Präfekten, um den ſchwebenden Zwiſt in Minne zu ſchlichten und den Friedensſchluß ſofort auf das heilige Buch zu beſchwören.

Da hatte nun aber der Teufel ganz offenbarlich ſein Spiel. Denn, ſiehe, Oreſtes wies den Friedensantrag des heiligen Mannes zurück, ohne allen Zweifel auf die Einflüſterung der Here Hypatia hin. Sofort fiel der lange und wohlvorbereitete Schlag. Denn eilends ward in die Trompete des Zorns geſtoßen und eifrigſt das Horn des Zeters geblaſen, um die heilige Dummheit und die fromme Wuth auf den Plan zu rufen. Sie kam. Eine Bande von Mönchen ſchwärmte von Nitria herein, die Matroſenkneipen am Hafen, die Gaunerherbergen der Rhakotis, die Bordelle am kanopiſchen Kanal ſpieen ihre Inſaſſen auf die Straßen, damit ſie „zur größeren Ehre Gottes“ arbeiteten, und zwar unter Anleitung eines würdigen Führers, eines angehen-

den Prieſters, welcher Peter hieß und den Berufsbeinamen der „Lektor“ trug. Nachdem der Tumult im Gange, fand Sankt Kyrill als kluger Puppenſpieler nicht gerathen, ſeine Hände weiter dabei zu zeigen, ſondern wuſch vielmehr dieſelben in Unſchuld. Mit- und Nachwelt ſind aber ſo profan geweſen, an die Wirkſamkeit dieſer Wäſche nicht recht zu glauben, und ſelbſt der frommgläubige Sokrates Scholaſtikus konnte ſich nicht enthalten, in ſeiner Kirchenhiſtorie mit dürren Worten zu ſagen, der an Hypatia verübte Mord und die Art ſeiner Verübung habe „den heiligen Kyrill und die ganze Kirche von Alexandria mit Schmach bedeckt.“

Das Unheil war im Zug und der Gräuel geſchah. Eines Tages im März des Jahres 415 durchtobte eine Pfaffen- und Pöbelhorde tumultirend die Straßen der Stadt, deren Bewohner aber derartiger Auftritte zu ſehr gewohnt waren, als daß ſie ſich viel daraus gemacht hätten. In der Straße, wo unweit der „cäſariſchen“ Kirche Hypatia's Haus gelegen war, ſtaute ſich der wüſte Menſchenkehricht. Der Wagen der ſchönen Philoſophin

wartete an der Hauspforte, denn, unwiſſend, daß der Pöbelauflauf ihr gelte, war ſie im Begriffe, auszufahren.

Sie kam herab, beſtieg den Wagen und hat, indem ſie ſich zurechtſetzte, wohl einen Blick philoſophiſcher Verachtung auf die ſpektakelnde Rotte geworfen.

Da aber, wie die Pferde anziehen wollen, ſtößt Peter der Vorleſer einen Signalſchrei aus und wüthend werfen ſich die Mönche und wirft ſich die ganze „heilige Canaille“ auf die Equipage. Hypatia wird vom Wagen geriſſen und im Nu und Hui werden ihr erbarmungslos-roh ſämmtliche Gewänder vom Leibe gezerrt. Das freche Tageslicht ſieht die jungfräuliche Nacktheit der vor Ueberraſchung und Entſetzen Verſteinerten. Die alſo Geſchändete wird unter wüſten Mißhandlungen in die nahe Kirche geſchleppt und dort von den raſenden Satanaſſen buchſtäblich in Stücke zerriſſen. Die noch zuckenden Glieder der erlauchten Blutzeugin der Denkfreiheit werden unter kanibaliſchem Jubel durch die Straßen geſchleift und ſchließlich

auf dem Kinaron verbrannt . . . Das Chriſtenthum hatte geſiegt.

Die Scheußlichkeit gemahnt in ihren Einzelnheiten höchſt auffallend an die gräßliche Ermordung der armen Prinzeſſin Lamballe im Gefängniſſe La Force am ſchrecklichen 3. September von 1792. Ja, der Fanatismus, ob ſo oder ſo gefärbt, bleibt immer und überall derſelbe und mächtig iſt im Menſchen die Beſtie.

Cromwell.

Nicht Regel ist es, sondern Ausnahme, seltene, seltenste, daß die Offenbarung des Göttlichen in der Menschheit auf den sogenannten „Höhen" der Gesellschaft vor sich geht. Wirkliche Helden, Helfer und Heilande unseres Geschlechtes werden nur aus dem Volke geboren. In einem Viehstall läßt die Mythologie des Christenthums ihren Propheten zur Welt kommen. Noth heißt die Amme, Arbeit die Lehrerin der wahrhaft großen und guten Menschen. Solche unter ihnen, welchen es gegönnt ist, in von der Sorge um's tägliche Brot unbedrängten Vaterhäusern eine sorglose Kindheit zu verleben, müssen schon zu den vom Glücke besonders Begünstigten gezählt werden. So der Wolfgang Göthe, welchen

aber das genoſſene Jugendglück der deutſche Jammer grauſam büßen ließ, indem dieſer den größten Genius ſeines Landes mit der Lächerlichkeit einer deutſch-liliputiſchen Miniſterſchaft behängte und den Schöpfer des Fauſt, den Vater der Iphigenia und Dorothea vor deutſch-bettelhaften Fürſtlichkeiten im unterthänigſt-erſterbenden Kurialſtyl geheimräthlich kratzfußen machte. Auch eine Erſcheinungsform des weltberühmten deutſchen „Idealismus“!

Scheherezade Poeſie, raſtlos ſinnend, das alte Kind, den brummigen Sultan Publikum bei guter Laune zu erhalten, hat es zu einem Lieblingskapitel ihres Fabulirens gemacht, Zeugung, Geburt und Kindheit der Halb- und Ganzgötter mit mehr oder weniger ſinnreichen oder auch blödſinnigen Mirakeln auszuſtaffiren. Das gibt dann der gewiſſenhaften Arbeiterin Geſchichte, welche ſich die rieſige und undankbare Aufgabe ſtellte, den Welt-Augiasſtall des Köhlerglaubens mit dem eiſernen Kehrbeſen der Wahrheit reinzufegen, vollauf zu thun. Die Gute müht ſich ab — zumeiſt vergeblich, verſteht ſich — der lügenhungrigen und mythendurſtigen Menge zu

zeigen, daß die Gestalten der wirklichen und wahrhaften Helden, Helfer und Heilande durch Legendenarabesken und Pfaffenschnörkel nicht vergrößert und verschönert, sondern nur verkleinert, verunziert und verzerrt werden. Sie sagt: — Du schleuderst auf einem Waldgange die reif vom Baume gefallene Eichel als ein unscheinbar Ding mit deiner Fußspitze achtlos aus dem Wege. Komm' nach etlichen Jahrhunderten wieder und du wirst das unscheinbare Ding wiederfinden, in Gestalt einer Rieseneiche . . . Nein, nicht unter Trompeten- und Paukenschall, nicht unter dem Gedröhne von 101 Kanonenschuß, nicht unter dem Hallelujahen von Engeln und anderen Fabelthieren, sondern still und schlicht, in scheinloser Form, ärmlich sogar oft und unschön tritt das Gute, das Große, das Menschen- und Völkergeschicke bestimmende Gewaltige in die Welt.

An einem Montag war es, am 9. November von 1640, sechs Tage nach der Eröffnung des „Langen" Parlaments, als ein junger Gentleman, Sir Philipp Warwick, Mitglied für Radnor, zu Westminster in den Sitzungssal der Gemeinen trat

und einen Mann erblickte, welcher ſich ſo eben zum Sprechen erhoben hatte und der ihm gänzlich unbekannt war. Sir Philipp, „a courtly young gentleman“, wie er ſich ſelber nennt, iſt von der Erſcheinung des unbekannten Redners wenig erbaut geweſen und als der Modeherr, welcher er war, hätte er nach kurzem verwunderten Anſtarren der grobſchlächtigen Geſtalt den Augenkneifer achſelzuckend fallen laſſen, ſo Augenkneifer damals ſchon erfunden geweſen wären.

„Zum Henker, wie ordinär iſt der Menſch angezogen (very ordinarily apparelled)!“ denkt und ſchreibt unſer Dandy. „Sicherlich hat dieſes Ding von einem Rock ein Dorfſchneider zuſammengeplätzt. Grobe Leibwäſche, hm, und nicht eben ſehr ſauber (not very clean)! Und das ſoll eine Halskrauſe vorſtellen? Nicht einmal ein Hutband um den Hut! Die Geſtalt nicht übel proportionirt, aber wer wird ſein Schwert ſo feſt auf die Hüfte ſitzend tragen! (His sword stuck close to his side.) Das Geſicht gedunſen und geröthet, die Augen funkelnd, und woher nimmt ſo ein Menſch dieſen gebieteriſch-geſtrengen

Blick? Die Stimme ſchneidend und unangenehm, der Vortrag voll Heftigkeit (full of fervour)*). Summa: Ein handfeſter bäueriſcher Kerl!... Wie heißt der Mann, Sir Soundſo?" — „Oliver Cromwell, Sir." — „Cromwell? Habe den Namen nie gehört. Woher?" — „Aus Huntingdon, dermalen wohnhaft in Ely." — „Mitglied für?" — „Cambridge." — „Was? die Univerſitätsſtadt am Cam ſchickt einen Bauer ins Unterhaus?" — „Was wollt Ihr? Maſter Cromwell iſt ein Vetter von Maſter Hampden, der ihn den Wählern von Cambridge empfahl." — „Ah ſo!" ſagt Sir Philipp ſpottlächelnd, ſeinen ſproſſenden Henry-Quatre mit der Linken ſtreichelnd und die zärtlich gepflegte, lange Buhllocke („lovelock"), welche ihm hinter dem rechten Ohr auf den breiten Spitzenkragen herabfällt, zierlich um den Zeigefinger der Rechten wickelnd.

„Ein Vetter von Maſter Hampden." Dies vor-

*) Sir Philip Warwick, Memoirs (London 1701), p. 274.

erſt der einzige Nachhall des Namens Oliver Cromwell. Aber die unſcheinbare Eichel wird zu einem Eichenkoloß werden, der mit ſeinen Zweigen rauſcht, daß der Widerhall durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende der Weltgeſchichte hinabdonnert.

Laßt uns ſehen, wie die Eiche wächſt, und laßt uns hören, wie ſie rauſcht. Es iſt augenerfriſchend und herzſtärkend, in unſeren Tagen der Schwatzweiber in Hoſen einen Thatmann zu betrachten, welcher dem Pfaffenthum den Fuß ſtramm auf den Nacken ſetzt, das Junkerthum an der übermüthigherausfordernden „Buhllocke“ packt und zu Boden ſchmettert, dem meineidigen Königsthum Angeſichts des Himmels und der Erde den Kopf abſchlägt, die Schwätzer und Klätſcher mit Fußtritten davonjagt und ſein Land zur gebietenden Vormacht Europa's erhebt. *)

*) Es ſei aber geſtattet, daran zu erinnern, daß das aufzuſtellende Charakterbild Cromwells eben nur als eine „Studie“ ſich gibt, ſowie an das dante'ſche Wort:

Ma chi pensasse il ponderoso tema
E l'omero mortal, che se na carca,
Nel biasmerebbe, se sott' esso trema.

1.

Hätte Schiller die Laufbahn der Maria Stuart genauer gekannt, der Dichter des ſittlichen Idealismus würde ſicherlich Anſtand genommen haben, durch tragiſche Glorifizirung dieſer Metze und Mörderin die Majeſtät der Geſchichte zu beleidigen. Die königliche Sünderin unterlag in dem langen Kampfe mit ihrer Todfeindin Eliſabeth, deren vielgeprieſene „Jungfräulichkeit“ auch nur eine Fabel. Aber mochte die tyranniſche Tochter Heinrichs des Achten das Recht haben, Maria zu tödten, oder nicht, ſoviel iſt gewiß, daß, als die Buhlin Bothwells am 8. Februar von 1587 in der Burghalle von Fotheringay ihr Haupt auf den Richtblock legte, nur ein gerechter Sühnakt für ſchwere Verſchuldung geſchah. Der Schickſalszwang übrigens ließ auch die „jungfräuliche“ Königin Beß nicht leer ausgehen, indem er ſie mit jener Ironie, womit er ſein herbes: „Du mußt!“ den Menſchen ſo häufig einpfeffert, nöthigte, den Sohn der von ihr getödteten Maria zu ihrem Nachfolger zu beſtellen.

Dieſer Jakob Stuart, als König von Großbritannien und Irland genannt der Erſte, kam im April von 1603 aus ſeinem bettelhaften Königreich Schottland nach England herüber und zeigte den erſtaunten Engländern leibhaftig, wie eine Fratze von Monarchen ausſähe. Mit höchſter Beſtimmtheit iſt zu vermuthen, daß, als William der Einzige in demſelben Jahre 1603 die letzte Hand an ſeinen Hamlet legte, Jakob der Erſte, dieſe Karikatur auf das Königthum, dieſer gelehrte Simpel von Sodomiter, mit ekelhaftem Geifermund ſtammelnd und ſtotternd, auf dünnen Beinen kläglich watſchelnd, furchtſam wie ein Kaninchen, feig wie ein Mops, grauſam wie ein Pfaffe, — dem großen Dichter die hamlet'ſchen Ausrufe: „A vice of king!“ und „A king of shreds and patches!“ eingegeben habe.*)

Damals ſtand am nördlichen Ende von Huntingdon inmitten eines ſtattlichen Obſtgartens ein behäbiges Haus, aus deſſen Fenſtern man den

*) Mit welchem gramſchwerem Blicke Shakſpeare ſpäter auf die elende Mißregierung Jakobs hinſah, bezeugt eindringlich ſein 66. Sonett („Tir'd with all these“ u. ſ. w.).

wohlangebauten, am Ufer des Flüßche = Ouse sich hindehnenden Grundbesitz überblickte, welcher dazu gehörte. In diesem Hause wurde dem Besitzer, Robert Cromwell, von seiner Frau, Elisabeth Stuart, am 25. April von 1599 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt und eines Tages heißen wird „Lord Protector of the Commonwealth of England". Wunderlich genug stammte, falls den Heraldikern zu trauen ist, der glorreiche Feind des Stuartismus mütterlicherseits aus einer Seitenlinie des schottischen Königshauses. Die väterliche Familie dagegen ist altsächsischen Stammes gewesen. Der berühmte Minister Heinrichs des Achten, Cromwell, gesegnet und verflucht als „Zermalmer der Mönche (malleus monachorum)", hatte dem Familiennamen geschichtlichen Glanz verliehen. Sein Neffe, Sir Richard Cromwell, hatte einen Sohn, Sir Heinrich, welcher seines Reichthums und seiner Prachtliebe wegen der „goldene Ritter" (the golden knight) zubenamst war. Der älteste Sohn des goldenen Ritters, Sir Oliver, hauste auf seinem schönen, eine Viertelstunde von

Huntingdon entfernten, am linken Ufer des Ouſe gelegenen Herrenſitz Hinchinbrook. Der jüngſte Bruder Sir Olivers, Robert Cromwell, beſaß, wie ſchon geſagt, zu Huntingdon Haus und Grundbebeſitz, welcher letztere dem „Squire“ einen Jahresertrag von 300 Pfund abwarf, ein ganz behagliches Auskommen alſo, weil mit 300 Pfund jährlich ein engliſcher Landgentleman zu jener Zeit ſorgloſer und anſtändiger leben konnte als es in unſeren Tagen einer mit 1200 zu thun vermag.

Am 27. April von 1603 waren die ſonſt ſo ſtillen Ufer des langſam fließenden Ouſe ganz ungewöhnlich belebt und war das Herrenhaus von Hinchinbrook voll Regung und Bewegung. Dem Sir Oliver, welcher Prunk und Pracht ebenſo liebte wie ſein Vater, war großes und größtes Heil widerfahren. König Jakob der Erſte hatte, von Belvoir-Caſtle gen London fahrend, das Haus des Ritters der Einkehr gewürdigt und verbrachte mit zahlreichem Gefolge zwei Tage und zwei Nächte unter dem gaſtlichen Dach. Daß der kleine Oliver bei dieſer Gelegenheit über die Wieſen von Huntingdon herüber-

kam, um ſich die höfiſche Herrlichkeit im Hauſe ſeines Oheims anzuſehen, iſt gewiß. Schade nur, daß wir nicht wiſſen, welchen Eindruck der Vierjährige empfangen, als er mit weit aufgeriſſenen Augen die „geflickte Lumpenmajeſtät“ angaffte. Das alte Waſchweib Fabulirſucht, welches ja ſtets auf den Fußtapfen großer Männer klatſchend einherhinkt, will wiſſen, der kleine Oliver ſei an jenem 27. oder 28. Apriltag zu Hinchenbrook in eine knäbiſche Balgerei gerathen mit dem kleinen Karl Stuart, Herzog von York, welcher ſeinem Vater Jakob im Jahre 1600 geboren worden und im Jahre 1612, in Folge des Todes ſeines älteren Bruders Heinrich, Prinz von Wales, ſodann 13 Jahre ſpäter König von England wurde. Vorbildlicher Weiſe habe damals zu Hinchenbrook der kleine Oliver den kleinen Prinzen ebenſo entſchieden als reſpektswidrig niedergebort und untergekriegt, wie ſpäter der große Oliver den nichtgroßen König. Meiſterin Hiſtoria lächelt vornehm-kritiſch und ſagt: Dummer Schwatz ex post! Daſſelbe wird ſie wohl auch von einem zweiten mythologiſchen Schnörkel ſagen, welchen

man der Jugendgeschichte unseres Helden angeklebt hat. Nämlich, Knabe Oliver sei Anwandlungen krankhafter Schwermuth unterworfen gewesen und in einer Stunde solchen Angefaßtseins habe er am Ufer des Ouse eine Riesengestalt erblickt, welche ihm weissagte, daß er bestimmt sei, der mächtigste Mann in England zu werden. Die Zeitgenossen des Protektors, darunter selbst Männer von unzweifelhafter Urtheilskraft, haben fest an diese Legende geglaubt und im Uebrigen ist es ja gar nicht unmöglich, daß die Ahnung seiner künftigen Größe dem jungen Oliver in der Erscheinungsform einer optischen Täuschung sich vergegenständlichte. War doch ein starker Zug religiöser An- und Aufspannung in sein Jugendleben eingegangen, da sein elterlich Haus eine Stätte jener strengprotestantisch-gläubigen Anschauung und Richtung gewesen ist, die sich gerade zu jener Zeit immer bestimmter zum religiös-politischen Puritanismus entwickelte, der dann im Independentismus seine stahlscharfe Spitze fand.

An demselben Tage, am 23. April von 1616, wo der größte Literaturmann seines Landes,

Shakeſpeare, zu Stratford ſtarb, wurde der größte Geſchichtemann Englands zu Cambridge im Kollegium Sidney-Suſſer als Student inſkribirt: — „Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum sociorum, Aprilis vicesimo tertio.“ Olivers akademiſche Laufbahn war aber nur eine kurze und er hatte nicht das Zeug zu einem Gelehrten. Daß übrigens, von Fachgelehrſamkeit abgeſehen, ſpäter ſeine Bildung mit der ſeiner gebildetſten Zeitgenoſſen auf gleicher Höhe ſtand, unterſteht keinem Zweifel. Er ſprach und ſchrieb, wenn er wollte, ein ſehr verſtändliches Engliſch, der energiſche Ausdruck des in ihm arbeitenden energiſchen Gedankens; er fand Schlagworte voll Blitzfeuer und Donnermacht; er vermochte zur Noth mit einem fremden Geſandten über Staatsſachen auch lateiniſch zu verhandeln; er hatte mit Nutzen und Genuß das Buch der Geſchichte geleſen und ſpäter empfahl er ſeinem leichtfertigen Sohn Richard zu wiederholten Malen geſchichtliche Studien als ein Mittel ſittlicher Läuterung und edler Herzerfriſchung. „Recreate yourself with Sir Walter Raleigh's History!“

ſchrieb er im April von 1650 aus dem Feldlager von Carrick in Irland an Richard und ein ander Mal führt er brieflich aus, das Studium der Geſchichte ſei ſchon deßhalb zu empfehlen, weil „es uns geſchickt macht, dem Volke zu dienen, und dazu iſt ja der Menſch geboren.“

Cromwell hat überhaupt, ſei das gleich hier geſagt, den hohen Werth der Geiſteskultur niemals unterſchätzt, ſondern immer ſehr hoch angeſchlagen. Seine Frömmigkeit — und er war ein frommer Mann im Hochſinn des Wortes — iſt nicht der gewöhnlichen Quelle entfloſſen. („Unwiſſenheit iſt die Mutter der Frömmigkeit.“) Aus dem Granitfels ſeiner religiöſen Ueberzeugung, die ihrerſeits ein Produkt heftigen und ſchmerzlichen geiſtigen Ringens geweſen iſt, ſprang ſie klar und mächtig hervor, die Beſudelung durch das Schwarzwaſſer bornirten Fanatismus zurückweiſend. Denn, fürwahr, ſoweit ein Puritaner über den Puritanismus ſich erheben konnte, hat es der Lord-Protektor gethan, indem er als einer der toleranteſten Menſchen ſeines Zeitalters handelte, wobei daran erinnert werden mag, daß

der edle Grundſatz allgemeiner und unbedingter Duldſamkeit in religiöſen Dingen eine ruhmreiche Errungenſchaft erſt des 18. Jahrhunderts geweſen und noch heute, im letzten Drittel des neunzehnten, von allen Bonzen in Meßgewändern und Predigerkutten, von allen Deſpoten und Dunklern verworfen und verfolgt iſt, ja, von dieſem Menſchenſpülicht vorausſichtlich noch im 20. und 30. Jahrhundert verworfen und verfolgt ſein wird. Denn das Dumme iſt und bleibt das Frumme und das Niederträchtige das Ewig-Mächtige *).

Durch Olivers eiſerne Geſtalt läuft eine Ader von Güte und Milde, deren Quillen und Pulſiren man insbeſondere in ſeiner Privatkorreſpondenz deutlich verfolgen kann. Der adleräugige Feldherr, der heldiſche Krieger, der unbeugſame Staatsmann iſt all ſein Lebenlang die ſchlichtbürgerliche Natur ge-

*) Ueber's Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man auch ſage.

Göthe.

blieben, die er von Anfang an geweſen. Nur Schwachköpfe oder mit Abſicht alberne Verleumder haben den Mann einen Heuchler nennen können, an welchem ſo ganz und gar Nichts gemacht und gekünſtelt war. Wie er eines Tages in einem vertraulichen Briefe äußerte: „Ich liebe eine Ausdrucksweiſe, welche ſchlicht aus dem Herzen kommt und nichts Gezwungenes und Affektirtes hat — (I like expressions when they come plainly from the heart, and are not strained nor affected*)“ — ſo iſt er ſelber geweſen.

Aber, wohlverſtanden, er war bei Alledem ein Puritaner des 17. Jahrhunderts und er war das Haupt des Puritanismus. Herrſchende Häupter von Parteien müſſen aber, um das zu ſein und zu

*) Oliver Cromwell's Letters and Speeches. Ed. by Th. Carlyle. Leipz. Tauchnitz 1861. Vol. II, p 284. Ich brauche kaum zu ſagen, daß dieſes koſtbare Sammelwerk, durch deſſen Herausgabe Carlyle dem Protektor ein weit edleres Denkmal errichtete, als das von der engliſchen Scheinheiligkeit und Servilität demſelben verweigerte jemals hätte ſein können, mir bei Niederſchreibung des vorliegenden Aufſatzes als Hauptquelle diente.

bleiben, ſehr häufig die gehorſamen Diener derſelben machen. Und nicht nur das! Die Strenge hiſtoriſcher Charakteriſtik gebietet, daß offen geſagt werde: Allerdings läßt ſich das Wort: „Unwiſſenheit iſt die Mutter der Frömmigkeit —“ auch auf Cromwell beziehen. Denn ſein Glaube war jener puritaniſche, welcher durch die vieljährigen und grauſamen Verfolgungen, die er von Seiten des Throns und Altars, von Seiten Eliſabeths, Jakobs und der anglikaniſchen Pfaffheit erlitten, zur Vollhöhe ſeiner rachedurſtigen Energie emporgeſteigert worden. Der Gott, an welchem Olivers Heldenſeele mit allen ihren Fibern hing, der Gott, als deſſen erwähltes Rüſt- und Werkzeug er ſich betrachtete, mit felſenfeſtem Glauben betrachtete, war der altteſtamentliche Adonai-Schaddai, der Gott des Eifers, des Zorns und der Rache, von den ſpäteren jüdiſchen Propheten mühſam zum einigermaßen erträglichen Kultur-Gott Jahve verdünnt und humaniſirt, hinter deſſen aufgezwungener Jahve-Maske jedoch die grimmigen Züge des alten großen Semiten-Gottes Baal-Moloch immer wieder ſchrecklich-deutlich hervor-

traten. Hieraus erklärt es sich, daß die Frömmigkeit Olivers nicht selten eine breite Spur von Blut und Feuer hinter sich herzog, gerade wie in den alttestamentlichen Schriften Adonai-Schaddai im Blute seiner Feinde schwelgt und Leichenhaufen, Trümmer und Verödung hinter sich zurückläßt.

2.

Schon im Jahre 1617 wurde der junge Oliver nach zu Cambridge wohl oder übel gepflogenem Musendienst nach Hause zurückgerufen durch den Tod seines Vaters. Er übernahm die Verwaltung, beziehungsweise Bebauung des väterlichen Besitzthums zu Huntingdon und zugleich die Sorge für seine Mutter und sechs Schwestern. Ab und zu, wie es seine landwirthlichen Geschäfte gestatteten, hielt er sich wochen- und monatelang in London auf, in der Absicht, Rechtskunde und Gesetzekenntniß sich anzueignen, und die Hauptstadt Englands, schon damals, wie noch heute, eine der verpestetsten Stätten

europäiſcher Sittenverderbniß, ſoll den kraftſtrotzenden jungen Mann in den Wirbel der modiſchen Ausſchweifung hineingeriſſen haben. Für dieſes „Soll“ gibt es aber nur ein beſtimmtes Zeugniß, eine herbe Selbſtanklage, welche Oliver viele Jahre ſpäter gegen ſich erhoben hat, indem er in einem an ſeine Baſe Miſtreß St. John am 13. Oktober von 1638 geſchriebenen Briefe erklärte, er ſei in der Finſterniß gewandelt, er habe dieſe geliebt, das Licht aber und die Gottſeligkeit gehaßt; er ſei ein Sünder, ja ein Oberſter der Sünder geweſen — („Oh, I lived in and loved darkness, I hated light and hated godliness; I was a chief, the chief of sinners“).

Nun ſieht freilich dieſe Selbſtanklage einem aus puritaniſcher Zerknirſchung hervorgegangenen Ueberſchwang des Schuldbewußtſeins ſehr ähnlich; allein man wird unſerem Helden doch kaum unrecht thun, wenn man als thatſächlich wenigſtens ſoviel annimmt, daß er die Verderbtheit der Welt aus eigener Erfahrung gekannt habe, d. h. daß er in dem wilden Strome londoner Laſterlebens eine Weile luſtig mitgeſchwommen ſei. Später jedoch, nach

seinem Eintritt ins Mannesalter, hat selbst die giftigste Bosheit der Verleumdung an der sittlichen Haltung und ehrenhaften Lebensführung Olivers Nichts auszusetzen vermocht und die royalistische Skandalsucht brachte es in dieser Richtung nie weiter als zu armseligen Späßen über „Nolls" Kupfernase, welche vom häufigen Genuß seines eigenhändig gebrauten Bieres herrühre. In Wahrheit ist der Protektor mäßig in allen Genüssen gewesen, unter guten Freunden einem harmlosen Scherze nicht abgeneigt, wohl aber dem lästerlichen Fluchen und garstigen Zotenreißen, wie es damals selbst in den „feinsten" Kreisen in England durchweg Mode war. Und ferner: auch auf der Höhe seiner Machtstellung ein sparsamer, schlichtbürgerlicher Haushalter, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein anhänglicher und hülfreicher Freund, ein braver Mensch durch und durch, um und um. Daß er der größte Patriot war, welchen sein Land hervorgebracht, können nur Mastschweine der verächtlichsten aller Kirchen, der englischen High-Church, bestreiten, oder auch deutsche Hofprofessoren.

Mit Grund iſt zu vermuthen, daß Olivers Heirat mit Eliſabeth, einer Tochter des Sir James Bourcher, welche Heirat am 22. Oktober von 1620 zu London ſtatthatte, einen bedeutſamen Wendepunkt im Leben unſeres Mannes markirt habe. Er führte ſein junges Weib unter das Dach des väterlichen Hauſes in Huntingdon, welchen Wohnſitz er 9 Jahre ſpäter mit St. Ives und dann mit Ely vertauſchte. Sein Daſein war das eines echten und rechten Landſquire's, der allerdings wohl auch den Bedarf ſeines Haushalts an Bier mit eigenen Händen gebraut hat. Uebrigens gedieh der Haushalt des tüchtigen Bauers und Brauers, deſſen Ehrbarkeit, aufrichtige Religioſität und mannhaftes Weſen ihm unter ſeinen Nachbarn und Kirchſpielsgenoſſen Achtung und Anſehen verſchafften. Unverkennbar wirkſam war zu dieſer Zeit weiblicher Einfluß auf das ſpröde Metall von Olivers Naturell. Dieſer Einfluß wurde geübt durch ſeine treffliche Gattin Eliſabeth und in noch höherem Maße durch ſeine Mutter, an welcher der Sohn mit liebevoller Ehrfurcht hing und hielt. Auch hier begegnen wir alſo der oft wiederkehrenden That-

ſache, daß bedeutende und große Menſchen ſo zu ſagen mehr die Söhne ihrer Mütter als die ihrer Väter ſind.

Sie verliefen äußerlich recht ſtill, dieſe huntingdoner Jahre Cromwells. Aber in ſeinem Inneren hat es gerade während dieſer Zeit häufig genug recht gewaltſam geſtürmt und getobt. Denn unter heftigen Seelenkämpfen, welche den ſtarken Mann mitunter ſo krampfhaft ſchüttelten, daß er ſtöhnend und händeringend an den Ufern ſeines Heimatfluſſes umherlief, kam während dieſer Jahre der Puritanismus in Oliver zum Durchbruch, — ein pſychologiſcher Prozeß, welcher vorderhand nur erſt eine von Wenigen beachtete perſönliche Bedeutung hatte, bald aber eine weltgeſchichtliche gewinnen ſollte. Denn mit Cromwell an der Spitze wurden die Puritaner aus einer verfolgten Sekte zu einer ſiegreichen, Prälatenthum, Junkerthum, Königthum zu Boden tretenden Partei.

Was aber war der Puritanismus? In ſeinen Urſprüngen und Anfängen nur der ſchüchterne Proteſt von etlichen wenigen aufrichtigen und tiefen Ge-

müthern gegen das elende Halb- und Scheinding der engliſchen Reformation, welche ihren ſchmutzigen Urſprung niemals verleugnen konnte. Hervorgegangen aus einer ehebrecheriſchen Laune des achten Heinrichs, des wüſten Tyrannen und Weibermörders, iſt das anglikaniſche Kirchenthum durch Eliſabeth ganz im deſpotiſch-pfäffiſchen Sinne feſtgeſtellt und zugleich zu einem üppigen Spittel für die jüngeren Söhne des Adels gemacht worden. Kaum in dieſer Weiſe großgewachſen, hat dann der hochkirchliche Wechſelbalg mit dem ſcharlachenen Weib auf den ſieben Hügeln in Verübung aller Verfolgungsgräuel gewetteifert. Da aber der Hauptgegenſtand der Verfolgung, der Puritanismus, das will ſagen der beſtimmt gefaßte, folgerichtig entwickelte, ehrlich aus- und durchgeführte Gedanke der Reformation, die enge Verbindung, ja die Dieſelbigkeit geiſtlicher und weltlicher Tyrannei ſchwer zu fühlen hatte, da er erkannte, daß Kirche und Krone zu ſeinem Untergange mitſammen ſich verſchworen hätten, da er in dem König von England nur noch einen ſchlechten Abklatſch des römiſchen Papſtes

ſehen mußte, ſo geſchah es mit Nothwendigkeit, daß die Puritaner wie in der Hochkirche ſo auch im Königthum nur noch Veranſtaltungen Satans erblickten, daß ſie wie in Sachen der Religion ſo auch in Sachen des Staates Radikale und Demokraten wurden, daß ſie ſich entſchieden dem Republikanismus zuwandten und die furchtbare, gegen das Königthum geſchleuderte Verwerfungsrede des grimmigen Propheten Samuel — (1. Buch Samuels, Kap. 8) — zu ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß machten.

Freilich, bei aller ſeiner Größe — nur Thoren können ſie ihm beſtreiten — haften dem Puritanismus tiefe Makel an, und ſein Hauptmakel iſt geweſen, daß er im Grunde doch auch nur eine theologiſche Bornirtheit war. Allein das kann ihm, hiſtoriſch angeſehen, unmöglich als Verſchuldung angerechnet werden; denn das 17. Jahrhundert kannte eben noch nicht den philoſophiſchen Weg zur Freiheit, welchen das 18. oder den natur- und geſchichtswiſſenſchaftlichen, welchen das 19. aufthat, und mußte daher wohl oder übel den theologiſchen

einſchlagen. Was ſodann den oft wiederholten Vorwurf angeht, der Puritanismus habe mit der Kirche und dem Thron zugleich auch das luſtige Leben von Alt-England zerſtört und ſei ein blinder Verächter und Haſſer von Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen, ſo iſt zuvörderſt allerdings wahr, daß der alſo Angeklagte ein ſehr ſauertöpfiſcher, ſteifleinener Geſelle, deſſen Sucht, das ganze Daſein möglichſt altteſtamentlich zuzuſchneiden, unendliche Lächerlichkeiten zu Tage förderte. Allein man darf doch auch nicht überſehen, daß das vielgerühmte „luſtige Leben von Alt-England“, welches Rundkopf Zu-Deinen-Zelten-Israel-Puritanismus mit dem grimmigen Lächeln befriedigter Rache zertrat, ein ſehr lüderliches geweſen und von dem ſchonungslos Verfolgten ſeit vielen Leidensjahren als ein Gräuel Moabs und Amaleks verabſcheut worden war. Denn dieſem düſteren Fanatiker war es Ernſt, furchtbarer Ernſt mit den ſittlichen Forderungen ſeiner Religion an ihn ſelbſt, wie an Andere, und deßhalb auch blickte er mit Verachtung und Ingrimm auf die zeitgenöſſiſche Literatur ſeines Landes, welche

unleugbar nur allzu ſehr die Anſchauungen des luſtigen Alt-Englands widerſpiegelte. Man vergeſſe nicht, daß ſelbſt die Dramen Shakſpeare's von Schmutzereien wimmelten. Die Aufführung derartiger Stücke mußten dem Puritanismus ein heidniſcher Gräuel ſein und deßhalb zerſtörte er das Theater. Und ſollten ſich endlich Puritaner vom reinſten Waſſer nicht zur Verachtung der Wiſſenſchaft getrieben fühlen, wenn ſie im Hinblick auf den gefeiertſten Repräſentanten derſelben in ihrem Lande und zu ihrer Zeit, im Hinblick auf Bacon of Verulam bedachten, daß dieſer angeblich große und größte Gelehrte in Wahrheit einer der verächtlichſten Schurken war, welche jemals mittelſt Beugung und Fälſchung des Rechtes die Gunſt der Mächtigen ſich erbuhlt haben? Ach, es iſt eine traurige Thatſache, daß die Hiſtorie der Wiſſenſchaften voll von Baconen. Denn wie es keinem glücklichen Verbrechen in der Weltgeſchichte an einem Tedeum brüllenden Pfaffen, ſo hat es auch keiner gelungenen Schändlichkeit an einem gelehrten Anwalt gefehlt. In den Akademieen älterer und neuerer Zeiten müßte ein Diogenes

Männerſtolz, Freimuth und Charakterwürde mit der Laterne, mit der Lupe ſuchen und er würde ſie ſelten genug finden. Im Uebrigen kann, auf unſer Thema zurückzukommen, der Puritanismus mit gerechtfertigtem Stolz zu ſeinen Feinden und Anklägern ſagen: Wenn ich ſo ganz, wie ihr behauptet, ein Barbar geweſen, wie kam es denn, daß ich den edelſten Gelehrten, einen reinſten Träger des Genius aus mir zu erzeugen vermochte? Den wiſſenſchaftlichen Begründer des Preßfreiheitsrechtes, den wunderbar beredten Verfaſſer der Vertheidigung des Volkes von England, den herrlichen Schöpfer des Verlorenen Paradieſes!

Einleuchtend iſt demnach für Augen, welche ſehen und ſehen wollen, daß der Puritanismus auf der Entwickelungsbahn der europäiſchen Civiliſation ein Rieſenvorſchritt war. Er hat die reformatoriſche Idee aus dem lutheriſchen Nebelheim einer ſervilen Theologie in die ſtaatliche Wirklichkeit herübergerückt; er hat der Sklaverei die Freiheit, dem deſpotiſchen Prinzip der Bevormundung das der demokratiſchen Selbſtbeſtimmung entgegengeſtellt; er hat

mit seiner Eisenfaust das pfäffische Lügenmärchen vom Gottesgnadenthum der Könige zermalmt, hat mittelst Gründung seiner Volksstaaten jenseits des atlantischen Ozeans das glorreichste Blatt im Weltgeschichtebuch aufgeschlagen und hat in dasselbe als furchtbare Mahnung und Warnung das Datum des 30. Januar 1649 für alle Ewigkeit eingegraben.

Unschwer begreiflich auch, daß ein ernstangelegtes, tiefes und energisches Cromwellgemüth mehr und mehr mit den Anschauungen des Puritanerthums sich füllte. Die klägliche Mißregierung Jakobs des Ersten, England nach Außen erniedrigend und nach Innen der bübischen Willkür einer despotischen Günstlingsherrschaft preisgebend, konnte den ruhelosen Stachel in der Seele des werdenden Helden nur schärfen. Ob er zu dieser Zeit irgend eine Ahnung hatte, was ihm die nächste Zukunft bringen würde? Wir wissen es nicht. Wohl aber wissen wir, daß, als die Weltgeschichtebühne ihm sich aufthat, er dieselbe als ein ganzer, in sich fertiger Mann beschritt, als ein echter Nummer-Eins-Mann, als

ein rechter Thatmann, welcher geduldig die Wortmänner eine geraume Weile gestikuliren, debattiren, resolutioniren und haseliren ließ, dann aber vortrat, das Schwert zog, die Scheide wegwarf und sagte: „Ich werde es thun!“ Denn zum höchsten Wagen, zum gewaltigsten Handeln, zur thatkräftigsten Erfassung und Erfüllung der Zeitforderungen hatte sich, wie sein kompetentester Beurtheiler, Milton, schön bezeugt, unser Mann in der Zurückgezogenheit seines Hauses vorbereitet. In der Stille war er gewachsen, unentweglich im Vertrauen auf seinen Gott und in schweigsamer Brust die große Seele nährend*).

3.

Im März von 1625 starb Jakob der Erste und mit der Throngelangung seines Sohnes, Karls des

---

*) „Domi in occulto creverat et ad summa quaeque tempora fiduciam dei fretam et ingentem animum tacito pectore aluerat.“ Defensio pro populo Anglicano secunda (1654), p. 106.

Erſten, begann der große Waffengang zwiſchen Deſpotismus und Freiheit in England, welcher von beiden Seiten her ſchon lange ſich vorbereitet hatte. Daß dieſer Kampf nicht allein eine britiſch-inſulare, ſondern eine europäiſche, eine menſchheitliche Bedeutung hatte, weiß Jedermann.

Der neue König war ein ſogenannter „ritterlicher Herr", d. h. ein leidlich guter Reiter, Fechter, Schütze und Jäger. Seine mittelmäßigen Geiſtesgaben waren nicht ohne Sorgfalt entwickelt worden. Er machte eine gute Figur, hatte einen künſtleriſchen Zug in ſich, konnte für einen Kunſtkenner gelten und hätte ohne Frage einen recht wackeren Gemäldehändler abgegeben. Auch ein ehrbarer Mann iſt er geweſen, ein treuer Gatte und zärtlicher Familienvater. Zu ſeinem und ſeines Landes Unglück war er jedoch ein König und hatte ſich unter ſeiner nicht eben ſehr weitgewölbten Schädeldecke die fixe Idee feſtgeklebt, ein König nach feſtländiſchem Muſter ſein zu wollen und ſein zu müſſen. Was das heißen wollte, iſt klar, falls man erwägt, daß gerade damals auf dem europäiſchen Kontinent, vorab in Frankreich, das

[illegible] machen zur Verwirklichung

[illegible] Nichterfolg der ersten

[illegible] unternommenen Ver-

[illegible] Verstand — vom

[illegible] — stutzig machen

[illegible] Beweis liefern.

[illegible] die herrschenden

[illegible] Verfassung keines

[illegible] sich entreißen

[illegible] Parlament, welches Kar-

[illegible] zu berufen sich ge-

[illegible] mit dem König jenen Ver-

[illegible]en Krone und Volk, welcher unter dem

„Petition of right" berühmt ist und die

[illegible]nde der englischen Verfassung darstellt.

[illegible] von 1628 gab der K[illegible] im Sale der

[illegible]n Throne sitzend, [illegible] die Com-

[illegible] der Schranke [illegible] diesem Ver-

[illegible]d feierlich [illegible], die alt-

[illegible]uel aus[illegible] geschehe

und Strafbaren, wurde er energiſch geſtärkt und geſteift von ſeiner Frau Henriette, welche ihn tüchtig unter ihrem Pantoffel hielt. Die Königin, eine Tochter Heinrichs des Vierten von Frankreich, hatte von ihrem Vater Nichts, dagegen von ihrer Mutter, der verrufenen Mediceierin, Alles: — die köhlergläubiſche Römelei, die gedankenloſe Verſchwendungsluſt, die frivol dareintappende Ehr- und Herrſchſucht. Sie wollte ihren Mann zum Deſpoten von Großbritannien machen, ſicher, daß ſie die Oberdeſpotin ſein würde. Zur Charakteriſtik Karls gehört auch noch, daß er, nicht obgleich, ſondern weil er ein Pantoffelheld, nach Art von Pantoffelhelden ſeine Schwäche mitunter zu hartnäckigſtem Eigenſinn verknöchern ließ, beſonders, wann es galt, etwas recht Thörichtes zu beginnen oder durchzuführen. Natürlich ſprang dann die alberne Hartnäckigkeit ſehr bald wieder in jammerſeligen Kleinmuth um. Summa: der König hatte durchaus nicht das Zeug, ſeinen verkehrten Gedanken, die Verfaſſung Englands zu vernichten und ſich zum abſoluten König

von Großbritannien zu machen, zur Verwirklichung zu bringen.

Schon der Erfolg, d. h. Nichterfolg der ersten in der angegebenen Richtung unternommenen Versuche hätte einen Mann von Verstand — vom Rechtsgefühl ganz zu schweigen — stutzig machen und dem Könige den eindrucksvollen Beweis liefern müssen, daß die Nation, d. h. die herrschenden Klassen, Nobility und Gentry, ihre Verfassung keineswegs gutwillig und widerstandslos sich entreißen lassen würden. Das dritte Parlament, welches Karl seit seinem Regierungsantritt zu berufen sich genöthigt sah, vereinbarte mit dem König jenen Vertrag zwischen Krone und Volk, welcher unter dem Namen der „Petition of right" berühmt ist und die große Urkunde der englischen Verfassung darstellt. Am 7. Juni von 1628 gab der König, im Sale der Lords auf dem Throne sitzend, während die Commons sich an der Schranke drängten, diesem Vertrage förmlich und feierlich seine Sanktion, die altgebräuchliche Formel aussprechend: „Es geschehe

Recht, wie (vom Parlament) begehrt ist"*). In diesem Parlament von 1628, nicht in dem von 1625, wie man lange irrthümlich angenommen hat, ist Oliver Cromwell zum ersten Mal erschienen, von seiner Heimatgemeinde Huntingdon ins Unterhaus abgeordnet. In der Sitzung vom folgenden Jahre, und zwar am 11. Februar, hat er zum ersten Mal das Wort genommen und in einer Debatte über religiöse Angelegenheiten einen so harschen Ausfall auf die Papisterei gethan, daß aus dem bäuerischen Redner schon Etwas vom späteren Cromwell hervorsah und achtsame Beobachter und Hörer unschwer ahnen konnten, er werde dereinst einer der Wurzel- und Zweigmänner („root and branch man") sein, wie man später die Puritaner im Allgemeinen und die Independenten im Besonderen nannte.

Das Parlament ward jedoch vom Könige bald entlassen und aufgelöst. Denn der treulose Mann hatte mit der Rechtspetition nur ein Spiel getrieben,

*) „Soit droit fait come est desire" — lautet die Unterfertigung der Rechtspetitionsurkunde.

während der Sanktion derſelben ſchon gewillt, ſich nicht an ihre Beſtimmungen zu halten, und entſchloſſen, keine verfaſſungsmäßigen Beſchränkungen ſeiner Machtvollkommenheit anzuerkennen; ohne Bewilligung des Parlaments Steuern auszuſchreiben und zu erheben; wenn immer möglich, ein ſtehendes Heer zu errichten und überhaupt den Rechten und Geſetzen des Landes zum Trotz zu regieren. Es folgten nun jene traurigen elf Jahre, während welcher es ganz den Anſchein hatte, als würden ſich auch die Engländer die Aufrichtung geiſtlicher und weltlicher Tyrannei ruhig gefallen laſſen, wie dies die knechtiſchen Völker des Feſtlandes thaten. Mit brutaler Hintanſetzung von Verfaſſung und Recht wirthſchaftete der „ritterliche“ König ganz im Styl des gleichzeitigen kontinentalen Deſpotismus. Kein Parlament ward berufen, ſchwere Steuern wurden widergeſetzlich ausgeſchrieben und erpreßt, die Bürger mit ſoldatiſcher Einquartirung geplagt, alle Verſuche, auch die ſchüchternſten und wohlgemeinteſten, den Hof zu warnen, mit grauſamen Strafen geahndet und die Engländer, Mann und Weib und bis zu den Kin-

dern herab, in Glaubensſachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen ſehr ſtark nach denen der römiſchen und ſpaniſchen Inquiſition ſchmeckten. Bei dieſem ebenſo thörichten als gewiſſenloſen und verbrecheriſchen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthelfershelfer, einen geiſtlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbiſchof-Primas von Kanterbury, Laud, iſt ein halbblödſinniger Zelot geweſen; dieſer, der unter dem Namen Strafford gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentariſchen Oppoſition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundſätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth ſei Thatkraft, Gewiſſenloſigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete ſich ein, einen engliſchen Richelieu vorſtellen zu können, während er, näher angeſehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelraſſeler geweſen iſt. Er that ſich nicht wenig darauf zu gute, das politiſch-religiöſe Syſtem „Durch“ (through) erfunden zu haben, d. h. das Syſtem gedanken- und ſkrupelloſer Gewaltſamkeit,

welches dann, sowie sich ernster Widerstand dagegen erhob, ebenso rasch als schmählich zusammenbrach. . . . .

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud also ritterlich und gottselig regierten, baute Oliver, scheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesunken, auf seiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Gestalt von Cromwells „Eisenseiten“ (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weise als Strafford, sein Durch! aufzuführen. Das Haus unseres Squire hatte sich mälig auch mit reichem Kindersegen angefüllt: im Dezember von 1638 wurde ihm sein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteste Oliver, welcher in dem großen Krieg zwischen Parlament und König umkam; der zweitälteste Richard, ein leichtsinnig-

gutmüthiger Schwächling und Genüßling und leider seines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true“ — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrscherstuhl nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geschichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden ist. Denn wenn auch mit Entschiedenheit betont werden muß, daß im Ganzen und Großen der Verlauf des weltgeschichtlichen Prozesses nach Gesetzen sich vollzieht, die so ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, so wird doch kein denkender Mann bestreiten wollen, daß im Besonderen und Einzelnen viel, sehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geschichte arbeitet, was für Menschen sie mit dem Vollzug ihrer Gesetze betraut. Unwiderstehlich, schweigend, mit majestätischer Ruhe trägt der Weltgeschickestrom die Völker, mögen sie darin schwimmen und ringen, wie sie wollen, mit sich fort in den Ozean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es ist denn doch ein Unterschied, zu ringen und

zu ſchwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menſchen ſind keine Holzklötze, ſo hölzern und klotzig ſie auch oft ſich anſtellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus ſollten bedenken, daß die volle Hingebung an denſelben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Menſch ärmer machen müßte.

4.

Harmloſe Bücherwürmer, wie ſie in dem Heimatlande der Abſtraktoren, in Micheliens Gauen maſſenhaft gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigſt ſtudiren ohne jemals Etwas zu lernen, ſie pflegen in tugendhafte Entrüſtung zu gerathen, wenn da und dort ein rückſichtsloſer Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieſer unſerer nicht ganz vollkommenen Welt ſei das Recht — abgeſehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber

eine brutale Thatſache, und ſelbſtverſtändlich müſſe jenes gläſerne Ideeding bei jedem Zuſammenſtoß mit dieſem eiſernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die Herren Abſtraktoren in der Regel ſehr eilig, vor der ſiegreichen Gewalt ihre wiſſenſchaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten ſie ſich ſchadlos, indem ſie innerhalb der verſchwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf ſetzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider iſt dieſes bis zur äußerſten Fadenſcheinigkeit abgegriffene Sprüchwort gerade ſo leer und verlogen wie hundert andere Sprüchwörter, welche Jedermann im Munde führt und an die Niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, ſank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine fortgeſetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg ſchrieb allzeit das Geſetz und wird es allzeit ſchreiben. Vae

victis! iſt das furchtbare Schickſalsverdikt, gegen welches ſchon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einſamer Mann und Denker in ſeiner Dachſtube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen dieſen Götzendienſt proteſtirt?

Karl Stuart handelte gewiſſenlos, verkehrt und verbrecheriſch, als er, entgegen ſeinen beſchworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfaſſung und Geſetze Englands ausging. Aber falls er der Mann geweſen wäre, ſein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfaſſungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein Geſellſchaftsretter heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für ſich, als er ſeinen erſten Raubzug nach Schleſien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der erſten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polniſchen Patrioten, die Konföderirten

von Bar, nicht im Beſitze des Rechtes, des himmelſchreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland waren im Beſitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. Dezember von 1851 mit ſeinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Proteſten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und ſo wird es immer ſein.

Und iſt denn das „lange" Parlament ſeinerſeits auf dem Rechtsboden ſtehen geblieben? Mit nichten! Dieſe Verſammlung, das Vorbild des franzöſiſchen Konvents, begnügte ſich keineswegs, ſeine verfaſſungsmäßigen Befugniſſe zurückzuerobern und feſtzuhalten, ſondern griff ſofort in die Befugniſſe der Krone hinüber. Die Umſtände waren ſo, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte ſiegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treuloſen Stuart ſchlechterdings

kein verläßliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parlament ſetzte alſo an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentariſcher Taſchenſpielerei feſthielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konſtitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilſamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwiſchen Krone und Volksvertretung kam bei dieſer Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorſchein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konſtitutionalismus ſtets der Fall war und ſtets der Fall ſein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, deſſen Augen ſo wunderſam ſcharf organiſirt geweſen ſind, daß er durch die ganze Dicke des theologiſchen Bretes hindurch, welches er, ſeiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menſchen und Dinge ſah, wie ſie wirklich waren, an dem konſtitutionellen und parlamentariſchen Weſen frühzeitig ſich verekeln mußte und daß er, als die Zeit ſeines Rechts, d. h. ſeiner

Gewalt gekommen, den ganzen Plunder behandelte, wie derselbe es verdiente. Allein er sollte dabei die leidige Erfahrung machen, daß die Völker, gerade wie die Individuen, von gewohnten und liebgewonnenen Fiktionen und Illusionen schlechterdings nicht lassen wollen und viel lieber zehn Wahrheiten preisgeben als eine Lüge. Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit ins strenge Angesicht zu sehen, sollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen sein, daß die künstliche Schaukelei der konstitutionellen Monarchie im besten Falle nur eine mehr oder weniger anständige Gaukelei. Es gibt nur zwei wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: die demokratische Republik und die absolute Monarchie. Alles dazwischen und daneben Liegende ist Lug und Trug.

Gegen diese Thatsache pflegen die gedankenlos-orthodoxen wie die schlau-rechnenden Verehrer des betrogenen Betrügers Montesquieu, pflegen die aufrichtigen wie die heuchlerischen Bekenner des konstitutionellen Kredo's mit dem Hinweis auf die Entwickelung des englischen Staatswesens zu argumen-

tiren, welches die Verwirklichung der Theorie des Konſtitutionalismus ſei. Ja, wohl die Verwirklichung! Die humbugiſche Inſceneſetzung eines Humbugs! Denn im Vorſchritt der engliſchen Verfaſſung zu ihrer heutigen Geſtaltung iſt das angebliche Gleichgewicht zwiſchen Krone und Volksvertretung — d. h. Vertretung der bevorrechteten Klaſſen, denn eine Volksvertretung gab und gibt es in England nicht — immer mehr Schaum und Traum geworden. So ſehr, daß der König oder beziehungsweiſe die Königin von England gar Nichts mehr iſt und vorſtellt als eine koſtſpielig logirte, gekleidete und genährte Staatspuppe, unbedingt gelenkt von dem Marionettendraht der engliſchen Oligarchie. Denn dieſe, zuſammengeſetzt aus Nobility und Gentry, alſo die Repräſentanz des Adels und des Kapitals, regiert England und die konſtitutionelle Monarchie iſt daſelbſt, wie noch ſo vieles Andere, nur eine freche Heuchelei.

Im Uebrigen kann das „lange“ Parlament, welchem wir uns auf Umwegen genähert haben, denkenden Politikern — es gibt auch Politiker und

dern herab, in Glaubenssachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen sehr stark nach denen der römischen und spanischen Inquisition schmeckten. Bei diesem ebenso thörichten als gewissenlosen und verbrecherischen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthelfershelfer, einen geistlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbischof-Primas von Kanterbury, Laud, ist ein halbblödsinniger Zelot gewesen; dieser, der unter dem Namen Strafford gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentarischen Opposition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundsätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth sei Thatkraft, Gewissenlosigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete sich ein, einen englischen Richelieu vorstellen zu können, während er, näher angesehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelrasseler gewesen ist. Er that sich nicht wenig darauf zu gute, das politisch-religiöse System „Durch" (through) erfunden zu haben, d. h. das System gedanken- und skrupelloser Gewaltsamkeit,

welches dann, sowie sich ernster Widerstand dagegen erhob, ebenso rasch als schmählich zusammenbrach. . . . .

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud also ritterlich und gottselig regierten, baute Oliver, scheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesunken, auf seiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Gestalt von Cromwells „Eisenseiten“ (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weise als Strafford, *sein* Durch! aufzuführen. Das Haus unseres Squire hatte sich mälig auch mit reichem Kindersegen angefüllt: im Dezember von 1638 wurde ihm sein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteste Oliver, welcher in dem großen Krieg zwischen Parlament und König umkam; der zweitälteste Richard, ein leichtsinnig-

gutmüthiger Schwächling und Genüßling und leider seines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true“ — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrscherstuhl nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geschichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden ist. Denn wenn auch mit Entschiedenheit betont werden muß, daß im Ganzen und Großen der Verlauf des weltgeschichtlichen Prozesses nach Gesetzen sich vollzieht, die so ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, so wird doch kein denkender Mann bestreiten wollen, daß im Besonderen und Einzelnen viel, sehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geschichte arbeitet, was für Menschen sie mit dem Vollzug ihrer Gesetze betraut. Unwiderstehlich, schweigend, mit majestätischer Ruhe trägt der Weltgeschickestrom die Völker, mögen sie darin schwimmen und ringen, wie sie wollen, mit sich fort in den Ozean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es ist denn doch ein Unterschied, zu ringen und

zu ſchwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menſchen ſind keine Holzklötze, ſo hölzern und klotzig ſie auch oft ſich anſtellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus ſollten bedenken, daß die volle Hingebung an denſelben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Menſch ärmer machen müßte.

4.

Harmloſe Bücherwürmer, wie ſie in dem Heimatlande der Abſtraktoren, in Micheliens Gauen maſſenhaft gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigſt ſtudiren ohne jemals Etwas zu lernen, ſie pflegen in tugendhafte Entrüſtung zu gerathen, wenn da und dort ein rückſichtsloſer Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieſer unſerer nicht ganz vollkommenen Welt ſei das Recht — abgeſehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber

eine brutale Thatſache, und ſelbſtverſtändlich müſſe jenes gläſerne Ideeding bei jedem Zuſammenſtoß mit dieſem eiſernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die Herren Abſtraktoren in der Regel ſehr eilig, vor der ſiegreichen Gewalt ihre wiſſenſchaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten ſie ſich ſchadlos, indem ſie innerhalb der verſchwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf ſetzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider iſt dieſes bis zur äußerſten Fadenſcheinigkeit abgegriffene Sprüchwort gerade ſo leer und verlogen wie hundert andere Sprüchwörter, welche Jedermann im Munde führt und an die Niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, ſank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine fortgeſetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg ſchrieb allzeit das Geſetz und wird es allzeit ſchreiben. Vae

victis! iſt das furchtbare Schickſalsverdikt, gegen welches ſchon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einſamer Mann und Denker in ſeiner Dachſtube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen dieſen Götzendienſt proteſtirt?

Karl Stuart handelte gewiſſenlos, verkehrt und verbrecheriſch, als er, entgegen ſeinen beſchworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfaſſung und Geſetze Englands ausging. Aber falls er der Mann geweſen wäre, ſein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfaſſungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein Geſellſchaftsretter heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für ſich, als er ſeinen erſten Raubzug nach Schleſien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der erſten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polniſchen Patrioten, die Konföderirten

von Bar, nicht im Beſitze des Rechtes, des himmelſchreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland waren im Beſitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. Dezember von 1851 mit ſeinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Proteſten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und ſo wird es immer ſein.

Und iſt denn das „lange“ Parlament ſeinerſeits auf dem Rechtsboden ſtehen geblieben? Mit nichten! Dieſe Verſammlung, das Vorbild des franzöſiſchen Konvents, begnügte ſich keineswegs, ſeine verfaſſungsmäßigen Befugniſſe zurückzuerobern und feſtzuhalten, ſondern griff ſofort in die Befugniſſe der Krone hinüber. Die Umſtände waren ſo, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte ſiegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treuloſen Stuart ſchlechterdings

kein verläßliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parlament ſetzte alſo an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentariſcher Taſchenſpielerei feſthielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konſtitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilſamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwiſchen Krone und Volksvertretung kam bei dieſer Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorſchein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konſtitutionalismus ſtets der Fall war und ſtets der Fall ſein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, deſſen Augen ſo wunderſam ſcharf organiſirt geweſen ſind, daß er durch die ganze Dicke des theologiſchen Bretes hindurch, welches er, ſeiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menſchen und Dinge ſah, wie ſie wirklich waren, an dem konſtitutionellen und parlamentariſchen Weſen frühzeitig ſich verekeln mußte und daß er, als die Zeit ſeines Rechts, d. h. ſeiner

Recht, wie (vom Parlament) begehrt iſt"*). In dieſem Parlament von 1628, nicht in dem von 1625, wie man lange irrthümlich angenommen hat, iſt Oliver Cromwell zum erſten Mal erſchienen, von ſeiner Heimatgemeinde Huntingdon ins Unterhaus abgeordnet. In der Sitzung vom folgenden Jahre, und zwar am 11. Februar, hat er zum erſten Mal das Wort genommen und in einer Debatte über religiöſe Angelegenheiten einen ſo harſchen Ausfall auf die Papiſterei gethan, daß aus dem bäueriſchen Redner ſchon Etwas vom ſpäteren Cromwell hervorſah und achtſame Beobachter und Hörer unſchwer ahnen konnten, er werde dereinſt einer der Wurzel- und Zweigmänner („root and branch man") ſein, wie man ſpäter die Puritaner im Allgemeinen und die Independenten im Beſonderen nannte.

Das Parlament ward jedoch vom Könige bald entlaſſen und aufgelöſ't. Denn der treuloſe Mann hatte mit der Rechtspetition nur ein Spiel getrieben,

*) „Soit droit fait come est desire" — lautet die Unterfertigung der Rechtspetitionsurkunde.

während der Sanktion derſelben ſchon gewillt, ſich nicht an ihre Beſtimmungen zu halten, und entſchloſſen, keine verfaſſungsmäßigen Beſchränkungen ſeiner Machtvollkommenheit anzuerkennen; ohne Bewilligung des Parlaments Steuern auszuſchreiben und zu erheben; wenn immer möglich, ein ſtehendes Heer zu errichten und überhaupt den Rechten und Geſetzen des Landes zum Trotz zu regieren. Es folgten nun jene traurigen elf Jahre, während welcher es ganz den Anſchein hatte, als würden ſich auch die Engländer die Aufrichtung geiſtlicher und weltlicher Tyrannei ruhig gefallen laſſen, wie dies die knechtiſchen Völker des Feſtlandes thaten. Mit brutaler Hintanſetzung von Verfaſſung und Recht wirthſchaftete der „ritterliche" König ganz im Styl des gleichzeitigen kontinentalen Deſpotismus. Kein Parlament ward berufen, ſchwere Steuern wurden widergeſetzlich ausgeſchrieben und erpreßt, die Bürger mit ſoldatiſcher Einquartirung geplagt, alle Verſuche, auch die ſchüchternſten und wohlgemeinteſten, den Hof zu warnen, mit grauſamen Strafen geahndet und die Engländer, Mann und Weib und bis zu den Kin-

dern herab, in Glaubensſachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen ſehr ſtark nach denen der römiſchen und ſpaniſchen Inquiſition ſchmeckten. Bei dieſem ebenſo thörichten als gewiſſenloſen und verbrecheriſchen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthelfershelfer, einen geiſtlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbiſchof-Primas von Kanterbury, Laud, iſt ein halbblödſinniger Zelot geweſen; dieſer, der unter dem Namen Strafford gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentariſchen Oppoſition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundſätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth ſei Thatkraft, Gewiſſenloſigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete ſich ein, einen engliſchen Richelieu vorſtellen zu können, während er, näher angeſehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelraſſeler geweſen iſt. Er that ſich nicht wenig darauf zu gute, das politiſch-religiöſe Syſtem „Durch“ (through) erfunden zu haben, d. h. das Syſtem gedanken- und ſkrupelloſer Gewaltſamkeit,

welches dann, sowie sich ernster Widerstand dagegen erhob, ebenso rasch als schmählich zusammenbrach. . . . .

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud also ritterlich und gottselig regierten, baute Oliver, scheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesunken, auf seiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Gestalt von Cromwells „Eisenseiten" (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weise als Strafford, sein Durch! aufzuführen. Das Haus unseres Squire hatte sich mälig auch mit reichem Kindersegen angefüllt: im Dezember von 1638 wurde ihm sein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteste Oliver, welcher in dem großen Krieg zwischen Parlament und König umkam; der zweitälteste Richard, ein leichtsinnig-

gutmüthiger Schwächling und Genüßling und leider seines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true“ — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrscherstuhl nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geschichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden ist. Denn wenn auch mit Entschiedenheit betont werden muß, daß im Ganzen und Großen der Verlauf des weltgeschichtlichen Prozesses nach Gesetzen sich vollzieht, die so ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, so wird doch kein denkender Mann bestreiten wollen, daß im Besonderen und Einzelnen viel, sehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geschichte arbeitet, was für Menschen sie mit dem Vollzug ihrer Gesetze betraut. Unwiderstehlich, schweigend, mit majestätischer Ruhe trägt der Weltgeschickestrom die Völker, mögen sie darin schwimmen und ringen, wie sie wollen, mit sich fort in den Ozean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es ist denn doch ein Unterschied, zu ringen und

zu ſchwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menſchen ſind keine Holzklötze, ſo hölzern und klotzig ſie auch oft ſich anſtellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus ſollten bedenken, daß die volle Hingebung an denſelben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Menſch ärmer machen müßte.

4.

Harmloſe Bücherwürmer, wie ſie in dem Heimatlande der Abſtraktoren, in Micheliens Gauen maſſenhaft gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigſt ſtudiren ohne jemals Etwas zu lernen, ſie pflegen in tugendhafte Entrüſtung zu gerathen, wenn da und dort ein rückſichtsloſer Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieſer unſerer nicht ganz vollkommenen Welt ſei das Recht — abgeſehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber

eine brutale Thatſache, und ſelbſtverſtändlich müſſe jenes gläſerne Ideeding bei jedem Zuſammenſtoß mit dieſem eiſernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die Herren Abſtraktoren in der Regel ſehr eilig, vor der ſiegreichen Gewalt ihre wiſſenſchaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten ſie ſich ſchadlos, indem ſie innerhalb der verſchwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf ſetzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider iſt dieſes bis zur äußerſten Fadenſcheinigkeit abgegriffene Sprüchwort gerade ſo leer und verlogen wie hundert andere Sprüchwörter, welche Jedermann im Munde führt und an die Niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, ſank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeſchichte iſt nur eine fortgeſetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg ſchrieb allzeit das Geſetz und wird es allzeit ſchreiben. Vae

victis! ist das furchtbare Schicksalsverdikt, gegen welches schon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einsamer Mann und Denker in seiner Dachstube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen diesen Götzendienst protestirt?

Karl Stuart handelte gewissenlos, verkehrt und verbrecherisch, als er, entgegen seinen beschworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfassung und Gesetze Englands ausging. Aber falls er der Mann gewesen wäre, sein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfassungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein Gesellschaftsretter heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für sich, als er seinen ersten Raubzug nach Schlesien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der ersten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polnischen Patrioten, die Konföderirten

von Bar, nicht im Besitze des Rechtes, des himmelschreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich von Preußen und Katharina von Rußland waren im Besitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. Dezember von 1851 mit seinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Protesten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und so wird es immer sein.

Und ist denn das „lange" Parlament seinerseits auf dem Rechtsboden stehen geblieben? Mit nichten! Diese Versammlung, das Vorbild des französischen Konvents, begnügte sich keineswegs, seine verfassungsmäßigen Befugnisse zurückzuerobern und festzuhalten, sondern griff sofort in die Befugnisse der Krone hinüber. Die Umstände waren so, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte siegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treulosen Stuart schlechterdings

kein verläßliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parlament ſetzte alſo an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentariſcher Taſchenſpielerei feſthielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konſtitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilſamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwiſchen Krone und Volksvertretung kam bei dieſer Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorſchein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konſtitutionalismus ſtets der Fall war und ſtets der Fall ſein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, deſſen Augen ſo wunderſam ſcharf organiſirt geweſen ſind, daß er durch die ganze Dicke des theologiſchen Bretes hindurch, welches er, ſeiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menſchen und Dinge ſah, wie ſie wirklich waren, an dem konſtitutionellen und parlamentariſchen Weſen frühzeitig ſich verekeln mußte und daß er, als die Zeit ſeines Rechts, d. h. ſeiner

Gewalt gekommen, den ganzen Plunder behandelte, wie derselbe es verdiente. Allein er sollte dabei die leidige Erfahrung machen, daß die Völker, gerade wie die Individuen, von gewohnten und liebgewonnenen Fiktionen und Illusionen schlechterdings nicht lassen wollen und viel lieber zehn Wahrheiten preisgeben als eine Lüge. Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit ins strenge Angesicht zu sehen, sollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen sein, daß die künstliche Schaukelei der konstitutionellen Monarchie im besten Falle nur eine mehr oder weniger anständige Gaukelei. Es gibt nur zwei wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: die demokratische Republik und die absolute Monarchie. Alles dazwischen und daneben Liegende ist Lug und Trug.

Gegen diese Thatsache pflegen die gedankenlos-orthodoxen wie die schlau-rechnenden Verehrer des betrogenen Betrügers Montesquieu, pflegen die aufrichtigen wie die heuchlerischen Bekenner des konstitutionellen Kredo's mit dem Hinweis auf die Entwickelung des englischen Staatswesens zu argumen-

tiren, welches die Verwirklichung der Theorie des Konſtitutionalismus ſei. Ja, wohl die Verwirklichung! Die humbugiſche Inſceneſetzung eines Humbugs! Denn im Vorſchritt der engliſchen Verfaſſung zu ihrer heutigen Geſtaltung iſt das angebliche Gleichgewicht zwiſchen Krone und Volksvertretung — d. h. Vertretung der bevorrechteten Klaſſen, denn eine Volksvertretung gab und gibt es in England nicht — immer mehr Schaum und Traum geworden. So ſehr, daß der König oder beziehungsweiſe die Königin von England gar Nichts mehr iſt und vorſtellt als eine koſtſpielig logirte, gekleidete und genährte Staatspuppe, unbedingt gelenkt von dem Marionettendraht der engliſchen Oligarchie. Denn dieſe, zuſammengeſetzt aus Nobility und Gentry, alſo die Repräſentanz des Adels und des Kapitals, regiert England und die konſtitutionelle Monarchie iſt daſelbſt, wie noch ſo vieles Andere, nur eine freche Heuchelei.

Im Uebrigen kann das „lange" Parlament, welchem wir uns auf Umwegen genähert haben, denkenden Politikern — es gibt auch Politiker und

zwar hinlänglich viele, deren Politik das Nichtdenken — noch eine weitere große Lehre geben. Die nämlich, daß der ſogenannte geſetzliche Widerſtand gegen Tyrannei mit ſeinem ganzen Apparat von Parlamentiren, Debattiren und Proteſtiren Eitelkeit der Eitelkeiten ſei. Thörichte, ſteifnackige, wortbrüchige und gewaltthätige Könige brachte und bringt der Parlamentarismus niemals zur Vernunft. Alle das Gerede in Weſtminſter fleckte nicht und König Karl hätte ſich mit ſeinen Kavalieren noch jahrelang darüber luſtig machen können. Aber die Sachen nahmen eine ganz andere Geſtalt an, als die Herren zu Weſtminſter vom paſſiven Widerſtand zum aktiven Angriff übergingen, als ſie der königlichen Armee ein Parlamentsheer entgegenſtellten, als ſelbſt John Hampden, der Haupthahn des Parlamentarismus und ſo zu ſagen der Oberheilige aller Parlamentariſten auch in unſeren Tagen, es gerathen fand, ſtatt länger im Unterhauſe zu rednern, den Degen umzuſchnallen und als Oberſt an der Spitze ſeines Regiments auf die Königlichen einzuhauen. Mit andern Worten, nicht die ſchwatzende Reform, ſondern

die handelnde Revolution hat den Ausschlag gegeben. Das mögen sich alle die politikasternden Dahl- und Duselmänner, die konstitutionellen Schwätzer und Klätscher, die parlamentarischen Humbuger und Hanswurste merken ....

Im Frühjahr 1640 sah König Karl sich genöthigt, in den sauren Apfel einer Wiederberufung des Parlaments zu beißen. Der übelberathene Monarch und sein verblendeter Rathgeber Laud hatten sich nämlich in „strafbarer Unkenntniß und in reiner Wollust der Tyrannei," wie sich ein sehr gemäßigter englischer Historiker ausdrückt, zu dem verhängnißvollen Schritte hinreißen lassen, das anglikanische Kirchenwesen, die bischöfliche Despotie, den laud'schen Ceremoniendienst auch den Schotten aufzwingen zu wollen. Da stieß aber ein Fanatismus auf einen anderen, daß es heiße Funken gab. Das presbyterianische und puritanische Schottland brach in offene Rebellion aus. Diese sollte mit Waffengewalt niedergeschlagen werden; aber es fehlte dem Könige der Nerv des Kriegführens, das Geld. Sein Kredit war gänzlich erschöpft und es stellte sich als

reine Unmöglichkeit heraus, ohne Mitwirkung des Parlaments die Mittel zur Kriegsrüstung zu beschaffen. So ergingen denn die Wahlausschreiben und im April von 1640 traten die beiden Häuser zusammen. Der König wollte nur Geld haben und verlangte die rasche und bedingungslose Bewilligung von Steuern und Subsidien. Das Parlament, vorab das Unterhaus, sprach von den großen Beschwerden der Nation, obzwar in maßvollem und sogar ehrerbietigem Tone. Besaß Karl einen Funken von gesundem Menschenverstande, so mußte er sich mit dieser Volksvertretung vertragen und vereinbaren und er konnte das mittelst sehr geringfügiger Concessionen, weil die royalistische Stimmung in beiden Häusern ganz entschieden obenauf war. Aber der König, im Despotismus schon verhärtet und angeeifert von seiner Frau und dem stupiden Laud, sah in dem Vorhaben der Gemeinen, die Beschwernisse der Nation und deren Abstellung zur Sprache zu bringen, bevor von Geldbewilligungen die Rede sein könne, ein Verbrechen, eine persönliche Kränkung und so beging er die leichtfertige Dummheit, schon

nach drei Wochen das Parlament wieder aufzulöſen. Beim Weggehen der Mitglieder aus Weſtminſter ging Edward Hyde, ſpäter unter dem Titel eines Earl of Clarendon als Staatsmann und Geſchichtſchreiber berühmt geworden, eine Strecke weit mit ſeinem Bekannten, St. John, einem der Führer der parlamentariſchen Oppoſition, und bemerkte, daß auf den ſonſt immer düſtern Zügen des ernſten Mannes zur Stunde ein Schimmer von Heiterkeit lag. „Ihr ſeid fröhlich geſtimmt, Sir?“ fragte Hyde verwundert. — „Freilich, und Ihr?“ — „Traurig genug.“ — „Wie ſo? Was bekümmert Euch?“ — „Was, wie ich denke, noch viele ehrliche Leute bekümmert, dieſe thörichte Auflöſung eines ſo gemäßigt geſinnten Parlaments.“ — „Bah, bevor es beſſer werden kann in England, muß es zuvor noch weit ſchlechter werden. Ich ſag' Euch, dieſes Parlament da hätte ja doch nie gethan, was gethan werden muß.“

Die leichtſinnig-tyranniſche Wirthſchaft hatte dann noch eine Weile ihren Fortgang. Zwangsanleihen wurden gemacht, unverwilligte Steuern ge-

waltsam erhoben, widerspenstige, d. h. auf Recht und Gesetz bestehende Magistratspersonen verfolgt und eingekerkert, Soldaten „gepreßt“ und mit also gewonnenen Mitteln ward der Krieg gegen die Schotten angehoben, welche, von den Führern der englischen Opposition heimlich ermuthigt, über den Tweed gegangen und bis Yorkshire vorgedrungen waren. Aber der Krieg konnte nicht fortgeführt werden. Vergeblich polterte der starrköpfige Strafford noch immerfort sein brutales „Durch!“ heraus. Ihn selbst, den König, die Königin und den Erzbischof-Primas ausgenommen, glaubte kein Mensch mehr daran. Alles lahmte und lotterte, Alles ging aus Rand und Band: der Durch-Karren blieb total im zähen Lehm des passiven Widerstandes stecken. Unter diesen Umständen mußte abermals ein Parlament berufen werden und die Wahlen ins Unterhaus lieferten den Beweis, daß die unterthänige Geduld der Gentry und der Freisassen ein großes Loch bekommen. Ja, sogar im Hause der Lords zeigte die Opposition eine beträchtliche Stärke.

Also kam im November 1640 das „lange“ Par-

lament zusammen, in der damaligen Mehrheit seiner beiden Häuser vollständig geneigt, das konstitutionelle Dogma von der Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit der Könige aufrecht zu erhalten; aber auch entschlossen, die konstitutionelle Theorie von der Verantwortlichkeit der Minister und Rathgeber des Monarchen praktisch zu illustriren. Wie Jedermann weiß, ging das Unterhaus zu diesem Zwecke alsbald entschlossen gegen Strafford und Laud vor. Beide wurden um ihrer gegen die Verfassung, die Gesetze und das Volk von England begangenen Verbrechen willen peinlich angeklagt und eingetowert. Um die Möglichkeit, den Minister durch ein Verdikt seiner Peers freigesprochen zu sehen, abzuschneiden, ging das Unterhaus von der gewöhnlichen Form englischer Staatsprozeduren (Anklage durch das Unterhaus vor dem Oberhaus) ab und verdammte Strafford mittelst einer sogenannten Bill of Attainder zum Tode. König Karl that, was eben Könige in solchen Fällen zu thun pflegen: er opferte seinen Günstling, indem er die Bill sanktionirte. Als der Graf diese königliche Treue erfuhr, hob er die Hände zum Him-

mel auf und sprach: „Vertraut nicht auf Fürsten, denn es ist kein Heil bei ihnen (nolite confidere principibus, quia non est salus in illis")! Das hätte er und hätten unzählige Werkzeuge der Tyrannei vor und nach ihm früher bedenken sollen. Am 12. Mai 1641 fiel Straffords Kopf unter dem Richtbeil und später wurde der Erzbischof Laud seinem Freunde auf's Schaffot nachgeschickt. Dieses ganze Verfahren gegen den Minister und den Primas zeigte klärlich, daß die Gemeinen die oberste Leitung des Staatswesens an sich genommen hätten und entschlossen seien, dieselbe weiterzuführen. Das Unterhaus war fest, einig und energisch in Abstellung der Mißbräuche und Verfassungswidrigkeiten und nach zehnmonatlicher angestrengter Arbeit hatte es damit ziemlich reinen Tisch gemacht. Von besonderer Wichtigkeit ist gewesen, daß an demselben Tage, an welchem die Verdammungsbill über Lord Strafford erging, der König einem vom Parlamente beschlossenen Gesetze feierlich seine Sanktion gab, dem Gesetze, welches ihn, den König, verpflichtete, das gegenwärtige Parlament nicht ohne dessen Zustimmung aufzulösen

oder auch nur zu vertagen. Damit war die parlamentarische Oberherrlichkeit über die Krone ausgesprochen.

Karl, nicht einen Augenblick gewillt, Wort und Treue zu halten, und von der Wiederaufnahme des so schmählich zu Boden gefallenen strafford'schen Durch-Systems fortwährend träumend, ging im September von 1641 nach Schottland, um seinen Frieden mit diesem Lande zu machen und in demselben eine Stütze und einen Anhaltspunkt gegen England zu gewinnen. Aber die Schotten waren zu schlau, ihm zu trauen, und statt sich von dem Könige benützen zu lassen benützten sie ihn. Sie schrieben ihm die Friedensbedingungen vor; er mußte ausdrücklich seinem Plan, die schottische Kirche zu anglikanisiren, absagen und man kann sich leicht denken, daß Karls Miene eine nicht sehr süße gewesen, als ihm die Schotten eine Urkunde abpreßten, kraft welcher die bischöfliche Kirchenverfassung als dem Worte Gottes zuwider erklärt wurde. Während dieses Fehlgangs des Königs über den Tweed hatten die Parlamentshäuser sich vertagt. Im Oktober kamen sie wieder zusammen und innerhalb wie

außerhalb Westminsters war die Aufregung groß. Die Machenschaften Karls in Schottland hatten das Mißtrauen gegen ihn beträchtlich gesteigert und bald wurde überdies eine Neuigkeit ruchbar, welche den Brand der Erbitterung zu hellen Flammen anblies. Ueber den St. Georgskanal herüber kam die Nachricht, daß die katholischen Iren im Namen des Keltenthums und der Religion gegen die englische Bejochung in Waffen sich erhoben und, unter Begehung von allerlei Gräueln gegen die angelsächsisch-protestantischen Kolonisten der Smaragdinsel, einen Vernichtungskrieg begonnen hatten.

Diese Thatsache that in England um so größere Wirkung, als sich damit die Angabe verband, die Iren behaupteten, daß sie im Einverständniß mit König Karl und Königin Henriette, ja im ausdrücklichen Auftrage der Majestäten handelten. Ein Schrei der Wuth und Rache ging über England hin. Karl beeilte sich, die irischen Rebellen zu verleugnen, jedes Einverständniß mit denselben als eine Verleumdung abzuweisen und zu erklären, daß er bereit sei, in Gemeinschaft mit dem Parlament die nach-

druckſamſten Maßregeln gegen den Aufſtand zu ergreifen. Trotzdem ſchien die Flut der öffentlichen Stimmung gegen das Königthum ſo hoch zu gehen, daß erwartet werden konnte, die oppoſitionelle Mehrheit im Unterhauſe, deren Hauptführer Hampden, Hazlerigh, Pym und Hollis, würde zu einſchneidenden Maßnahmen im widermonarchiſchen oder wenigſtens im widerkarl'ſchen Sinne verſchreiten. Allein gerade dieſe Ausſicht machte den ganzen Royalismus im Lande ſtutzig, rief die ſogenannten konſervativen Intereſſen d. h. die Vorurtheile und die Vortheile des Adels und der Geiſtlichkeit in Harniſch, trieb in die bisherige Einigkeit des Unterhauſes einen trennenden Keil und ſchuf binnen wenigen Wochen eine ſo entſchiedene und kräftige königliche Partei, wie es ſeit dem Tode der Königin Beß in England keine mehr gegeben hatte. Das wurde ſofort offenbar, als am 22. November die von Pym und ſeinen Mitleitern beantragte „große Remonſtranz" — (a remonstrance of the state of the kingdom) — d. h. die umſtändliche Namhaftmachung und Erörterung aller Beſchwerden und Klagen, zu welchen die Re-

gierung Karls ſeit ſeiner Thronbeſteigung Veranlaſſung gegeben, zur Debatte kam. Es ging hart her und mit nur 159 Stimmen gegen 148 wurde die Remonſtranz durchgeſetzt. „Wäre ſie verworfen worden — ſagte Cromwell beim Herausgehen aus der Halle zum Lord Falkland — ſo hätte ich morgen Alles, was ich beſitze, verkauft und England für immer verlaſſen. Auch kenn' ich viele redliche Leute, welche das Gleiche gethan haben würden."

Ohne Zweifel wußte Oliver ſehr gut, daß die „große Beſchwerdeſchrift" ein der kirchlichen und königlichen Tyrannei derb hingeworfener Fehdehandſchuh ſei, und zweifelsohne hat er zur Fertigung dieſes Fehdehandſchuhes energiſch mitgewirkt. Denn es iſt nur das gedankenloſe Nachbeten eines gäng und gäben Irrthums, wenn man glaubt, Cromwells Bedeutung im Parlament ſei gleich Null geweſen. Es iſt wahr, er machte da keine „Figur". Er war weder ein glänzender Redner, noch ein gewandter Debatter. Faſhionable Mitglieder des Hauſes blickten mit Verachtung auf den ſchlechtangezogenen „Bauer", dem ſie auch wohl noch herbere Benennungen gaben.

Als er eines Tages in ſeiner nachdruckſam-rauhen Weiſe an der Debatte ſich betheiligte, neigte ſich Lord Digby zu ſeinem Nachbar Hampden und fragte: „Wer iſt der Schmutzhammel (sloven)?“ Worauf der Gefragte lächelnd: „Mylord, dieſer Schmutzhammel iſt kein Redner; aber ſo, wie Ihr ihn vor Euch ſeht, würde er, ſo uns das Unglück zuſtieße, mit dem König brechen zu müſſen, der größte Mann in England werden.“ Aber obgleich Cromwells parlamentariſche Gaben von nur untergeordneter Bedeutung waren und er in keiner Weiſe mit den Hampden und Pym ſich meſſen konnte, ſo iſt ſeine Thätigkeit im langen Parlament doch eine ſehr bemerkbare geweſen. Er und vielleicht *er* allein hat von Anfang an mit vollem Bewußtſein auf einen vollſtändigen Bruch mit der Krone hingearbeitet, und während alle die Anderen innerhalb der Schranken einer mehr oder weniger durchgreifenden Reform ſich bewegten, war er bereits ein entſchiedener Revolutionsmann. Die radikalſten Anträge ſind von ihm ausgegangen. In Gemeinſchaft mit Hazlerigh brachte er die Motion ein, welche eine

gänzliche Beseitigung des Episkopalsystems forderte. Er stellte den Antrag, daß Lord Bristol aus dem Rathe des Königs entfernt werden möge, und am 6. November von 1641 verschritt er dazu, dem Königthum eine seiner Hauptstützen wegzuschlagen, indem er beantragte, daß die Bestellung eines Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Landes fürder nicht mehr dem König, sondern dem Parlament zukommen sollte. Im Vergleich mit Olivers späteren Thaten waren das freilich nur harmlose Plänkeleien. Seine Zeit kam erst, als das Schwert gezogen wurde und aus dem „Sloven" von Bauer mit wundersamer Raschheit der große Schlachtenmeister sich entpuppte.

Und schon stand diese Zeit, die der Revolution und des Bürgerkrieges, vor der Thür. Wie bekannt, machte die konservative Partei, welche dem Könige dienen, aber zugleich die althergebrachten verfassungsmäßigen Rechte des Landes wahren wollte, den wohlgemeinten Versuch, den Zwiespalt zwischen Krone und Parlament auszugleichen, indem sie, Edward Hyde's als ihres beredten Organs sich be-

dienend, bei Karl die Bildung eines Miniſteriums durchſetzte, welches im Einklang mit Verfaſſung und Geſetz regieren ſollte und deſſen vertragende Mitglieder Lord Falkland und Sir John Colepepper waren. Allein Karl wollte kein konſtitutioneller König ſein: — der Taumelwein des Deſpotismus hatte ſein armes kleines Gehirn vollſtändig benebelt und die verfaſſungsgetreuen Royaliſten waren ihm daher nicht weniger zuwider als die Oppoſitionsmänner, welche dem Parlamente ein entſchiedenes und bleibendes Uebergewicht über die Krone verſchaffen wollten. Willens, an die Gewalt zu appelliren, führte er ſeine Abſicht in bezeichnend treuloſer Manier aus. Wenige Tage, nachdem er ſeinen neuen Miniſtern und den übrigen Führern der konſtitutionellen Royaliſten ſein Wort verpfändet hatte, daß Nichts von irgendwelchem Belang ohne ihr Vorwiſſen gethan werden ſollte, beging er einen ſchmachvollen Wortbruch und zugleich die dümmſte ſeiner Dummheiten, eine Brutalität, die ſeinen Feinden das Oberwaſſer der öffentlichen Stimmung, welches ihnen die Bildung des Miniſteriums Falk-

land für einen Augenblick entzogen hatte, wieder zurückbrachte. Mit kecker Verhöhnung der Privilegien des Parlaments machte sich Karl am 4. Januar 1642 mit etlichen Hunderten bewaffneter Kavaliere und Gardesoldaten von Whitehall nach Westminster auf, um die fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Hazlerigh und Strode gewaltsam zu greifen. Diese Dummheit mißlang vollständig; denn die fünf Bedrohten hatten sich auf einen Beschluß des Hauses hin vor dem königlichen Einbruch aus der St. Stephanskapelle entfernt und in die City geflüchtet. Karl aber hatte sich schmählich blamirt und als Der gezeigt, welcher er war. Ein weiterer Versuch des verblendeten Despoten, die fünf Unterhausmitglieder aus der City zu holen, schlug ebenfalls fehl, und als er aus der Guildhall nach Whitehall zurückkehrte, wurde ihm ein puritanisches Pamphlet, betitelt „Zu deinen Zelten, Israel!“ in den Wagen geworfen. Ja, die „Rundköpfe“ rührten sich und hatten kein Hehl, daß sie sich gegen Karl zu erheben gesonnen seien, wie sich vor Zeiten Israel gegen Rehabeam erhoben.

Am 11. Januar war ganz London auf den Beinen, um die Fünfe im Triumphzug aus der City nach Weſtminſter zurückzuführen, jubelnd-demonſtrativ an Whitehall vorbei. „Wo iſt jetzt der König und wo ſind ſeine Kavaliere?“ ſcholl es ſpottend und drohend zu den Fenſtern des Palaſtes empor. Karl aber war nicht mehr dort. Tags zuvor hatte er, getrieben von der Königin, welche abwechſelnd „zitterte und wüthete“, mit ſeiner Familie London verlaſſen und war über Hamptoncourt nach Windſor gegangen. Allda wurde beſchloſſen, daß die Königin ſich nach Holland begeben, mittelſt der mitgenommenen Kronjuwelen daſelbſt Waffen und Munition ankaufen und die feſtländiſchen Potentaten um Hülfe für ihren Herrn Bruder von England angehen ſollte. Sie reiſ'te ab und es folgten nun Unterhandlungen zwiſchen König und Parlament, die, von keiner Seite ernſt gemeint, ſich bis in den Sommer hineinſpannen. Der Krieg war thatſächlich ſchon erklärt und auf beiden Seiten rüſtete man. Das Parlament oder, genauer geſprochen, das Unterhaus — denn das Oberhaus verſchrumpfte raſch

zu einem Schatten — verfügte unbedingt über London und die der Hauptſtadt zunächſtgelegenen Grafſchaften, weiterhin über die Mehrzahl der größeren Städte und Hafenplätze. Mittelſt der Flotte, welche ebenfalls zu ihm hielt, beherrſchte es die Seeküſten und die Themſe. Die Hauptſtärke, der zäheſte Rückhalt der parlamentariſchen Partei beruhte auf der Anhänglichkeit des Städtebürgerthums und der puritaniſchen Freiſaſſenſchaft auf dem Lande. Jedoch hielt auch eine ſtarke Minorität des Adels, und zwar ſowohl der Nobility als der Gentry zu ihr, und ihre meiſten Führer waren von Haus aus ſo vermögliche Leute, daß ſie im Stande, auf eigene Koſten Reiterſchwadronen und Infanterieregimenter zu errichten. Die Finanzquellen des Parlaments floſſen weit reichlicher, regelmäßiger und dauernder als die des Königs, der im Grunde hinſichtlich der Geldmittel auf die Freigebigkeit und Opferwilligkeit ſeiner reicheren Anhänger ſich angewieſen ſah und nur vorübergehend da und dort einen Bezirk zu beſteuern oder vielmehr zu brandſchatzen vermochte. Darum iſt die königliche Armee in Betreff des

Geschützes und alles Feldgeräthes der parlamentarischen allzeit nachgestanden. Dagegen überwog zu Anfang des Krieges das Menschenmaterial des königlichen Heeres physisch und moralisch das des parlamentarischen weit; denn unter dem Banner des Königs, für welchen die Mehrzahl des hohen und niederen Adels, sowie selbstverständlich die ganze Sippschaft der anglikanischen Pfaffheit enthusiastisch Partei genommen, fochten Gentlemen, unter der Fahne des Parlaments kämpfte oder kämpfte auch nicht zunächst nur ein auf den Werbeplätzen zusammengeraffter Menschenkehricht von Miethlingen.

In der sechsten Abendstunde des 22. Augusttags von 1642 pflanzte König Karl seine Standarte unter Trompetenschall auf der Thurmzinne des Schlosses zu Nottingham auf, um also auf gut mittelalterlich-feudale Manier seine Vasallen zu den Waffen zu rufen. Während der Nacht warf der Wind die Fahne vom Thurme herab in den Staub, welches Omen unter den älteren Kavalieren in der Umgebung des Königs ein bedenkliches Kopfschüt-

teln verursachte. Nur wenige Stunden von Nottingham entfernt, zu Northampton, sammelte sich in denselben Tagen die Streitmacht des Parlaments, zu deren General die Leiter in Westminster den Earl von Esser bestellten. Eine sehr unglückliche Wahl; denn Mylord war ein methodischer Esel, ganz und gar von der Sorte jener Generale, welche auf dem Festlande gleichzeitig und später unter dem Titel „östreichische Heerverderber" bekannt gewesen sind. Ueberhaupt war es mit den Offizieren der Parlamentsarmee im Anfang des Krieges durchschnittlich gerade so schlecht bestellt wie mit den Soldaten. Unter den königlichen Kriegsobersten ragte des Königs Schwestersohn hervor, Prinz Rupert von der Pfalz, ein brutaler Hussar, bildungslos, roh und rauh, ohne alles höhere militärische Talent, aber ein unverzagter Waghals und ungestümer Drauflosreiter. In einer bescheidenen Ecke der Musterrolle des Parlamentsheeres stand geschrieben: Oliver Cromwell, Captain. In der That, als Hauptmann einer Reiterschwadron eröffnete er seine kriegerische Laufbahn.

Und in sehr charakteristischer Weise that er es. Der gewohnten Zweizüngigkeit und Verlogenheit des Konstitutionalismus gemäß hatten es nämlich die Herren in Westminster für passend erachtet, in ihren auf den ausbrechenden Bürgerkrieg bezüglichen Debatten, Beschlüssen und Manifesten die kolossale Heuchelei auszutrumpfen, das Parlament führe eigentlich den Krieg nicht gegen, sondern für den König, welcher nur durch eine übelgesinnte Faktion zeitweilig aus seiner verfassungsmäßigen Stellung gerückt sei, und demzufolge war in den Bestallungen und Instruktionen der Offiziere des Parlamentsheeres ausdrücklich gesagt, dieselben seien berufen und beauftragt, „für König und Parlament" zu fechten. Gegen diese diplomatisch-parlamentarische Lüge empörte sich, wie Clarendon, also ein Todfeind Cromwells, in seinem Geschichtsbuch bezeugt hat, das Wahrheitsgefühl in Olivers Seele. Als er seine Reiter, welche unter dem Ehrennamen „Cromwell's dragoons" bald zum Kern der widerköniglichen Streitmacht wurden, zum ersten Male musterte, sprach er sie also an: „Soldaten, ich will euch nicht

überliſten noch durch die zweideutigen Ausdrücke meiner Inſtruktion betrügen, die mir befiehlt, für König und Parlament zu fechten. Ich ſag' euch, wenn es ſich fügen ſollte, daß der König bei einer Schar ſich befände, welche anzugreifen ich befehligt würde, ſo werde ich mein Piſtol auf ihn losſchießen gerade wie auf jeden Anderen. Wem von euch ſein Gewiſſen nicht erlauben ſollte, daſſelbe zu thun, den kann ich in meiner Schwadron nicht brauchen" *).

*) The history of the rebellion and civil wars in England by Edward Earl of Clarendon, b. II, ch. 2. Anzumerken iſt freilich, daß der Royaliſt Clarendon, welchem es als etwas Ungeheuerliches erſchien, das Piſtol auf den König loszubrennen, dieſen Charakterzug von Cromwell in entſchiedenen feindſeliger Abſicht erzählte. Darum hat man in demſelben nur eine Parteilüge erkennen wollen. Aber ich meine, man hat Clarendon damit ein Unrecht angethan. Der Zug iſt ja echt-cromwelliſch, durch und durch.

5.

Der Verlauf des engliſchen Bürgerkrieges iſt Männiglich allzu bekannt, als daß die Schlachten deſſelben auf vorliegendem Papiere abermals geſchlagen werden müßten. Außerdem gibt es unter den denkenden Menſchen nachgerade nicht wenige, welche der Anſicht ſind, die ganze Kriegshiſtorik, ſowie das Intereſſe und die Freude daran, ſeien ganz entſchieden den vielen Barbareien beizuzählen, welche inmitten unſerer Kultur ſich breitmachen. Alſo möglichſt wenig Getrommel und Getrompete, Gehaue, Geſteche und Geſchieße hier!

„Ich war ein Mann, der von ſeiner erſten Beſtallung als Hauptmann einer Reiterſchwadron an mit einmal hervorgezogen wurde und dem man immer größeres Vertrauen ſchenkte (was suddenly preferred and lifted up from lesser trusts to greater), und ich arbeitete nach Kräften, meine Schuldigkeit zu thun, und Gott hat mich geſegnet nach ſeinem Wohlgefallen.“ So Cromwell am 13. April von 1657 in einer Staats- und Stand-

rede an ſein ſogenanntes zweites Parlament. Dieſe Rede iſt beſonders merkwürdig deßhalb, weil der Protektor darin auf die erſten Zeiten des Bürgerkriegs einen Rückblick thut und in ſeiner Weiſe der hochwichtigen, durch ihn bewerkſtelligten Um- und Neubildung des Parlamentsheeres erwähnt, wodurch die Niederlage des Königthums eingeleitet und entſchieden und Cromwell ſelbſt, erſt unter dem Titel eines Oberſts, dann eines Generalmajors und Generallieutenants, die Seele der im puritaniſch-independentiſchen Geiſte organiſirten Armee und damit der Gebieter ſeines Landes wurde. „Als ich angefangen, mich an den kriegeriſchen Unternehmungen zu betheiligen — erzählt er — ſah ich, daß unſere Leute überall von den Königlichen geſchlagen wurden. Da forderte ich meinen Freund John Hampden auf, er möchte zu Mylords Eſſex Armee etliche neue Regimenter hinzufügen, und ſagte ihm, ich wollte ihm behülflich ſein, Männer anzuwerben, welche, wie ich dächte, einen Geiſt hätten, der Einiges wirken könnte in dem Werk (men in as I tought had a spirit that would do something in

the work).“ Nachdem dann der Redner den Menſchenkehricht, aus welchem, wie ſchon erwähnt, das Parlamentsheer anfänglich vorwiegend beſtand, gekennzeichnet hat („old decayed serving-men, and tapters, and such kind of fellows“), zeigt er, daß mit ſolchen Truppen gegen die Kavaliere des Königs nicht aufzukommen ſei, und erklärt, es ſei nothwendig, die Reihen der widerköniglichen Armee mit Männern zu füllen, welche ebenfalls „Spirit“ beſäßen, d. h. Ueberzeugung, Hingebung und Begeiſterung, und „ich ging hin, Männer aufzuſuchen, die in der Furcht Gottes wandelten und mit Ueberzeugung thaten, was ſie thaten, und fortan wurden wir nimmermehr geſchlagen, und wo immer ſie“ — (Cromwells Eiſenſeiten) — „auf den Feind trafen, da ſchlugen ſie ihn.“

So war's. Oliver organiſirte in demſelben Styl, in welchem er ſein eigenes Dragonerregiment eingerichtet hatte, die ganze Volksarmee und ſtellte ſo jenes „Heer der Heiligen“ ins Feld, wie ein ſolches die Welt nie und nirgends wieder geſehen hat. Walter Scott hat in ſeinem „Woodſtock“ dieſe puri-

taniſch-republikaniſchen Kriegsleute, geworben in dem Kernvolk der engliſchen Freiſaſſen- und Farmerſchaft, dieſe finſterblickenden Pſalmenſänger und Predigthorcher, dieſe Jedediahs, Obadiahs und Zorobabels mit ſeiner ganzen Meiſterhaftigkeit gezeichnet, aber freilich auch, als der Stocktory, der er war, mehr ins Dunkle als ins Helle gemalt. Sie hingen und hielten an Cromwell wie das Eiſen am Magnet. Er war in ihren Augen das auserwählte Rüſt- und Werkzeug Gottes, und was er wollte und that, war gut und wohlgethan: es konnte anders gar nicht ſein. Er hinwieder betete und pſalmodirte mit ihnen und ſorgte für ſie wie ein echter und rechter Bruder. Seine Frömmigkeit war Nichts weniger als pietiſtiſch-quietiſtiſche Gefühlsſchwelgerei, ſondern Thatfreudigkeit höchſter Potenz. Sein Lapidarwort: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ iſt nur eine cromwelliſche Vorwegnahme des „Hilf dir ſelbſt und der Himmel wird dir helfen!“ geweſen.

Leicht begreiflich, daß Cromwells Name gar bald zu einem Schreckklaut für die Ohren der Königlichen

wurde. Mochte der Oberbefehlshaber der Parlamentsſtreitkräfte ſo oder ſo heißen, Eſſex, Mancheſter oder Fairfax, Freund oder Feind wußte, daß der Oliver es war. „Iſt Cromwell da?“ fragte der ſonſt ſo unverzagte Prinz Rupert ſorgenvoll, als am 2. Juli von 1644 die beiden Heere auf dem Marſtonmoor zum Kampf antraten. Und Cromwell war wirklich da und entſchied mit ſeinen Eiſenreitern den Sieg, den erſten großen Sieg der Parlamentsarmee über die königliche. „Gott machte ſie zu Stoppeln unter unſeren Schwertern (Gode made them as stubble to our swords)“, ſchrieb er am 5. Juli aus dem Lager vor York an den Oberſt Walton. Im Feldzug des folgenden Jahres fiel bei Naſeby die Entſcheidung, am 14. Juni von 1645. Wiederum gab Cromwell, welcher die Reſerve der Parlamentsarmee befehligte, den Ausſchlag. Es war ein heißer Tag und von beiden Seiten wurde faſt nur mit blanker Waffe und mit grimmiger Erbitterung gefochten. Die Wagſchalen von Triumph und Niederlage ſchwankten lange und heftig und es kam ein Augenblick, wo der ungeſtüme

Anprall der königlichen Reiterei unter Rupert das ganze Parlamentsheer niederzuſtürmen drohte: —

„They are here! they rush on! we are brocken! we are gone!
Our left is borne before them like stubble on the blast;
Oh Lord put forth thy might! Oh Lord defend the right.
Stand back to back in God's name, and fight it to the last.“

„Stout Skippon hath a wound, the centre hath given ground —
Hark! hark! what means the trampling of horsemen on our rear?
Whose banner do I see, boys? 'tis he, thank God, 'tis he, boys!
Bear up another movement, — brave Oliver is here!“

Ja, Held Oliver war da, das Schickſal des Tages zu wenden und die Schlacht von Naſeby zur letzten Karls zu machen. Der fliehende König ließ auf der verlorenen Walſtatt auch ſeine Brieftaſche zurück, deren Unterſuchung durch das Parlament die unwiderleglichen Beweiſe lieferte, daß Karl bei auswärtigen Potentaten um Beiſtand gegen das engliſche Volk betteln gegangen war. Er hielt ſich

noch kümmerlich in Oxford bis zum Frühjahr von 1646. Dann entwich er heimlich von dort und begab ſich nach mitleidswerthem Umherirren in das Lager der Schotten bei Newark. Die Schotten aber — Schmach über ſie! — begingen die Niederträchtigkeit, den hülfloſen Flüchtling, der ſich ihnen anvertraut hatte, dem engliſchen Parlament auszuliefern oder, wahrhaftiger geſprochen, um Geld, um den Judaspreis von 400,000 Pfund zu verkaufen.

Das Parlament hatte alſo vollſtändig geſiegt und ganz England unterſtand ſcheinbar der parlamentariſchen Macht und Gewalt. Scheinbar! Denn die wirkliche Macht und Gewalt hatte, wer das Heer hatte, und das Heer hatte Cromwell. Das große Schisma im Lager der Sieger brach alsbald aus. Hier der Presbyterianismus und das Parlament, dort der independentiſch potenzirte Puritanismus und die Armee; hier republikaniſch-utopiſches Träumen, dort energiſches Handeln; hier das Wort, dort die That; hier die Vane und Ludlow, dort Cromwell. Wem der Sieg zufallen mußte, konnte nicht zweifelhaft ſein. Die presby-

terianiſche Mehrheit des Unterhauſes wollte das Königthum nicht abſchaffen, ſondern daſſelbe nur dem Willen des Parlaments unterworfen wiſſen. Auf dieſer Grundlage unterhandelte es mit dem gefangenen und thatſächlich entthronten Monarchen und bei etlicher Nachgiebigkeit von beiden Seiten ſchien eine Vereinbarung möglich, wahrſcheinlich, nahe bevorſtehend. Allein das Heer, von einem altteſtamentlich-ſamueliſch gefärbten Republikanismus durchgohren, wollte von einem derartigen Uebereinkommen Nichts hören. Die independentiſchen Agitatoren in den Reihen der Armee verlangten, daß Karl Stuart um ſeiner an der Nation verübten Miſſethaten willen gerichtet und die Monarchie abgethan werde. Die Armee zerhieb dann den Knoten ihres Streites mit dem Parlament, indem ſie ſich der Perſon des gefangenen Königs bemächtigte, nach London marſchirte und am 6. Dezember von 1648 „Pride's Purganz", wie es der Wachtſtubenwitz nannte, dem Unterhauſe verordnete, d. h. die royaliſtiſch-presbyterianiſchen Mitglieder durch Soldaten unter Oberſts Pride Befehlen aus der

Stephanskapelle austreiben ließ. „Kraft welchen Rechtes thut Ihr, was Ihr thut?“ fragte eines der durch Pride's „Purge“ aus der St. Stephanskapelle wegpurgirten Mitglieder. „Kraft des Rechtes der Nothwendigkeit — lautete die Antwort — und, fürwahr, kraft der Gewalt des Schwertes (by the law of necessity; truly, by the power of the sword)!“ Der in Westminster zurückgebliebene independentische „Rumpf“ war nur ein Dekretirwerkzeug in der Hand des Heeres und dieses ein Werkzeug in der Hand Cromwells. Aber freilich ein zweischneidiges Werkzeug, welches sehr behutsam gehandhabt sein wollte.

Häufig nun hat man die Frage aufgeworfen, aber, wie Wissenden wohlbekannt, nie mit überzeugender Sicherheit beantwortet, ob Cromwell zu dieser Zeit und früher schon mit Bewußtsein und Bedacht darauf ausgegangen sei, sich zum höchsten Machthaber oder wohl gar zum König Oliver dem Ersten zu machen. Zur Klärung dieses Problems ist vor Allem zu beachten, was so eben über die Zweischneidigkeit des Werkzeugs gesagt worden, wo-

mit Cromwell hauptsächlich arbeitete. Er war der Abgott des Heeres, keine Frage. Allein derartige Abgötter vermögen viel öfter, als man glaubt, nur dienend zu herrschen. Die Häuptlinge von Parteien sind überhaupt gar häufig in der Lage der Fetische im Lande Kongo, allwo der Gott heute knieend verehrt und mit Menschenopfern beschmeichelt, morgen aber unter Umständen von seinen Verehrern vom Altar geworfen und durchgeprügelt wird. Thatsache ist, daß Oliver in der Armee und durch die Armee zur Macht gelangt war: er konnte demnach sein Geschick von dem des Heeres nicht trennen. Er fühlte, er wußte, daß er die in der Armee gäng und gäben Anschauungen nicht souverain ändern, sondern im günstigsten Falle vorsichtig leiten könnte. Die religiöse Stimmung der „Heiligen in Waffen" theilte er ohnehin aufrichtig und entschieden. Schon darum war ihm Papismus, Prälatismus und monarchischer Despotismus zuwider wie Gift und Galle.

Ferner steht fest, daß Cromwell kein abstrakter Republikaner war wie die Ludlow und Vane, welche

im Tacitus und Plutarch Politik ſtudirten, und kein utopiſtiſcher Träumer wie James Harrington, welcher in ſeiner „Oceana“ den Kommunismus predigte. Allerdings, auch er iſt ein Prinzipmann geweſen, aber zugleich auch ein Thatmann, d. h. ein praktiſcher Politiker, welcher Menſchen und Dinge ſah, wie ſie waren. Seine ſtaunenswerthen Erfolge mußten ihm das Gefühl ſeiner Kraft, mußten ihm die Ueberzeugung gegeben haben, daß er und er allein berufen ſei, ſein Vaterland zu retten, die revolutionäre Kriſis zu einem gedeihlichen Abſchluſſe zu bringen und England im Innern und nach Außen auf die Bahn neuer Entwickelungen ſeiner Wohlfahrt und Machtentfaltung zu führen. Mit einem ſo durchaus gerechtfertigten Gefühle, mit einer ſo wohlbegründeten Ueberzeugung in der Bruſt will und kann man nicht der Zweite, ſondern muß der Erſte ſein wollen. Und das wollte er ſein, von dem Siege bei Naſeby an ſicherlich.

Es handelte ſich alſo nur noch um die Form ſeiner künftigen Machtſtellung. Aber gerade hiebei mußten ſich dem Manne von praktiſchem Genie,

welcher er war, gar mannigfache Bedenken und Erwägungen aufdrängen. Er wußte gar wohl, daß weder der altteſtamentliche Republikanismus der Obadiah, Jedediah und Zorobabel, noch der angeblich griechiſch-römiſche der Hutchinſon, Sidney, Vane und Ludlow für England tauge. Er wußte ebenſo, daß für die Mehrzahl der Bevölkerung Staat und Königthum völlig identiſch ſeien. In erſter Linie mußte ihm demnach die Erhaltung der Monarchie als das Wünſchenswertheſte erſcheinen. Aber wie ſollte das erreicht werden? Die Schwierigkeiten von Cromwells Stellung waren ſo erdrückend groß und ſchwer, daß eben nur *ſeine* Schultern ſie zu tragen vermochten. Von der einen Seite her drohten die Kavaliere mit einer rachedurſtigen Reaktion, von der andern her die „Gleichmacher (leveller)“ mit dem ganzen Unſinn ihrer anarchiſchen Träume vom „tauſendjährigen Reiche“. Die Iren befanden ſich in offener Rebellion und das Gebaren der Schotten war ſo zweideutig, daß man nie recht wußte, ob man ſich mit ihnen im Krieg oder im Frieden befände. Religiös-militäriſche Fana-

tiker, wie Harriſon und andere Offiziere, ſchlugen ſchon damals, wie auch ſpäter, die gewaltſamſte Löſung der geſpannten Situation vor: — die allgemeine Niedermetzelung der königlichen Partei. Cromwell, von Haus aus kein Blutmann, verwarf jetzt und ſpäter dieſen Vorſchlag mit Abſcheu. Sein Todfeind Clarendon hat dies bezeugt und das in Feindes Mund doppelt gewichtige Lob ausgeſprochen, daß ohne Cromwells Umſicht, Feuer und Thatkraft England durch das revolutionäre Parteitreiben in Stücke geriſſen und in vollſtändige Anarchie geworfen worden wäre*).

Bevor die Dinge zum Aeußerſten gekommen waren, d. h. bevor das Parlament in der erwähnten Weiſe unter die Fauſt des Heeres gebeugt worden, hatte Cromwell einen ehrlichen Verſuch gemacht, die Forderungen der Zeit und des Landes, ſowie ſeine eigenen Anſprüche mit den monarchiſchen Traditionen, den Gefühlen und Sitten der Mehrzahl ſeiner Landsleute zu vermitteln. Während Karl Stuart

*) Hist. of the rebellion, III, 87, 88.

zu Hamptoncourt gefangen gehalten wurde, waren Cromwell und ſein Schwiegerſohn Ireton in perſönliche Beziehungen zu ihm getreten, was in den Reihen der Armee ein ſolches Mißtrauen erregte, daß über Cromwells „Verrath" geſchrieen ward und unter exaltirten Fanatikern ſogar die Rede ging, man müßte des verrätheriſchen Generals mittelſt Mordes ſich entledigen. Oliver, von Verlegenheiten und Bedrohungen aller Art umringt, verfolgte ſeinen Plan, die Reſtauration des Königs zu bewerkſtelligen und zugleich die Form ſeiner eigenen künftigen Machtſtellung zu beſtimmen. Er täuſchte ſich aber gröblich in dem entthronten Stuart, den er doch kennen mußte, und ſollte bald bitter enttäuſcht werden. Cromwell ging augenſcheinlich von der Anſicht aus, das Parlament müßte ſeine demokratiſch-hochgeſpannten Forderungen gegenüber dem Könige mäßigen, ſo daß dieſer eine Vereinbarung mit dem Parlamente treffen könnte, welche ihm ohne Erniedrigung der Königswürde auf den Thron zurückzukehren geſtattete. Er ſelbſt aber, Cromwell, würde Bürge ſein, daß von Seiten Karls der Ver-

trag treulich und redlich gehalten werden ſollte, und um dieſer Bürge ſein zu können, müßte er bleiben, was er zur Stunde thatſächlich war, Befehlshaber über die ſämmtlichen Streitkräfte des Landes.

Es iſt bekannt, daß Karl ein bereitwilliges Eingehen auf dieſen Plan erheuchelt hat. Cromwell ſollte Obergeneral ſein und auch den Befehl über die königliche Leibgarde führen, ferner den Titel eines Earls, ſowie den Hoſenbandorden haben und ſein Schwiegerſohn Ireton die Statthalterſchaft von Irland. Wäre er, meinte Oliver, des Königs ſicher, ſo würde er im Stande ſein, denſelben nöthigen Falls auch dem Parlament zum Trotz auf den Thron zurückzuführen. Aber er war des Königs ſo wenig ſicher, daß dieſer im Gegentheil nur ein frivoles Spiel mit ihm trieb. Der General kam, wie glaubhaft erzählt wird, auf ziemlich romanhafte Art dahinter. Einer der Spione, welche er zu Hamptoncourt hielt, ließ ihm wiſſen, daß aus dem Schloſſe ein Geheimbrief Karls an ſeine Gemahlin in Frankreich abgehen werde, eingenäht in einen Sattel, welchen ein mit dem Geheimniß nicht ver-

trauter Diener in das Gasthaus zum blauen Eber in Holborn bringen würde, von wo der Sattel nach Dover und weiter geschafft werden sollte. Cromwell und Ireton thaten gemeine Dragonertracht an, ritten nach Holborn, faßten den ankommenden Boten mit dem Sattel ab, öffneten diesen und fanden richtig den Brief. Der König sagte darin, er sei jetzt der Mann der Lage und könne seine Bedingungen machen, da er von allen Parteien gesucht werde. Daran war etwas Wahres. Schade nur, daß die ihm ganz und gar zur Natur gewordene Falschheit Karls der Illusion sich hingab, mit allen Parteien sein Spiel treiben und schließlich alle betrügen zu können. „Im Uebrigen — fuhr der König fort — sei über die Zugeständnisse, welche ich zu machen scheinen mag, ganz ohne Besorgniß! Ich werde, wann die Zeit dazu gekommen sein wird, wohl wissen, wie man mit diesen Schuften umspringen muß: statt mit dem seidenen Hosenbande werde ich sie mit einem hanfenen Stricke schmücken."

Der das geschrieben, hatte sein Todesurtheil ge-

ſchrieben. Cromwell wußte jetzt klar, wie er mit dem treuloſen Stuart daran war, und handelte danach. Er gab den König förmlich auf mit den öffentlich geſprochenen Worten, derſelbe ſei „ein Mann von nicht gemeinen Gaben, aber ſo falſch und verrätheriſch, daß ihm ſchlechterdings nicht getraut werden könne.“ Ohne Zweifel war die Wahl des Generals jetzt endgültig getroffen: — er wollte nicht allein dem Weſen, ſondern auch dem Namen und Titel nach der Erſte innerhalb Großbritanniens ſein. Er wollte, da er nicht in Karls Namen herrſchen konnte, in ſeinem eigenen herrſchen. Darüber ſoll und darf man ſich nicht täuſchen: — Oliver war keineswegs, wie ihn frömmelnde Pantſcher und Mantſcher, z. B. Monſieur Merle d'Aubigné, dargeſtellt, ein Betbruder, welcher geduldig zuwartete, bis ihn ein göttlicher Wundergriff aus den Wolken auf den Herrſcherſtuhl ſetzte. Im Gegentheil, er ſchritt ſehr ſelbſtthätig und entſchloſſen auf dieſen Stuhl zu. Dem Umfang und der Kühnheit ſeines Genie's entſprach vollkommen der Umfang und die Kühnheit ſeines Ehrgeizes.

Allen Anzeichen nach war es jedoch nicht Cromwell, welcher, nach der im blauen Eber in Holborn gemachten Entdeckung dem Wunſche der independentiſchen Agitatoren, den König vor Gericht zu ſtellen, beitrat und dieſen Wunſch ſogar noch mehr aneiferte, ſondern es that dies der heißblütigere Ireton und zwar ganz auf eigene Fauſt, während Oliver in Betreff der Frage, ob der König anzuklagen und zu richten ſei, noch eine Weile ſchwankte*). Wahrſcheinlich ging er inzwiſchen mit ſich zu Rathe, ob und wie Karl unſchädlich zu machen ſei, ohne daß man zum Aeußerſten ſchritte. Ein ſo ſcharf und tiefdenkender Mann, wie er war, konnte ſich unmöglich der Einſicht verſchließen, daß mit der Hinrichtung des Königs nicht zugleich auch das Königthum getödtet würde, ſondern daß vielmehr das letztere in der Perſon des Prinzen von Wales, der ſofort Karl der Zweite heißen würde, fortleben werde, ſowie daß

*) So verſichert wenigſtens Biſchof Burnet (Hist. of his own time, I, 63), welcher ja den Ereigniſſen nahe genug ſtand, die Wahrheit zu wiſſen, und ehrlich genug war, ſie zu ſagen.

der ſchuldloſe neue König ein gefährlicherer Gegner ſein könnte und müßte als der ſchuldige alte. Alle dieſe und andere ähnliche Erwägungen mußten jedoch zuletzt der Thatſache weichen, daß in der Armee die widerkönigliche und antiſtuartiſche Strömung übermächtig war. Cromwell mußte erkennen, daß es eine Unmöglichkeit, gegen das Heer anzugehen, ohne die eigene Sache und die der Revolution aufzugeben.

Das folgerichtige Reſultat dieſer Erkenntniß war der feſte Entſchluß, mit Karl Stuart ein Ende zu machen, und dieſer Entſchluß wurde ſodann ins Werk geſetzt mit der eiſernen Energie eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, ſein Waſſer durch die Augen abzuſchlagen. Der Prozeß des entthronten Königs ward eingeleitet, der „Hohe Gerichtshof“ unter dem Vorſitz von John Bradſhaw konſtituirt, die Anklage Karl Stuarts als eines Tyrannen, Verräthers, Mörders und Feindes des öffentlichen Weſens formulirt. Es ſollte ein großes Exempel ſtatuirt, es ſollte den Königen die furchtbare Lehre gegeben werden, daß das Verbrechen auch auf dem Throne er-

reichbar, daß die Fürſten keine Götter, ſondern Menſchen, daß das unverletzliche Gottesgnadenthum purer Pfaffenſchwindel und daß Deſpoten nicht etwa nur dem Herrgott, ſondern auch ihren Völkern verantwortlich ſeien.

Das Exempel wurde ſtatuirt, die Lehre wurde gegeben, in feierlichſter Weiſe, Angeſichts der Welt. Freilich war der Todesſpruch ſchon gefällt, bevor Karl vor die Schranken des Hohen Gerichtshofes trat; aber trotzdem muß die ganze Art und Weiſe, wie die Führer der engliſchen Revolution das Trauerſpiel in Scene ſetzten, als ein ſprechender Beweis für die unbezähmbare Kühnheit dieſer Männer angeſehen werden. Sie wagten das Unerhörte, welches wie ein ungeheurer Donnerſchlag durch die Welt dröhnte .... Unter den 59 Namen, welche das Todesurtheil des Königs und zugleich den Befehl zur Vollziehung deſſelben unterfertigten, ſteht als dritter der von Oliver Cromwell. Das Dokument ſelber iſt von furchtbarem Lakonismus *).

*) To Colonel Francis Hocker, Colonel Huncks, and Lieutenant-Colonel Phayr, and to every of them.

Es könnte, in Erz gegraben und als Warnungstafel in Königspaläſten aufgeſtellt, vielleicht doch einige Dienſte thun. Am 30. Januar von 1649 (n. St.) trat Karl Stuart durch ein Fenſter des ehemaligen Bankettſals von Whitehall auf's Schaffot. Man müßte ein herzloſer Menſch ſein, wollte man nicht

---

At the High Court of Justice for the Trying and Judging of Charles Stuart, King of England, 29 th. January 1648 (a. St.).

Whereas Charles Stuart, King of England, is and standeth convicted, attainted and contemned of High Treason and other high Crimes; and Sentence upon Saturday last was prononced against him by this Court, To be put to death by the severing of his head from his body; of which Sentence execution yet remaineth to be done: — These are therefore to will and require you to see the said Sentence executed, in the open Street before Whitehall, upon the morrow, being the Thirtieth day of this instant month of January, between the hours of Ten in the morning and Fife in the afternoon, with full effect. And for so doing, this shall be your warrant . . . And these are to require all Officers and Soldiers, and others the good People of this Nation of England, to be assisting unto you in this service . . . Given under our hands and seals, John Bradshaw, Thomas Grey (Lord Groby), Oliver Cromwell (and Fifty — six others).

anerkennen, daß der entthronte Mann während der ganzen Dauer der Prozedur seinen Feinden herzhaft gegenübertrat. Er hatte nicht mit Würde zu leben gewußt, aber er wußte wenigstens mit Würde zu sterben. Einer Ueberlieferung zufolge betrachtete Cromwell den Leichnam des Hingerichteten im Sarge und bemerkte ruhig und einfach: „Das war ein kräftig gebauter Körper, welcher ein langes Leben versprach.“ Das Haus der Gemeinen warf 500 Pfund zur feierlichen Bestattung Karls aus, welche in der Schloßkapelle von Windsor geschah. Am 6. Februar sodann beschloß das Haus die Abschaffung der Lordskammer. Am Tage darauf kam es zu folgender Schlußnahme: „Es ist durch die Erfahrung erwiesen und dieses Haus erklärt demnach, daß das Königthum (kingship) in diesem Lande unnütz, lästig und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich ist. Darum ist es von heute an abgethan.“ England sollte ein freies Gemeinwesen („commonwealth“) sein, das Unterhaus die höchste Gewalt haben und ein von ihm erwählter Staatsrath die Regierung führen. Die

Statue Karls des Ersten vor der Börse in der City ward umgestürzt und auf das leere Piedestal schrieb man die Worte: „Exit tyrannus, regum ultimus.“ Der Könige letzter? Das hieß den Mund sehr voll nehmen.

6.

Ein Staatsrath, beherrscht von dem Parlamentsrumpf, welcher seinerseits nur das Sprachrohr der von Cromwell jetzt unumschränkter als je befehligten Armee war, regierte also die Republik England. Es war ein Regiment der Gewalt und die Bevölkerung ließ es sich gefallen, wie denn die Völker überall und allzeit dies thun, so lange die Gewalt mit Geist, Kraft und Glück gehandhabt wird. Populär war die „Commonwealth“ keineswegs und so ziemlich alle Klassen blickten mit derselben Mißachtung auf die in Westminster deklamirenden und gestikulirenden Politiker, welche man die Girondisten des 17. Jahrhunderts nennen kann und deren Leiter

höchſt ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafſchaften von England heimiſche Männer waren. Man ließ ſie reden und — fügte ſich ſtillſchweigend der wuchtigen Thatſache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neueſtens royaliſtiſche ſowie leveller'ſche Widerſtandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls verſucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun ſollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Erſten älteſten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorſam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über dieſe beiden Königreiche auszudehnen, und ſelbſtverſtändlich betraute der Staatsrath ſein Mitglied Cromwell mit der Löſung dieſer ſchwierigen Aufgabe. Er löſ'te ſie. Zunächſt fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 ſeiner kriegeriſchen Heiligen, auserleſenen Veteranen, ſchiffte er nach der Inſel hinüber, deren

Smaragdgrün bald von breiten Blutſtreifen durchzogen ward. Charakteriſtiſch, daß vor der Abfahrt das Heer einen ſtrengen Buß-, Bet- und Faſttag feierte, an welchem der General ſelber verſchiedene Bibeltexte auslegte. Es ſteht zu vermuthen, daß es ſolche geweſen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eiſen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In dieſem Style iſt dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. Auguſt von 1649 von Dublin aus ſein Kriegsmanifeſt erlaſſen hatte. Die iriſchen Katholiken und Royaliſten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder ſataniſcher Finſterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mußten vom Angeſicht der Erde. Die Erſtürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im bluttriefenden Buche Joſua ſtehen. Es war eine echt altteſtamentliche Schlacht- und Vernichtungsſcene. In ſeinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments ſagte der General:

„Ich bin überzeugt, es war ein gerechtes Gottesgericht (a righteous judgment of God), über dieſe Barbaren verhängt, weil ſie ihre Hände in ſo viel unſchuldiges Blut getaucht; und auch deſſen bin ich überzeugt, daß es für die Zukunft mehr Blutvergießen verhindern wird. Das ſind wohl ausreichende Gründe für ein derartiges Vorgehen, welches ſonſt nur Reue und Trauer erregen könnte (which are the satisfactory grounds to such actions, which otherwise cannot but work remorse and regret).“

Natürlich war Cromwell weit entfernt, den blindwüthenden Berſerkergrimm ſeiner Soldaten zu theilen. In dieſem wunderbaren Menſchen verband ſich mit dem General ſtets der Organiſator und Regent. Daſſelbe Schwert, deſſen zerſchmetternde Schläge den iriſchen Aufſtand raſch niederwarfen, wurde in Olivers Hand zur Pflugſchar der Kultur. In Wahrheit, die unglückliche Inſel hat nie einen furchtbareren Feind und nie einen werkthätigeren Freund gehabt als Cromwell, deſſen kraftvolle Maßregeln, die keltiſche Barbarei auszurotten und die

iriſche Anarchie zu bändigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern, von erſtaunlich günſtigen Erfolgen begleitet waren. Denn das Land blühte unter der von Oliver demſelben geſetzten Verwaltung ſo ſichtbar auf, daß man ohne Uebertreibung ſagen kann, durch die cromwelliſche Eroberung ſei Erin erſt für die Civiliſation erobert worden .... Zu den denkwürdigſten Cromwells-Thaten gehört aber ein von ihm verfaßtes Schriftſtück, eine „Deklaration", welche er im Januar von 1650 von Younghal aus „zur Enttäuſchung des betrogenen und verführten Volkes" an die römiſch-katholiſchen Prälaten erließ, welche ſich zu Clonmacnoiſe zuſammengethan und eine neue große Verbindung aller Katholiken gegen den General zu Stande zu bringen verſucht hatten. Die Herren Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten in ihrem Manifeſt beſonders eindringlich betont, daß Klerus und Laienvolk auf's Engſte gegen den Feind ſich zuſammenſchließen ſollten. An dieſer widerchriſtlich-hierarchiſchen Unterſcheidung zwiſchen Prieſtern und Laien faßte Oliver die Prälaten und hielt ihnen eine gutpuritaniſche Predigt, aus deren

trauter Diener in das Gasthaus zum blauen Eber in Holborn bringen würde, von wo der Sattel nach Dover und weiter geschafft werden sollte. Cromwell und Ireton thaten gemeine Dragonertracht an, ritten nach Holborn, faßten den ankommenden Boten mit dem Sattel ab, öffneten diesen und fanden richtig den Brief. Der König sagte darin, er sei jetzt der Mann der Lage und könne seine Bedingungen machen, da er von allen Parteien gesucht werde. Daran war etwas Wahres. Schade nur, daß die ihm ganz und gar zur Natur gewordene Falschheit Karls der Illusion sich hingab, mit allen Parteien sein Spiel treiben und schließlich alle betrügen zu können. „Im Uebrigen — fuhr der König fort — sei über die Zugeständnisse, welche ich zu machen scheinen mag, ganz ohne Besorgniß! Ich werde, wann die Zeit dazu gekommen sein wird, wohl wissen, wie man mit diesen Schuften umspringen muß: statt mit dem seidenen Hosenbande werde ich sie mit einem hanfenen Stricke schmücken."

Der das geschrieben, hatte sein Todesurtheil ge-

ſchrieben. Cromwell wußte jetzt klar, wie er mit dem treuloſen Stuart daran war, und handelte danach. Er gab den König förmlich auf mit den öffentlich geſprochenen Worten, derſelbe ſei „ein Mann von nicht gemeinen Gaben, aber ſo falſch und verrätheriſch, daß ihm ſchlechterdings nicht getraut werden könne.“ Ohne Zweifel war die Wahl des Generals jetzt endgültig getroffen: — er wollte nicht allein dem Weſen, ſondern auch dem Namen und Titel nach der Erſte innerhalb Großbritanniens ſein. Er wollte, da er nicht in Karls Namen herrſchen konnte, in ſeinem eigenen herrſchen. Darüber ſoll und darf man ſich nicht täuſchen: — Oliver war keineswegs, wie ihn frömmelnde Pantſcher und Mantſcher, z. B. Monſieur Merle d'Aubigné, dargeſtellt, ein Betbruder, welcher geduldig zuwartete, bis ihn ein göttlicher Wundergriff aus den Wolken auf den Herrſcherſtuhl ſetzte. Im Gegentheil, er ſchritt ſehr ſelbſtthätig und entſchloſſen auf dieſen Stuhl zu. Dem Umfang und der Kühnheit ſeines Genie's entſprach vollkommen der Umfang und die Kühnheit ſeines Ehrgeizes.

Allen Anzeichen nach war es jedoch nicht Cromwell, welcher, nach der im blauen Eber in Holborn gemachten Entdeckung dem Wunſche der independentiſchen Agitatoren, den König vor Gericht zu ſtellen, beitrat und dieſen Wunſch ſogar noch mehr aneiferte, ſondern es that dies der heißblütigere Ireton und zwar ganz auf eigene Fauſt, während Oliver in Betreff der Frage, ob der König anzuklagen und zu richten ſei, noch eine Weile ſchwankte*). Wahrſcheinlich ging er inzwiſchen mit ſich zu Rathe, ob und wie Karl unſchädlich zu machen ſei, ohne daß man zum Aeußerſten ſchritte. Ein ſo ſcharf und tiefdenkender Mann, wie er war, konnte ſich unmöglich der Einſicht verſchließen, daß mit der Hinrichtung des Königs nicht zugleich auch das Königthum getödtet würde, ſondern daß vielmehr das letztere in der Perſon des Prinzen von Wales, der ſofort Karl der Zweite heißen würde, fortleben werde, ſowie daß

*) So verſichert wenigſtens Biſchof Burnet (Hist. of his own time, I, 63), welcher ja den Ereigniſſen nahe genug ſtand, die Wahrheit zu wiſſen, und ehrlich genug war, ſie zu ſagen.

der ſchuldloſe neue König ein gefährlicherer Gegner ſein könnte und müßte als der ſchuldige alte. Alle dieſe und andere ähnliche Erwägungen mußten jedoch zuletzt der Thatſache weichen, daß in der Armee die widerkönigliche und antiſtuartiſche Strömung übermächtig war. Cromwell mußte erkennen, daß es eine Unmöglichkeit, gegen das Heer anzugehen, ohne die eigene Sache und die der Revolution aufzugeben.

Das folgerichtige Reſultat dieſer Erkenntniß war der feſte Entſchluß, mit Karl Stuart ein Ende zu machen, und dieſer Entſchluß wurde ſodann ins Werk geſetzt mit der eiſernen Energie eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, ſein Waſſer durch die Augen abzuſchlagen. Der Prozeß des entthronten Königs ward eingeleitet, der „Hohe Gerichtshof“ unter dem Vorſitz von John Bradſhaw konſtituirt, die Anklage Karl Stuarts als eines Tyrannen, Verräthers, Mörders und Feindes des öffentlichen Weſens formulirt. Es ſollte ein großes Exempel ſtatuirt, es ſollte den Königen die furchtbare Lehre gegeben werden, daß das Verbrechen auch auf dem Throne er-

reichbar, daß die Fürſten keine Götter, ſondern Menſchen, daß das unverletzliche Gottesgnadenthum purer Pfaffenſchwindel und daß Deſpoten nicht etwa nur dem Herrgott, ſondern auch ihren Völkern verantwortlich ſeien.

Das Exempel wurde ſtatuirt, die Lehre wurde gegeben, in feierlichſter Weiſe, Angeſichts der Welt. Freilich war der Todesſpruch ſchon gefällt, bevor Karl vor die Schranken des Hohen Gerichtshofes trat; aber trotzdem muß die ganze Art und Weiſe, wie die Führer der engliſchen Revolution das Trauerſpiel in Scene ſetzten, als ein ſprechender Beweis für die unbezähmbare Kühnheit dieſer Männer angeſehen werden. Sie wagten das Unerhörte, welches wie ein ungeheurer Donnerſchlag durch die Welt dröhnte .... Unter den 59 Namen, welche das Todesurtheil des Königs und zugleich den Befehl zur Vollziehung deſſelben unterfertigten, ſteht als dritter der von Oliver Cromwell. Das Dokument ſelber iſt von furchtbarem Lakonismus *).

*) To Colonel Francis Hacker, Colonel Huncks, and Lieutenant-Colonel Phayr, and to every of them.

Es könnte, in Erz gegraben und als Warnungstafel in Königspaläſten aufgeſtellt, vielleicht doch einige Dienſte thun. Am 30. Januar von 1649 (n. St.) trat Karl Stuart durch ein Fenſter des ehemaligen Bankettſals von Whitehall auf's Schaffot. Man müßte ein herzloſer Menſch ſein, wollte man nicht

---

At the High Court of Justice for the Trying and Judging of Charles Stuart, King of England, 29 th. January 1648 (a. St.).

Whereas Charles Stuart, King of England, is and standeth convicted, attainted and contemned of High Treason and other high Crimes; and Sentence upon Saturday last was prononced against him by this Court, To be put to death by the severing of his head from his body; of which Sentence execution yet remaineth to be done: — These are therefore to will and require you to see the said Sentence executed, in the open Street before Whitehall, upon the morrow, being the Thirtieth day of this instant month of January, between the hours of Ten in the morning and Fife in the afternoon, with full effect. And for so doing, this shall be your warrant . . . And these are to require all Officers and Soldiers, and others the good People of this Nation of England, to be assisting unto you in this service . . . Given under our hands and seals, John Bradshaw, Thomas Grey (Lord Groby), Oliver Cromwell (and Fifty — six others).

anerkennen, daß der entthronte Mann während der ganzen Dauer der Prozedur seinen Feinden herzhaft gegenübertrat. Er hatte nicht mit Würde zu leben gewußt, aber er wußte wenigstens mit Würde zu sterben. Einer Ueberlieferung zufolge betrachtete Cromwell den Leichnam des Hingerichteten im Sarge und bemerkte ruhig und einfach: „Das war ein kräftig gebauter Körper, welcher ein langes Leben versprach.“ Das Haus der Gemeinen warf 500 Pfund zur feierlichen Bestattung Karls aus, welche in der Schloßkapelle von Windsor geschah. Am 6. Februar sodann beschloß das Haus die Abschaffung der Lordskammer. Am Tage darauf kam es zu folgender Schlußnahme: „Es ist durch die Erfahrung erwiesen und dieses Haus erklärt demnach, daß das Königthum (kingship) in diesem Lande unnütz, lästig und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich ist. Darum ist es von heute an abgethan.“ England sollte ein freies Gemeinwesen („commonwealth“) sein, das Unterhaus die höchste Gewalt haben und ein von ihm erwählter Staatsrath die Regierung führen. Die

Statue Karls des Ersten vor der Börse in der City ward umgestürzt und auf das leere Piedestal schrieb man die Worte: „Exit tyrannus, regum ultimus.“ Der Könige letzter? Das hieß den Mund sehr voll nehmen.

6.

Ein Staatsrath, beherrscht von dem Parlamentsrumpf, welcher seinerseits nur das Sprachrohr der von Cromwell jetzt unumschränkter als je befehligten Armee war, regierte also die Republik England. Es war ein Regiment der Gewalt und die Bevölkerung ließ es sich gefallen, wie denn die Völker überall und allzeit dies thun, so lange die Gewalt mit Geist, Kraft und Glück gehandhabt wird. Populär war die „Commonwealth“ keineswegs und so ziemlich alle Klassen blickten mit derselben Mißachtung auf die in Westminster deklamirenden und gestikulirenden Politiker, welche man die Girondisten des 17. Jahrhunderts nennen kann und deren Leiter

höchſt ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafſchaften von England heimiſche Männer waren. Man ließ ſie reden und — fügte ſich ſtillſchweigend der wuchtigen Thatſache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neueſtens royaliſtiſche ſowie leveller'ſche Widerſtandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls verſucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun ſollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Erſten älteſten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorſam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über dieſe beiden Königreiche auszudehnen, und ſelbſtverſtändlich betraute der Staatsrath ſein Mitglied Cromwell mit der Löſung dieſer ſchwierigen Aufgabe. Er löſ'te ſie. Zunächſt fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 ſeiner kriegeriſchen Heiligen, auserleſenen Veteranen, ſchiffte er nach der Inſel hinüber, deren

Smaragdgrün bald von breiten Blutſtreifen durchzogen ward. Charakteriſtiſch, daß vor der Abfahrt das Heer einen ſtrengen Buß-, Bet- und Faſttag feierte, an welchem der General ſelber verſchiedene Bibeltexte auslegte. Es ſteht zu vermuthen, daß es ſolche geweſen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eiſen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In dieſem Style iſt dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. Auguſt von 1649 von Dublin aus ſein Kriegsmanifeſt erlaſſen hatte. Die iriſchen Katholiken und Royaliſten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder ſataniſcher Finſterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mußten vom Angeſicht der Erde. Die Erſtürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im bluttriefenden Buche Joſua ſtehen. Es war eine echt altteſtamentliche Schlacht- und Vernichtungsſcene. In ſeinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments ſagte der General

höchſt ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafſchaften von England heimiſche Männer waren. Man ließ ſie reden und — fügte ſich ſtillſchweigend der wuchtigen Thatſache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neueſtens royaliſtiſche ſowie leveller'ſche Widerſtandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls verſucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun ſollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Erſten älteſten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorſam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über dieſe beiden Königreiche auszudehnen, und ſelbſtverſtändlich betraute der Staatsrath ſein Mitglied Cromwell mit der Löſung dieſer ſchwierigen Aufgabe. Er löſ'te ſie. Zunächſt fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 ſeiner kriegeriſchen Heiligen, auserleſenen Veteranen, ſchiffte er nach der Inſel hinüber, deren

Smaragdgrün bald von breiten Blutſtreifen durchzogen ward. Charakteriſtiſch, daß vor der Abfahrt das Heer einen ſtrengen Buß-, Bet- und Faſttag feierte, an welchem der General ſelber verſchiedene Bibeltexte auslegte. Es ſteht zu vermuthen, daß es ſolche geweſen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eiſen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In dieſem Style iſt dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. Auguſt von 1649 von Dublin aus ſein Kriegsmanifeſt erlaſſen hatte. Die iriſchen Katholiken und Royaliſten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder ſataniſcher Finſterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mußten vom Angeſicht der Erde. Die Erſtürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im bluttriefenden Buche Joſua ſtehen. Es war eine echt altteſtamentliche Schlacht- und Vernichtungsſcene. In ſeinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments ſagte der General:

„Ich bin überzeugt, es war ein gerechtes Gottesgericht (a righteous judgment of God), über dieſe Barbaren verhängt, weil ſie ihre Hände in ſo viel unſchuldiges Blut getaucht; und auch deſſen bin ich überzeugt, daß es für die Zukunft mehr Blutvergießen verhindern wird. Das ſind wohl ausreichende Gründe für ein derartiges Vorgehen, welches ſonſt nur Reue und Trauer erregen könnte (which are the satisfactory grounds to such actions, which otherwise cannot but work remorse and regret).“

Natürlich war Cromwell weit entfernt, den blindwüthenden Berſerkergrimm ſeiner Soldaten zu theilen. In dieſem wunderbaren Menſchen verband ſich mit dem General ſtets der Organiſator und Regent. Daſſelbe Schwert, deſſen zerſchmetternde Schläge den iriſchen Aufſtand raſch niederwarfen, wurde in Olivers Hand zur Pflugſchar der Kultur. In Wahrheit, die unglückliche Inſel hat nie einen furchtbareren Feind und nie einen werkthätigeren Freund gehabt als Cromwell, deſſen kraftvolle Maßregeln, die keltiſche Barbarei auszurotten und die

iriſche Anarchie zu bändigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern, von erſtaunlich günſtigen Erfolgen begleitet waren. Denn das Land blühte unter der von Oliver demſelben geſetzten Verwaltung ſo ſichtbar auf, daß man ohne Uebertreibung ſagen kann, durch die cromwelliſche Eroberung ſei Erin erſt für die Civiliſation erobert worden .... Zu den denkwürdigſten Cromwells-Thaten gehört aber ein von ihm verfaßtes Schriftſtück, eine „Deklaration", welche er im Januar von 1650 von Younghal aus „zur Enttäuſchung des betrogenen und verführten Volkes" an die römiſch-katholiſchen Prälaten erließ, welche ſich zu Clonmacnoiſe zuſammengethan und eine neue große Verbindung aller Katholiken gegen den General zu Stande zu bringen verſucht hatten. Die Herren Erzbiſchöfe und Biſchöfe hatten in ihrem Manifeſt beſonders eindringlich betont, daß Klerus und Laienvolk auf's Engſte gegen den Feind ſich zuſammenſchließen ſollten. An dieſer widerchriſtlich-hierarchiſchen Unterſcheidung zwiſchen Prieſtern und Laien faßte Oliver die Prälaten und hielt ihnen eine gutpuritaniſche Predigt, aus deren

theologiſchem Gewölke helle Gedankenſonnenſtralen ſcharf und mächtig hervorſchoſſen. „Ah, nachdem ihr eurer Gewohnheit gemäß zuerſt an euch ſelbſt gedacht und dann zweitens an „Seine Majeſtät“, wie ihr ihn nennt, geruht ihr, auch das Volk in Betracht zu ziehen. Oh, über die armen „Laien“! Ihr und euer König möchtet ſie reiten und ſchinden, wie eure Kirche und euer König es zu allen Zeiten gethan. Doch es iſt nicht ſchwer, zu prophezeien: das alſo geſtachelte Roß wird hinten ausſchlagen, denn dieſer Zuſtand kann nicht ewig dauern. Die willkürliche Gewalt der Könige und Prieſter iſt ein Ding, deſſen die Menſchen müde zu werden anfangen, und alle die Ränke und Schwänke, welche königliche und kirchliche Tyrannei zu gegenſeitiger Aufrechthaltung in Scene ſetzt, beginnen offenbar zu werden (arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent). Es gibt Männer, welche dieſes doppelte Joch bereits abgeworfen haben; andere ſind gerade

daran, es zu thun. Gar viele Gedanken darüber gähren in den Gemüthern der Menſchen. Der Grundſatz, das Volk ſei für Könige und Pfaffen da, fängt an, ausgepfiffen zu werden (this principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded). Ich wundere mich daher gar nicht, daß eure heilige Fraternität ſo erboſ't iſt; aber ich wünſche, das Volk möchte ſo weiſe ſein, um euer Reden und Thun ſich gar nicht zu kümmern." Ach, ja wohl, großer Oliver! Leider harrt dein wahrhaft frommer Wunſch noch immer der Erfüllung; denn die Dummheit der Völker iſt, falls dies möglich, noch unergründlicher als die deutſche Geduld, welcher doch bekanntlich noch kein Sterblicher auf den Grund gekommen. Selbſt die Landgrafen und Kurfürſten von Heſſen nicht, welche doch den Geduldbohrer mit exemplariſcher Virtuoſität und Ausdauer zu handhaben wußten und wiſſen . . .

Nachdem der Lord-General den Iren den Meiſter gezeigt hatte, zeigte er ihn auch den Schotten. Dieſe hatten den Vater verſchachert, aber den Sohn des Verſchacherten aus Holland geholt, um dieſem

zweiten Karl Gelegenheit zu geben, aus einem lüderlichen Prinzen ein lüderlichſter König zu werden. Im armſeligen Holyroodhouſe zu Edinburgh konnte er freilich vorerſt nicht alle jene Eigenſchaften, Talente und Gaben entfalten, welche er in ſpäterer Zeit unter günſtigeren Umſtänden in Whitehall zu London entfaltete, — Eigenſchaften, Talente und Gaben, die ihn vollkommen befähigten, die Rolle eines Bordellwirths erſten Ranges mit Anſtand und Beifall zu ſpielen. Im Gegentheil, er mußte heilig thun, mußte den „Covenant“ beſchwören, mußte mit dem Anſchein chriſtlicher Ergebung unendliche Predigten anhören, Vormittags und Nachmittags, Predigten, in welchen von ſeinen eigenen Sünden ſehr draſtiſch gehandelt wurde, und mußte ſich überhaupt in Allem und Jedem unter die frommen Daumen der Eſſigblicker und Wermuthſprecher von Covenantern ducken. Das hieß die bettelhafte Krone eines bettelhaften Landes fürwahr theuer erkaufen, ſo theuer, daß Cromwell Karl dem Zweiten im Grunde einen Freundſchaftsdienſt erwies, als er ihm das beſchwerliche Ding vom Kopfe ſchlug.

Oliver, zum Generalkapitain aller Streitkräfte der Republik ernannt (Captain-General and Commander-in-Chief of all the Forces raised or to be raised by authority of Parliament within the Commonwealth), ging am 26. Juni 1650 von London nach dem Norden ab, wo er das beste Heer, welches Schottland jemals ins Feld gestellt hatte, schlagen sollte. Zunächst machte er, insbesondere in einem Schreiben vom 14. August an den schottischen Obergeneral Lesley, den Versuch, mittelst der Argumente einer verständigen Politik die Schotten von der Sache der „Uebelgesinnten (malignants)" ab und auf billigen Grundlagen den Frieden zwischen England und Schottland zu Stande zu bringen. Er wurde nicht gehört und doch widerstrebte es ihm, gegen Glaubensgenossen die ganze Furie des Krieges zu entfesseln. Zudem war seine militärische Situation bei Eröffnung des Feldzugs eine sehr mißliche. Die Schotten waren den Engländern an Truppenzahl sehr überlegen, geradezu doppelt, und hatten bei Dunbar eine sehr vortheilhafte Stellung genommen. Sie standen auf einer Hügelkette verschanzt,

an deren Fuß das aus den Bergen von Lammermoor kommende Flüßchen Broxburn hinfließt. Oliver fand es bedenklich, ja unmöglich, die feindliche Position zu erstürmen, und ebenso, die seinige länger zu behaupten. Am 2. September schrieb er an den Gouverneur von Newcastle, daß er sich fast nur durch ein Wunder aus der Klemme ziehen könne („we cannot get without almost a miracle"). Am Tage darauf war Alles verändert. Die Schotten begingen die Thorheit, statt den Gegner noch länger in der Klemme zu halten, in der Nacht vom 2. auf den 3. September von ihren Höhen herabzusteigen, um einen Angriff auf das englische Lager zu thun. Nichts konnte Cromwell willkommener sein. Mit gewohnter Raschheit und Bestimmtheit traf er seine Anordnungen, mit gewohnter Kraft führte er sie aus und durch, er selbst der Erste beim Angriff. Im Morgengrauen wüthete der Kampf. Er war mörderisch, aber kurz und noch vor Sonnenaufgang entschieden, vollständig zu Ungunsten der Schotten. Als sich das geschlagene Heer derselben in wilde Flucht warf, hörte ein Ohrenzeuge den Sieger aus-

rufen: „Sie fliehen! Ich ſage, ſie fliehen (they run! I profess they run)!“ In dieſem Augenblick erhob ſich das Tagesgeſtirn aus dem deutſchen Meere, ſeine rothen Stralen von St. Abb's Head herüber auf die rothe Walſtatt werfend, und frohlockend brach Oliver in die Worte des Pſalmiſten aus: „Aufſtehe Gott, auf daß zerſtreut werden ſeine Feinde!“

Die Unterwerfung Schottlands konnte jedoch, dem Siege bei Dunbar zum Trotz, nicht ſo raſch bewerkſtelligt werden, wie die von Irland bewerkſtelligt worden war. Die Schotten erwieſen die ganze Zähigkeit ihrer hagebuchenen Natur und insbeſondere machten die ſchottiſchen Pfaffen — anmaßlichere und herrſchſüchtigere hat es nie gegeben, als dieſe echten Schüler des widerlichen Prädeſtinationsfanatikers, Molochiſten und Scheiterhaufenentflammers Calvin geweſen ſind — dem Lord-General viel zu ſchaffen. Er hatte in Edinburgh Winterquartiere bezogen, konnte aber im Frühjahr von 1651 den Feldzug nicht ſo zeitig eröffnen als er wünſchte, weil eine harte Krankheit ihn auf's Lager warf. Erſt

der Herbſt brachte die Entſcheidung. Unfähig, gegen Oliver in Schottland das Feld zu halten, hatten die Stuartiſten den verzweifelten Entſchluß gefaßt, in England einzufallen und in Eilmärſchen gen London vorzudringen. Sie rechneten dabei auf den engliſchen Royalismus und hofften, alle Königlichgeſinnten würden ſich um die auf den Boden Englands getragene Fahne Karls des Zweiten ſammeln. Anfangs ſchien das Abenteuer Erfolg haben zu wollen, obſchon es einem Hauptantreiber zu demſelben, dem Herzog von Hamilton, von vornherein den Geſtändnißſeufzer entpreßte: „Unſer ſtärkſtes Argument heißt Verzweiflung“. Die Hoffnung auf einen maſſenhaften Aufſtand der engliſchen Royaliſten zu Gunſten der ſtuartiſchen Invaſion ſchlug freilich fehl. Dennoch drang Karl bis Worceſter vor und die Bewohnerſchaft von London gerieth darob in einen haltloſen Schrecken. Aber hiefür war kein Grund vorhanden; denn ſchon hatte ſich Cromwell mit ſeinem Heere zur Verfolgung des Feindes aufgemacht und gerade am Jahrestag der dunbarer Schlacht, am 3. September, fiel er bei und in

Worceſter auf die königliche Armee, wiederum „wie Thors Hammer". Karl Stuart ſelbſt entging für ſeine Perſon nur mit äußerſter Noth und Gefahr dem zerſchmetternden Hammerſchlag, ſeine Streitmacht aber war zu Staub zerſchlagen. Am folgenden Tage berichtete Oliver an den Sprecher des Parlaments über „the great things the Lord hath wrought for this Commonwealth and for His People." Er bezeichnete mit Recht den Sieg als einen vollſtändigen („an absolute victory") und nannte denſelben eine krönende Gnade („a crowning mercy").

Freitags am 12. September von 1651 zog der Sieger von Worceſter triumphirend in London ein, empfangen von dem Parlament und deſſen Sprecher, vom Staatsrath und deſſen Lord-Präſidenten, von den Behörden der Stadt und der Grafſchaft Middleſex, und es mochte ſich bei dieſem Triumpheinzuge des Gewaltigen, welcher ſo eben der Commonwealth England zwei Königreiche unterworfen hatte, Manchem der Gedanke aufdrängen, welche der independentiſche Prediger Hugh Peters vor ſich hin ge-

flüſtert haben will: — „Der Mann wird König von England ſein!“

7.

Er brauchte das nicht erſt zu werden: er war es bereits thatſächlich, und wenn „König“ im Hochſinn des Wortes einen echten und rechten Volksregierer und Staatslenker bedeutet, ſo hat es einen wahrhaftigeren König niemals gegeben, als Cromwell einer geweſen iſt, innerhalb wie außerhalb Großbritanniens nicht.

Aber wäre Oliver der Große nicht ein Größerer geweſen, ſo er, nachdem er glorreich die Machtſtellung der engliſchen Republik nach Innen und Außen geſichert hatte, ſeinen Kommandoſtab ſchlichtbürgerlich auf den Tiſch des Parlaments niedergelegt und ſich auf ſeine Farm in Ely zurückgezogen, alſo gethan hätte, wie 132 Jahre ſpäter der erlauchteſte Mann des modernen Weltalters, George Waſhington, drüben in Amerika that? Ach ja, 132 Jahre ſpäter und drüben in Amerika! Dieſe

beiden Thatsachen geben die Antwort auf die gethane Frage. Ruhm und Preis für allzeit dem großen Bürger, der i. J. 1783 einer Königskrone, einer Kaiserkrone das Bewußtsein vorzog, seinem Lande die Freiheit gegeben zu haben! Allein sehende Augen müssen erkennen, daß Cromwell i. J. 1651 und hüben in England nicht also handeln, ja nicht einmal den Gedanken „schlichtbürgerlicher" Machtentsagung haben konnte. Schon deßhalb nicht, weil der Begriff einer Bürgerlichkeit, wie ihn erst die Philosophie des 18. Jahrhunderts geschaffen, im 17. noch gar nicht existirte. Und dann, konnte es einem Manne vom Bau Olivers einfallen, das große Werk, welches er mit so harter Arbeit aufgerichtet hatte, Unberufenen, Uebelgesinnten und Thoren, Faselern und Fanatikern des tausendjährigen Reiches, komplottirenden Stuartisten und Prälatisten, steifnackigen Doktrinären, welche in Westminster die Wände der Stephanskapelle müde schwatzten, zur raschen Wiederzerstörung zu überliefern und zu überlassen? Das konnte ihm nicht einfallen und fiel ihm auch nicht ein.

Wohl, aber warum hat er ſich dann nicht offen und ohne Weiteres zum König gemacht? Weil das Heer, auf welches er ſich dem Rumpfparlament gegenüber ſtützen mußte, der Wiederaufrichtung des Königthums ganz entſchieden abhold war. Dieſe bewaffneten Heiligen hingen an dem Worte Commonwealth: ſie waren bereit, ihren geliebten General, das auserwählte Rüſtzeug des Herrgottes Zebaoth, zum Diktator der Republik zu machen, aber ſie hätten ohne Zweifel die Schneide ihrer frommen Schwerter ſofort gegen den King Oliver gekehrt. Bevor an einen Wiederbau des Thrones zu denken war, mußte das cromwelliſche Heer erſt in ſich zerſetzt, von ſeinen Führern verrathen und ſeines großen Hauptes durch den Tod beraubt ſein. Für jetzt nahm es die Ausſchlag gebende Stellung im Staate ein.

Der feindſelige Gegenſatz zwiſchen der Armee und dem Parlament wurde bald ein klaffender. Das letztere wollte begreiflicher Weiſe das Land möglichſt raſch der Militärgewalt entziehen und die parlamentariſche Gewalt, alſo zunächſt die eigene, zur

Omnipotenz erheben. Die in Weſtminſter leitenden Leute überſahen nur, daß ein Cromwell an der Spitze eines ſiegreichen Heeres ſich nicht durch eine Handvoll doktrinärer Schwätzer, welche überdies in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes gar kein Mandat mehr beſaßen, werde maßregeln laſſen. Es kam denn auch, was bei Lage der Sachen kommen mußte. Die Situation war gegen den Frühling von 1653 zu ſo geſpannt geworden, daß nur noch vom Biegen oder Brechen die Rede ſein konnte. Es brach. Denn während die Phantaſten der Stephanskapelle als echt- und rechtſchaffene Parlamentirer vom Debattiren und Reſolutioniren Alles erwarteten und abhängig wähnten, hatte Cromwell ſeinen Entſchluß gefaßt und traf die zur Ausführung deſſelben nöthigen Maßnahmen, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß nicht nur die Armee, ſondern die geſammte öffentliche Stimmung verlangte, es möge und ſolle der Exiſtenz des „Fag-end“ oder „Rump“ von Parlament ein Ende gemacht werden. Natürlich fehlte es nicht an feinen, gröberen und gröbſten

Winken für die Herren in Weſtminſter, daß es die höchſte Zeit für ſie ſei, ſich wegzuheben. Aber ebenſo natürlich war des Schwatzes ſüße Gewohnheit ſtärker als alle anderen Rückſichten und Beweggründe.

Am 20. April von 1653 verließ Cromwell zur Stunde, wo der Rumpf in der Stephanskapelle eine Bill berieth, welche die Verlängerung ſeiner — des Rumpfes — Autorität und Gewalt ſichern ſollte, Whitehall und ging, von einem Halbdutzend ſeiner Offiziere begleitet, nach Weſtminſter. Unterwegs nahm er eine Kompagnie Musketiere mit, welche zu dem Zwecke bereitſtand, Pforte und Vorhalle des Parlamentshauſes zu beſetzen. Dies gethan, trat Cromwell in den Sitzungsſal und ſetzte ſich auf ſeinen gewohnten Platz neben dem Generalmajor Harriſon. Sir Henry Vane hatte das Wort und wies die Dringlichkeit der Verlängerungsbill nach. Oliver hielt an ſich, bis die Abſtimmung beantragt wurde. Da neigte er ſich zum Ohre Harriſons, flüſterte demſelben zu: „Jetzt iſt es Zeit; ich muß es thun (I must do it)!“ ſtand auf, nahm den Hut

ab und begann zu ſprechen. Seine Rede war wie ein von Wolkenbrüchen geſchwellter Waldſtrom, erſt fernher dumpf rauſchend und dröhnend, dann näher herandrohend und endlich in donnernden Zornkatarakten ſich ergießend. „Das ſei keine parlamentariſche Sprache, meint Ihr? Wohl, ich weiß es: aber erwartet keine andere von mir.“ Und mitten in den Sal tretend, ſtülpte er den Hut auf den Kopf, ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden und runzelte die armen Doktrinäre und Schwatzleute an: „Ihr habt kein Herz für das Gemeinwohl und nur Sinn dafür, euch in beſtändigem Beſitze der Macht zu erhalten. Eure Zeit iſt um, der Herr iſt fertig mit euch. Ich will eurem Gewäſche ein Ende machen (I will put an end to your prating). Ruft ſie herein, Harriſon!“ Die Thüre that ſich auf und Oberſt Worsley kam mit 20 oder 30 Muſketiren herein. „Ihr nennt euch ein Parlament?“ rauſchte der Zornſtrom weiter. „Ich ſag' euch, ihr ſeid kein Parlament. Söffer und Hurer ſitzen unter euch. Ihr habt ſchon allzu lange hier geſeſſen. Geht, macht ehrlicheren Leuten Platz! Fort mit euch! In

Gottesnamen, packt euch!“ Sir Henry Vane wagte einen Proteſt. „O, Sir Henry Vane“, rief Cromwell aus, „du mit deinen ſubtilen Kaſuiſtenſtücklein und abſtruſen Haarſpaltereien (thou with thy subtle casuistries and abstruse hair-splittings)! Der Herr erlöſe mich von Sir Henry Vane! ... Holt den Sprecher von ſeinem Sitze herunter und ſteckt ihn hinaus!“ Harriſon faßte den Sprecher am Talar und führte ihn hinaus, worauf die Mitglieder den Sal verließen. Der Lord-General trat an die Tafel, ergriff die darauf liegende Szepterkeule („mace“) des Sprechers — ſo eine Art von parlamentariſcher Monſtranz — gab ſie einem Musketir und ſagte: „Was ſoll uns der Firlefanz (bauble)? Fort damit!“ Hierauf ließ er den geleerten Sal ſchließen und kehrte nach Whitehall zurück. Kein Finger hatte ſich für die weggeſäuberten Schwätzer gerührt. „Ihr Verſchwinden machte keinen Hund bellen (we did not hear a dog bark at their-going).“ Etliche Stunden ſpäter löſ'te Oliver auch den vom weggewiſchten Parlament gewählten Staatsrath auf, ohne die geringſte Schwierigkeit.

Der idealſte aller idealen Republikaner von damals, James Harrington, und der genialſte und edelſte Bekenner des republikaniſchen Kredo, John Milton, Beide haben ſie den cromwelliſchen Hammerſchlag vom 20. April als eine patriotiſche That anerkannt, mittelſt welcher England von der Herrſchaft einer ebenſo anmaßlichen als unfähigen Oligarchie befreit wurde. Aber der Gewaltakt vom 20. April ließ doch einen ſchmerzenden Stachel in Cromwells Seite zurück. Einen ſchmerzenden und nie ganz zu beſeitigenden Stachel: — alle ſeine ſpäteren Verſuche, mit ſeiner Herrſchaft die parlamentariſchen Traditionen ſeines Landes zu verſöhnen und Parlamente um ſich zu verſammeln, ſind mißlungen und zum Theil ganz lächerlich ausgefallen. Man braucht, um hieran zu erinnern, nur das „Barebone-Parlament“ zu nennen.

Oliver hatte nach der Aprilkataſtrophe von 1653 einen neuen Staatsrath von 13 Mitgliedern gebildet und unter dem Titel eines Lord-Präſidenten deſſelben die Regierung von Großbritannien und Irland übernommen. Im Winter des nämlichen

Jahres trat an die Stelle dieſes Proviſoriums die Errichtung des Protektorats. Am 16. Dezember wurde Cromwell in der großen Feſthalle von Weſtminſter als Lord-Protektor der Republik von England, Schottland und Irland feierlich proklamirt und auf den Staatsſeſſel geſetzt. Es hat ſich damals, wie auch ſpäter noch, darum gehandelt, ob nicht der General den Königstitel annehmen ſollte, und ein Mann, welchem ſelbſt nörgelnde Pedanten einige Kompetenz und Autorität in Sachen der Staats- und Rechtsgeſchichte von England einräumen werden, Macaulay, hat ſicherlich mit Recht behauptet, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung die Wiedererſtehung der Monarchie in der Perſon Cromwells mit entſchiedener Zuſtimmung begrüßt und die überwiegende Mehrheit der Nobility und Gentry ſich beeilt haben würde, dienſtwillig die Hand König Olivers zu küſſen. Noch mehr, Zeitgenoſſe Clarendon berichtet mit dürren Worten, daß guter Grund zu der Annahme vorhanden ſei, ein großer Theil der königlichen Partei wäre Cromwell zugefallen, ſo dieſer ſich die Krone aufgeſetzt hätte. Der Protektor,

welcher ſelbſtverſtändlich zu dieſer Zeit nicht mehr der naive Enthuſiaſt von 1628 war, ſondern der unter großen Geſchäften, ſchweren Sorgen, harten Anſtrengungen, glänzenden Erfolgen und bitteren Erfahrungen zu ſeiner vollen Höhe herangereifte Staatsmann, erkannte gar wohl die Vortheile, welche ihm der Königstitel verbürgen würde; allein es verwehrten ihm, wie weiter oben dargethan worden, ſchwerwiegende, wenn nicht abſolute Gründe den ihm ſonſt ſo nahegelegten und ſcheinbar ganz leichten Griff nach der Krone.

Mit dieſen zwingenden äußeren Motiven verbanden ſich aber ohne Zweifel nicht minder zwingende innere. Es hieße dieſem großen und guten Manne ſchreiendes Unrecht anthun, wollte man glauben, ſeine wiederholte Weigerung, den Königstitel anzunehmen, ſei nur Heuchelei und Poſſe geweſen. Die Wahrhaftigkeit — dieſes Hauptcharaktermerkmal der wahrhaft großen und guten Männer — ja, die Wahrhaftigkeit ſeiner Seele verbot es ihm. Er fühlte, daß die Annahme der Krone eine Verleugnung ſeiner eigenen Vergangenheit, daß ein

gekrönter Cromwell ein greller Widerſpruch in ſich ſelber wäre. Der eine Krone mitſammt dem Kopfe, auf welchem ſie geſeſſen, abgeſchlagen hatte, konnte nicht eine Krone aufſetzen wollen.

Eine ſchlichte Größe, eine ſchwermüthige Treuherzigkeit, welche in dem Munde eines ſo eiſernen Mannes wahrhaft rührend und erſchütternd wirkt, ſpricht aus den Verhandlungen, welche der Protektor im April und Mai von 1657 mit ſeinem ſogenannten „zweiten“ Parlamente pflog, das eine neue Verfaſſung für Großbritannien entworfen hatte, kraft welcher die Monarchie hergeſtellt werden ſollte und Cromwell in aller Form angegangen wurde, Amt und Titel eines Königs anzunehmen. Er zollte mit warmen Worten den Beſtimmungen dieſes Verfaſſungsentwurfes zur Sicherſtellung der religiöſen und bürgerlichen Freiheit ſeine Anerkennung; er gab auch offen zu, daß, obzwar für ihn perſönlich das Aufſetzen oder Nichtaufſetzen der Krone nur die Bedeutung habe, ob „er auf ſeinen Hut eine Feder ſtecke oder keine“, vom Geſichtspunkte der praktiſchen Politik aus die Annahme des königlichen

Titels ſich empfehle: aber er könne ſich nun einmal nicht damit befreunden, es gehe ihm gegen den Mann. Als am 13. April die große Parlamentskommiſſion vor dem Protektor in Whitehall erſchien und in feierlicher Audienz das wiederholte Anerbieten der Krone vorbrachte, motivirte Cromwell in ausführlicher Rede ſeine Ablehnung. Beſonders charakteriſtiſch war in dieſer Rede die Stelle: — „Ich habe den Platz, auf welchem ich ſtehe, eingenommen nicht ſo ſehr in der Hoffnung, Gutes zu thun, als vielmehr mit dem Wunſche, Schäden abzuwenden, von welchen ich die Nation bedroht ſah (not so much out of hope of doing any good, as out of a desire to prevent mischief and evil, which I did see was imminent on the nation). Ich ſah, daß wir kopfüber in Verwirrung und Anarchie hineinrannten, und da entſprach ich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, dem Wunſche, mich dahin zu ſtellen, wo ich ſtehe. Auf Titel und Namen kommt es dabei gar nicht an. Es handelt ſich darum, den Frieden und die Freiheiten der Nation zu gründen und ſicherzuſtellen, und da bin ich bereit,

euch zu dienen, wie ich kann, — nicht als ein König, aber als ein Konſtabler, ſo 's euch gefällt (not as a king, but as a constable, if you like). Denn, fürwahr, oft hab' ich vor Gott gedacht, daß ich mein Geſchäft und meinen Platz nicht beſſer bezeichnen könnte, als wenn ich mich mit einem guten Konſtabler vergliche, welcher dazu da iſt, den Frieden in einer Gemeinde aufrecht zu erhalten. Und wahrlich, das gereichte und gereicht mir in allen Trubeln und Trübſalen, die ich durchzumachen hatte und habe, zur Beruhigung und Genugthuung, daß ihr jetzt Frieden habt."

Mittelſt einer Zuſchrift an den Sprecher des Parlaments vom 8. Mai 1657 lehnte Oliver endgültig den Königstitel ab („I cannot undertake this government with the title of king") und fuhr fort Großbritannien als Land-Protektor zu regieren, royaliſtiſchen, doktrinär-republikaniſchen, papiſtiſchen, anglikaniſchen und leveller'ſchen Anfeindungen, Nörgeleien, Fanatismen, Verſchwörungen und Mordkomplotten zum Trotz. Es war eine Gewaltherrſchaft, keine Frage; mit dem Schwerte

gewonnen und mit dem Schwerte behauptet, nur von den Rieſenſchultern Olivers getragen und vorausſichtlich mit dem Leben des Rieſen zuſammenbrechend. Aber es war eine Regierung der Wohlfahrt und des Ruhmes, ja, und auch eine Regierung der Milde und Duldung, ſoweit die Leidenſchaften der Feinde des Protektors demſelben nur immer geſtatteten, Milde und Duldung zu üben. Selbſt der heftige Royaliſt und eingefleiſchte Stuartiſt Hume ſieht ſich, um doch den Thatſachen der Geſchichte nicht allzu hart ins Geſicht zu ſchlagen, genöthigt, des Protektors bürgerlicher Verwaltung, ſeiner Achtung vor dem Geſetz, ſeiner Gerechtigkeitsliebe, ſeiner Fürſorge für eine fleckenloſe Rechtspflege Lob zu ſpenden*). In Wahrheit, England iſt nie beſſer regiert worden, als es von Cromwell regiert wurde, und das innere Gedeihen der Nation unter dieſer Regierung war ſo augenſcheinlich, daß nur ganz verbohrte Kavaliere und ganz verrückte Millennarier es leugnen konnten.

*) Hume, Hist. of England, II, ch. 2.

Die glänzenden Erfolge des Protektors nach Außen, den herrlichen Aufschwung, welchen er der Macht Englands gab, mochten selbst Kavaliere und Millennarier nicht leugnen. Auch Stuartist Hume fühlte beim Rückblick auf das, was Cromwell für seines Landes Geltung und Ehre gethan, sein Herz etwas höher schlagen. Er sagt: „Die große Seele dieses glücklichen Usurpators war auf die Ausbreitung der Ehre des englischen Namens gerichtet und er pflegte sich zu rühmen, daß er den Namen eines Engländers ebenso gefürchtet und geehrt machen wollte, als jemals der Name eines Römers gewesen sei.“ In Wahrheit, er durfte sich also rühmen, weil er vollbrachte, was er sich vorgesetzt. Er besiegte alle Feinde seines Landes und schrieb ihnen Gesetze vor, er ließ die englische Flagge triumphirend auf allen Meeren wehen, er war der geniale Impulsgeber und energische Wegzeiger seiner Nation auf ihrem Vorschritt zur Weltmachtstellung. Nach zwei Richtungen hin gebührt aber, wenn ich recht erwäge, dem Wesen und Walten des Protektors der höchste Preis. Erstlich hat die herzliche Förderung,

welche er den jungen puritanischen Kolonieen in Amerika angedeihen ließ, eine Zukunftssaat von unberechenbarer Ertragsfähigkeit mitstreuen geholfen. Zweitens war es Cromwells Politik, welche der reißenden römischen Reaktion im 17. Jahrhundert Halt gebot. Ja, nicht etwa der selbstsüchtige Eroberer Gustav Adolf von Schweden, sondern vielmehr der Protektor der Commonwealth von England ist der Fels gewesen, an welchem die Springflut jener verderbenschwangern Reaktion sich gebrochen hat. Oliver Cromwell war der echte und rechte Held des Protestantismus — ich meine das, wie Denkende leicht errathen, nicht im bornirt konfessionellen Sinne — er war der glorreiche Schwerthalter germanischer Freiheit gegenüber romanischer Verdummung und Tyrannei . . .

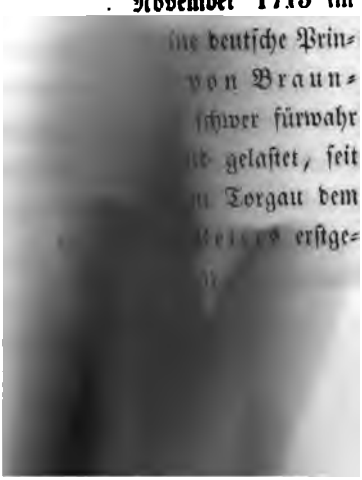
Der große Glückstag seines Lebens, der 3. September, an welchem er seine besten Schicksalshammerschläge gethan hatte, sollte auch des Mannes Todestag werden. Am 3. September von 1658 starb der Gewaltige und die Nachfolge seines Sohnes Richard im Protektorat ging scheinbar ganz

ruhig und glatt von ſtatten. In Wahrheit und Wirklichkeit aber begann ſchon am Tage nach Olivers Hingang die Agonie der Commonwealth. Sie ging zu Grunde und es folgte die ſchmachvolle Orgie der ſtuartiſchen Reſtauration, welche mit einem namenloſen, jedoch vollkommen ihrer würdigen Akt der Barbarei und Gemeinheit eingeweiht wurde. Man riß den halbverweſ'ten Leichnam Cromwells, man riß die Gebeine ſeiner hochehrwürdigen Mutter und ſeiner geliebten Tochter Bridget aus ihren Gräbern, ſchleifte ſie nach dem Richtplatz zu Tyburn und hing ſie dort an den Galgen, — im Namen der Gerechtigkeit und des Königs.

Alſo lohnte England dem größten ſeiner Männer. Aber die Weltgeſchichte hat den Namen Oliver Cromwells mit ewigleuchtenden Zügen in ihr Pantheon geſchrieben und die Namen Karls des Zweiten und ſeiner Mitkujone für ewig an ihren Galgen genagelt.

inzeß!“

. den nutzlosen Arze-
n, da ich nicht län-
liegt zu schwer auf



. November 1715 im
ine deutsche Prin-
von Braun-
schwer fürwahr
gelastet, seit
Torgau dem
erstge-

1.

„Glücklich wie eine Prinzeß!“

„Quält mich doch nicht so mit den nutzlosen Arzeneien und laßt mich ruhig sterben, da ich nicht länger leben mag. Das Dasein liegt zu schwer auf mir!“

Die das sprach am 1. November 1715 im Czarenpalast von Moskau, war eine deutsche Prinzessin, Charlotte Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, und schwer fürwahr hatte das Dasein auf ihr gelegen und gelastet, seit jenem 25. Oktober 1711, wo sie zu Torgau dem Czarewitsch Alexei, des großen Peters erstgeborenem Sohn, angetraut worden war.

Damals, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ſind ruſſiſche Heiraten noch nicht der höchſte Ehrgeiz und heißeſte Wunſch deutſcher Fürſtenhäuſer geweſen. Man wußte in Mittel-, Weſt- und Südeuropa noch wenig von Rußland. Was man aber erfuhr, war der Art, die Leute mit einem aus Verwunderung, Schrecken und Abſcheu gemiſchten Gefühle auf ein Volk blicken zu machen, welches aus dem phyſiſchen und moraliſchen Moraſt aſiatiſcher Barbarei herauszureißen das gewaltige Kraftgenie Peters des Erſten ſoeben unternommen und begonnen hatte. Er war allerdings in ſeiner Art ein großer, ein größter Mann, dieſer Peter. Eine welthiſtoriſche Charakterfigur erſten Ranges, in ſeinem Walten und Thun als Herrſcher ein tüchtiger Arbeiter am Werke menſchheitlicher Civiliſation, geradezu ein, nein, der ruſſiſche Kulturheros, obzwar für ſeine Perſon ſein Leben lang ein gräulicher Barbar, am hellen Tage und vor Aller Augen zügelloſen Gelüſten und Leidenſchaften fröhnend, deren Befriedigung ſelbſt ſchamloſeſte Wüſtlinge in Nacht und Einſamkeit zu bergen ſich bemühen. Derſelbe

Mann aber, welcher eine seiner Lüste darin suchte und fand, allerhöchst eigenhändig den Knutenmeister und Kopfabhacker zu machen, hat mit genialischem Blicke die Zukunft Rußlands erschaut und mit riesenstarkem Arme geschaffen. Er drängte, stieß, peitschte sein Volk in die Großmachtssphäre; er pflanzte die Fahne russischer Eroberung an drei Meeren auf, an der Ostsee, am schwarzen und kaspischen Meere; er ließ den von ihm geschaffenen Koloß des Czarismus, den einen Fuß auf Europa, den andern auf Asien setzen, während des Riesen lange Arme unersättlich ausgriffen, da schwedische und polnische, dort türkische, persische und chinesische Provinzen raffend und einheimsend.

Und keineswegs war Peter nur ein asiatischer Eroberer nach der Weise der Timur und Nadir. Nein, er war auch ein europäischer Organisator und Civilisator. In diesem wundersam gebauten Menschen arbeitete, selbst während er sich im Pfuhl unmeldbarer Ausschweifungen wälzte, der ruhelose Gedanke, Etwas zu Wege zu zimmern und zurecht zu schmieden auf Erden, arbeitete ein rastloser

Schöpfungstrieb, eine frohlockende Kraft, die gewaltige Schulter an die Völkerlawine Rußland zu ſtemmen und ſie vorwärts zu rollen auf der weltgeſchichtlichen Bahn. Auch war vom Geiſte ſeines Jahrhunderts ein Funke in dieſes Mannes Seele gefallen. Dies erhellt nicht nur daraus, daß der Czar, „frei von allen Vorurtheilen“ — wie ein zu jener Zeit häufig umgehendes Wort lautete — nicht anſtand, die Baſtardtochter einer eſthniſchen Leibeigenen, die geweſene Buhlmagd verſchiedener ruſſiſcher Korporale und Generale, welche nachmals, eine gekrönte Kaiſerin, als Katharina die Erſte über Rußland geherrſcht hat, als ſeine Gemahlin neben ſich auf den Thron zu ſetzen, weil ſie ſeine Gedanken verſtand und ſeine Entwürfe fördern half; ſondern es erhellt auch noch deutlicher daraus, daß in dieſem Kraftmenſchen, in dieſem Ungethüm von Wütherich und Tyrannen ſchon eine nicht minder ſtarke Ader vom Staatsdienerbewußtſein pulſirte, als ſie ſpäter in den zwei aufgeklärten Muſterdeſpoten, in Friedrich dem Zweiten und Joſeph dem Zweiten, ſich regte. In Wahrheit, es war Etwas von echter Größe in der Art

und Weiſe, wie Peter zu verſchiedenen Malen es ausſprach und bethätigte, daß ihm die Größe Rußlands unendlich viel mehr galt als die ſeines Hauſes. Unter der Gehirndecke dieſes Czarenſchädels, wie weit immer ſie gewölbt war, hatte ein ſo kleinlich Ding wie dynaſtiſche Selbſtſucht dennoch keinen Platz.

Allein geſetzt auch, die Prinzeſſin Charlotte von Braunſchweig hätte politiſchen Sinn und Ehrgeiz genug beſeſſen, um das Loos, Peters des Großen Schwiegertochter und vorausſichtlich dermaleinſt Czarin aller Reußen zu werden, willkommen zu heißen, ſo mußten jungfräulicher Inſtinkt und gebildetes Frauengefühl doch ſchon ſich angewidert fühlen von dem Gedanken, in ein Land zu gehen, wo die Barbarei der Sitten oder vielmehr Unſitten auch in den vornehmſten, höchſten und allerhöchſten Kreiſen noch in voller und toller Wüſtheit rumorte. Wahrſcheinlich jedoch hatte die arme Charlotte gar keine Vorſtellung, daß ſie, das wohlerzogene, ſittſame und feinfühlende deutſche Mädchen, an einen Hof verſetzt werden ſolle, allwo weibliche Tugend und

frauliche Würde ſchlechterdings unbekannte Dinge waren, wo ein jedes der Hof- und Ehrenfräulein des Morgens eine Kanne Branntwein erhielt, „um ſich den Mund auszuſpülen“, weßhalb „ſie auch den ganzen Tag über ſehr guter Laune waren“, ſagt unſer berichterſtattender Augenzeuge; an einen Hof, wo der Soff in des gemeinen Wortes gemeinſter Bedeutung Herren und Knechte, die Pfaffen inbegriffen, tagtäglich, Frauen und Mägde ſehr häufig unter das Vieh erniedrigte und wo es bei großen czariſchen Feſten für einen Hauptſpaß galt, auf der Tafel der Herren eine nackte Zwergin und auf der Tafel der Damen einen nackten Zwerg aus einer Paſtete ſchlüpfen und auf dem Tiſche Grimaſſen ſchneiden zu ſehen.

Und nun vollends der Bräutigam, welchem hingegeben zu werden die Prinzeſſin das „Glück“ hatte! Alexei Petrowitſch war im Jahre 1690 dem Czaren von ſeiner erſten Frau geboren worden, von jener Awdotja (Eudoxia) Lapuchin, welche Peter im Jahre 1698 verſtieß und zwang, im Kloſter Sſuſdal als Nonne ſich einkleiden zu laſſen, was die

Verstoßene jedoch nicht hinderte, mit allerhand Weltlichem, unter Anderem auch mit ihrem Liebhaber Stephan Glebow, sich zu befassen. Denn Awdotja ist keineswegs der fleckenlose Tugendspiegel gewesen, zu welchem gemüthliche Poeten das Bild der Verstoßenen zugeschliffen haben. Sehr begreiflich zwar, daß sie den Czaren von ganzer Seele haßte; nicht weniger begreiflich aber auch, daß Peter die rastlosen Ränke und Zettelungen, welche die Er-Czarin von Susdal aus spann, um das Werk seines Lebens, die Europäisirung und Machtentfaltung Rußlands, zu hindern, zu hemmen oder wieder zu zerstören, mit eisernem Fuße zertrat.

Der Knabe Alexei wurde der Erbe des mütterlichen Hasses gegen den Vater, der seinerseits in dem Kinde von früh auf eben auch nur oder wenigstens allzusehr bloß den Sprößling der verhaßten Awdotja gesehen zu haben scheint. Es war ein schlimmes Verhältniß von Anfang an. Die Erziehung des körperschwachen und geistesarmen, trägen, dabei frühzeitig auf den Abweg geschlechtlicher Sünden gerathenen Prinzen ist arg vernachlässigt wor-

den. Die oberſte Aufſicht darüber führte oder ſollte führen der Emporkömmling und Günſtling Mentſchikow, welcher ſeine Sklavin Katharina an den Czaren abgetreten hatte. In dem Grade nun, in welchem dieſe immer bedeutender und mächtiger wurde, und ganz im Verhältniß zu der Raſchheit und Entſchiedenheit, womit ſie dazu gelangte, von Peter erſt zur Goſſudarina, dann zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erklärt zu werden — welche „Rechtmäßigkeit“ übrigens niemals aktenmäßig hat feſtgeſtellt werden können — in demſelben Grade und Verhältniß vernachläſſigte Mentſchikow ſeine Pflicht in Betreff des Czarewitſch und dieſer fiel gerade in der gefährlichen Epoche des Uebergangs vom Knaben- zum Jünglingsalter Leuten von altruſſiſcher Anſchauung anheim, ſtupiden Popen und ſonſtigem Hofungeziefer der dümmſten und ſchlimmſten Sorte.

Dieſes Geſinde ſtopfte die enge Gehirnhöhle des Prinzen mit orthodoxem Wuſt voll, bildete ihm ein, er ſei berufen, dereinſt die „gottloſen Neuerungen“ ſeines Vaters zu nichte zu machen, das altgläubige

Czaren- und Russenthum der guten, alten, frommen Zeit wieder herzustellen und die Nachkommenschaft der Czarin Katharina auszutilgen. Selbstverständlich beeiferte das Ungeziefer sich auch, den Prinzen im Laster zu steifen und insbesondere seinen Hang zur Trunksucht zu stacheln, auf daß der also Herangezogene dereinst ein Czar wäre, wie ihn derartige treue Diener des Thrones und Altars wollten und wünschten. Den Augen Peters, obgleich sie unendlich viel Anderes zu überwachen hatten, konnte es nicht entgehen, daß in dem eigenen Sohn ihm ein Zerstörer seines Riesenwerkes heranwuchs. Wenn sein bitterer Unmuth über die körperliche und geistige Nullität Alexei's, über des Prinzen totalen Mangel an politischem Verständniß und kriegerischem Sinn, über dessen Trägheit und Verpfaffung zum Explodiren kam, wetterte er von Zeit zu Zeit in seiner wilden Weise darein, fuhr auch wohl mit Stock und Kantschu dazwischen, schien sich dann aber wieder Jahre lang gar nicht um den Sohn zu kümmern und verdarb natürlich mit sothaner Pädagogik vollends, was überhaupt noch zu verderben war.

Daß jedoch der Czar ſeiner väterlichen Pflicht keineswegs uneingedenk geweſen, beweiſt ſein Verſuch, den rohen und lüderlichen Jungen mittelſt einer gebildeten, ſittſamen und liebenswürdigen Frau zu beſſern. Die arme Charlotte von Braunſchweig wurde das Opfer dieſes Experiments. Ihre Ehe mit dem Czarewitſch war vom Anfang an bis zuletzt nur ein Martyrium. Der bildungsloſe Schwachkopf Alexei haßte ſeine junge Frau ſchon darum, daß ſie eine Lutheranerin war; denn man hatte die Prinzeſſin bei ihrem väterlichen Glauben gelaſſen, weil die Politik damals noch nicht das Wunder zu wirken wußte, deutſche Prinzeſſinnen im Handumdrehen von der lutheriſchen „Ketzerei“ zur griechiſch-katholiſchen Rechtgläubigkeit zu bekehren. Der Czarewitſch lebte auch nach ſeiner Verheiratung mit ſeiner Magd Affraßja, einer hörigen Finnin, und das mochte für ſeine Frau mehr eine Erleichterung als ein Leid ſein. Denn das Zuſammenſein mit dem wüſten Trunkenbold war für Charlotte eine Qual. Der Elende ſoll auch, was ſehr glaubhaft iſt, die Arme gelegentlich mit Schlägen und Fußtritten

mißhandelt haben. Sie gebar ihm eine Tochter, Natalia, im Juli 1714 und am 23. Oktober 1715 einen Sohn, den nachmaligen Czaren Peter den Zweiten, welcher seiner Stiefgroßmutter Katharina auf dem Throne folgte, aber nur als ein kurzathmiger Schemen über die russische Staatsbühne ging. Dann legte sich die Unglückliche hin, sagte noch: „Das Dasein liegt zu schwer auf mir!“ und wurde von dem Allerbarmer und Allerlöser Tod zur Ruhe gebracht. Der Czar, welcher sich seiner Schwiegertochter stets rechtschaffen gegen den verwilderten Sohn angenommen hatte, war an ihrem Sterbebette gestanden und hatte der darum Flehenden versprochen, ihrer Kinder väterlich sich anzunehmen. Er traf auch persönlich die Anordnungen zum Leichenbegängniß, welches am 7. November mit feierlichem Gepränge stattgefunden hat.

Aber aus dem Grabe, in welchem dieses junge, so vorzeitig gebrochene Leben verschwunden war, ließ die Dichtung, welche es ja allzeit geliebt hat, über die herben Thatsachen der Geschichte mildernde Schatten zu breiten oder auch verklärende Lichter

hinzuſtreuen, ein wunderlich Sagengebilde heraus-wachſen, an welches viele Menſchen lange geglaubt haben als an eine Wahrheit. Der Tod der armen Charlotte -- ſo lautete die Sage — ſei nur ein Scheintod geweſen und es ſei ſtatt ihrer ein Holz-block begraben worden. Die Todtgeglaubte aber ſei von treuen Freunden und Freundinnen, unter wel-chen ſeltſamer Weiſe die berühmte Buhlkünſt-lerin Aurora von Königsmark eine vortretende Stelle eingenommen, aus Rußland nach Paris und von dort nach Louiſiana in Amerika gerettet worden. Da habe ihr ein ritterlicher Franzos, der Chevalier d'Aubant, viele Freundſchaftsdienſte zu erweiſen Ge-legenheit gehabt und derſelbe habe ſich auch erboten, die Prinzeſſin, welche ſich ihm entdeckte, nach Ein-treffen der Nachricht von dem Untergang und Tod ihres Gemahls nach Rußland zurück zu geleiten. Sie jedoch, nach dem Glanz und der Barbarei des czariſchen Hofes keineswegs ſehnſüchtig zurückblickend, zog es vor, zu bleiben, wo ſie war, gab eine Weile ſpäter der Werbung des wackern Chevalier Gehör, reichte ihm ihre Hand und lebte lange Jahre mit

ihm in Glück und Zufriedenheit .... Man ſieht, die Poeſie hat ſich bemüht, das arme Opfer der Politik für die am Ufer der Newa erduldeten Leiden am Ufer des Miſſiſippi zu entſchädigen. Schade nur, daß die Poeſie in dieſem Falle, wie in unzähligen anderen, nur ein ſchöner Traum war, die Geſchichte dagegen eine wüſte Wirklichkeit!

2.

Vater und Sohn.

Es hat heiß in dem Czaren gekocht, während er am ſchon genannten 7. November 1715 dem Sarge welcher die erlöſte Charlotte barg, zur Gruft nachſchritt. Mit der Trauer um die todte Schwiegertochter rang der Zorn über den lebenden Sohn; aber die weiche Stimmung war doch ſo vorwiegend, daß keine der gewohnten peter'ſchen Vulkanerploſionen ſtatthatte. Er gab nur dem Bedürfniſſe nach, zwiſchen ſich und dem Sohn einmal reine Bahn zu

ſchaffen, und ſo hat er ſich unmittelbar nach der Beſtattungsceremonie hingeſetzt und an den Czarewitſch einen Brief geſchrieben, worin da und dort ein nicht verhaltener Zorn grollt, im Ganzen aber aus den Vorwürfen, Ermahnungen und Warnungen des Herrſchers die Stimme des Vaters deutlich heraustönt. Zu wahrhafter Ehre gereicht es dem Czaren, daß er ſeine Epiſtel mit den Worten beſchloß: „Ich will noch einige Zeit warten, ob du dich nicht aufrichtig beſſern werdeſt. Sollte dies aber nicht geſchehen, ſo ſei hiermit verſichert, daß ich dich als ein brandiges Glied von der Nachfolge trenne. Denke nicht, daß ich Solches bloß zum Schrecken ſchreibe, und ſteife dich nicht darauf, daß ich ja keinen anderen Sohn habe. Es ſoll wahrlich, ſo Gott will, erfüllt werden! Da ich mein Leben für Vaterland und Volk nicht geſchont habe und noch nicht ſchone, wie ſollte ich dich als Unwürdigen ſchonen? Lieber ein würdiger Fremder als ein unwürdiger Eigener" — (ſoll, wollte der Czar ſagen, mein Thronnachfolger ſein).

Der Czarewitſch beantwortete dieſe Zuſchrift noch

an demſelben Tage, unter demüthigen Selbſtanklagen ſeinen Trotz, dem Vater zu Willen zu ſein, nur ſchlecht oder gar nicht verbergend. „Wofern ich nicht fähig ſein ſollte, die ruſſiſche Krone zu tragen, ſo möge mir geſchehen nach deinem Willen. Ich bitte dringend darum, indem ich mich zu ſolchen Geſchäften ungeſchickt und untauglich fühle, auch mein Gedächtniß faſt hin iſt und ich, an geiſtigen und körperlichen Kräften durch mancherlei Krankheiten geſchwächt, untüchtig bin, ein ſolches Volk zu beherrſchen, daß keinen ſo verfaulten Menſchen verlangt, wie ich bin. Ich mache daher keine Anſprüche auf die Thronfolge.“ Der Czar hatte guten Grund, mit einer in dieſem Tone gehaltenen Antwort des Sohnes unzufrieden zu ſein, und ſchrieb daher zurück, er fürchte ſehr, die „Bartleute“ (die altruſſiſch Geſinnten) möchten, ſo er todt, den Czarewitſch leicht dahin bringen, ſein ganzes Werk wieder zu vernichten. Er ſagte daher ſchließlich kategoriſch: „Beſſere dich, bereite dich vor, ein würdiger Nachfolger zu werden, oder aber geh' ins Kloſter!“

Gerade an dieſem Tage gebar Katharina dem

Czaren einen Sohn, welcher jedoch nur wenige Jahre am Leben blieb. Man thut der Czarin wohl kaum Unrecht, wenn man annimmt, daß ſie von der Geburt dieſes Prinzen an darauf hingearbeitet habe, demſelben auf Koſten ihres Stiefſohns die Thronfolge zuzuwenden. Allein es iſt mit Beſtimmtheit zu behaupten, daß ihre derartigen Bemühungen ohne die Verkehrtheit und Verbohrtheit des Alexei fruchtlos geweſen ſein würden. Denn der Czar war überhaupt über dynaſtiſche Engherzigkeit ſo erhaben, daß er zu derſelben Zeit zu einem der fremden Geſandten an ſeinem Hofe ſagte: „Man nennt es Grauſamkeit, wenn ein Fürſt, um ſein Reich, das ihm lieber ſein ſoll als alles Blut ſeiner Adern, zu erretten und zu erhalten, die Erbfolge der Blutsverwandtſchaft ändert. Ich dagegen nenne es die größte aller Grauſamkeiten, das Wohl des Staates dem bloßen Rechte einer herkömmlichen Erbfolge zu opfern."

Der Czarewitſch nahm die Geburt ſeines Stiefbruders zur Veranlaſſung, ſeinem Vater abermals zu erklären, daß er ſich zur Thronnachfolge für untüchtig halte und demnach derſelben entſage. Worauf

der Czar in einem Schreiben vom 19. Januar 1716: „Ueber die Thronfolge habe ich allein zu entscheiden. Aber warum gehst du nicht in dich? Bessere dich und werde thätig und tüchtig! In Nichts stehst du meinen Bemühungen und Sorgen bei. Statt dessen verleumdest und verfluchst du Alles, was ich aus Liebe zu meinen Unterthanen Gutes gestiftet, und ich habe große Ursache, zu glauben, daß du, so du mich überlebst, Alles wieder über den Haufen werfen werdest. Ich darf dich fürder nicht so nach deinem Gefallen hinleben lassen, als ob du weder Fisch noch Fleisch wärest. Bemühe dich entweder, der Thronfolge würdig zu werden, oder geh' in ein Kloster." ... Jeder unbefangene Urtheiler wird zugeben müssen, daß Peter bislang gegenüber dem Czarewitsch ganz verständig und pflichtmäßig gehandelt habe. Er gab den widerspenstigen Sohn auch jetzt noch nicht auf; aber Alerei rannte thöricht und blind in sein Verderben.

Im Begriffe, zur Badekur nach Pyrmont und von da zur Betreibung des schwedischen Krieges nach Kopenhagen zu gehen (1716), wollte der Czar den

Czarewitſch noch beſuchen, um ihm perſönlich Ermahnungen zu geben; allein Alexei ſtellte ſich krank, um den Vater nicht ſehen zu müſſen. Kaum war dieſer abgereiſt, ſo ſtand der Czarewitſch von ſeinem angeblichen Krankenlager auf und wohnte einem Zechgelage im altruſſiſchen Styl an. Im Auguſt des genannten Jahres ſchrieb der Czar noch einmal mahnend und warnend an den Sohn. Er wolle ihm ſechs Monate Bedenkzeit geben, um den Entſchluß einer anderen Lebensführung zu faſſen. In dem bisherigen Geleiſe der Aftergläubigkeit, Unwiſſenheit und Faulheit dürfe er ſich nicht fortſchleppen. So er dereinſt den Thron beſteigen wollte, müßte er dem Vater einen thatſächlichen Beweis der Sinnesänderung geben, und es beſtände dieſer darin, daß Alexei ſich ſofort aufmachte und zum Heere käme.

In der That, der Czarewitſch machte ſofort ſich auf, aber nicht ins Feldlager, ſondern ins Weite. Des Vaters Rath und Wunſch war ihm Nichts. Er hörte auf Rathgeber wie Alexander Kikin und Nikiphon Wäſemski, welche der Hoffnung lebten, ſie würden ſich eines Tages des Czaren Alexei als

eines leicht handlichen Werkzeuges bedienen können, um das Bartruſſenthum und die Bojarenbarbarei wieder herzuſtellen im heiligen Rußland. Sie riethen dem Bethörten Schlimmſtes.

3.

Flucht und Rückkehr.

In welche Wuth der Czar ausbarſt, als ihm aus St. Petersburg die Kunde zuging, der Czarewitſch ſei mit ſeiner Konkubine Affraßja geheimnißvoll aus der Hauptſtadt verſchwunden, kann man ſich unſchwer vorſtellen. Oder vielmehr, beſſer geſagt, nur ſehr ſchwer. Denn wir gebildeten Leute der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben ſicherlich Mühe, uns ſo eine echt peter'ſche Grimm- und Grollentladung dieſes Ungethüms von Kraftmenſchen zu veraugenſcheinlichen. In jener Stunde, als der Kurier aus Petersburg anlangte, hat ſich im Zelt oder Kabinett des Czaren gewiß ein

furchtbares Donnerwetter mit Gebrüll und Flüchen, Stockſchlägen und Fußtritten entladen. In ſolchen Augenblicken ſuperlativiſchen Zorns war der große Czar nur noch eine raſende Beſtie, die den Erdball, ſo ſie es vermocht hätte, wüthend in Stücke geſtampft haben würde.

Es iſt mit Grund zu vermuthen, daß ſeine Günſtlinge dem Czarewitſch eingebildet hatten, der Czar habe ihn blos deßhalb zu ſich ins Feldlager berufen, um ſich mittelſt einer feindlichen oder auch wohl mittelſt einer abſichtlich irregehenden ruſſiſchen Kugel ſeiner zu entledigen, damit die Thronfolge dem Sprößlinge Katharina's zugewendet werden könnte. Daß der einfältige Prinz einer ſolchen Einflüſterung Glauben ſchenkte, war ganz in der Ordnung, und da er eben ſo feig als albern, läßt ſich ſeine Flucht leicht begreifen. Wir haben aber geſehen, daß Peter der Mann war und offen erklärte, der Mann zu ſein, welcher das Recht habe und ſich des Rechtes bewußt ſei, über die Nachfolge im Reich ſouverain zu verfügen. Er hat auch nachher gezeigt, daß er der Mann, Angeſichts aller Welt, das „brandige Glied,“

ſo es nöthig, abzuhauen, und darum iſt es nur thörichter Schwatz und Klatſch geweſen, wenn man nach Art der Kikin und Konſorten dem Czaren meuchelmörderiſche Abſichten gegen den Sohn unterſchieben wollte. Es iſt wahr, im Dienſt und Bann der großen Idee, für welche er lebte, hat Peter, wenn dieſe Idee, die Größe Rußlands, es forderte oder zu fordern ſchien, nie gezaudert, zu tödten, nach Umſtänden Einzelne oder auch ganze Maſſen; aber ihn zum Meuchler ſtempeln zu wollen, heißt dem Unhold von großem Czaren Unrecht anthun.

Der Czarewitſch war mit ſeiner Affraßja — die den Unglücklichen nachmals verrieth, vorgebend, ſie ſei zum „commerce d'amour“ mit ihm ſtets nur durch Androhung des Todes gezwungen worden — über Königsberg nach Wien entflohen. Dem letzten Habsburger, dem vorſichtigen Kaiſer Karl dem Sechſten, kam der moskowitiſche Gaſt nicht ſehr gelegen. Indeſſen weigerte er demſelben das erbetene Aſyl nicht und wies dem Flüchtling, welcher ſelbſtverſtändlich in Verborgenheit zu leben wünſchte, zuerſt das Schloß Ehrenberg in Tirol und dann

das Kaſtell San Elmo in Neapel zum Aufenthalt an. Aber ſchon waren die Verfolger, welche der Czar ausgeſandt hatte, der Diplomat Peter Tolſtoi und der Gardehauptmann Alexei Romanzow, auf der Fährte des Prinzen. Sie ſpürten ſeinen Zufluchtsort auf und der letzte Habsburger war keineswegs der Mann, welcher nöthigenfalls einen Bruch mit dem wüthenden Czaren riskirt hätte, um die Heiligkeit des Gaſtrechts unverletzt zu erhalten. Tolſtoi und Romanzow ſollten, ſo beſtimmte Kaiſer Karl, verſuchen dürfen, den flüchtigen Prinzen zur Heimkehr zu bewegen.

Die Beiden erhielten demnach Zutritt in San Elmo und überbrachten dem Czarewitſch einen vom 10. Juli 1717 datirten Brief ſeines Vaters, worin dieſer dem Sohne Verzeihung zuſicherte, falls er zurückkehren und ſich gehorſam erweiſen würde. Sein ferneres Schickſal würde ganz von ihm ſelber, von ſeiner Führung und ſeinem Gebaren abhängen. Alexei, der ſich in Folge ſeiner Unwiſſenheit, Unbehülflichkeit und Trägheit in der Fremde ganz unbehaglich und unglücklich fühlen mochte und mußte,

ſchrieb am 15. Oktober an den Czaren, daß er die angebotene Verzeihung dankbar annähme und unzögerlich heimkehren würde.

So geſchah es in der That, und am 3. Februar 1718 langte der Czarewitſch, von Tolſtoi und Romanzow begleitet, d. h. bewacht, in Moskau an. Allein hier hatten ſich inzwiſchen mancherlei Fäden zu dem Gewebe der großen ruſſiſchen Haus-, Hof- und Staatstragödie durch einandergeſchlungen, deren Held Peter und deren Opfer Alexei war. Die Flucht des Sohnes und was damit zuſammenhing, hatte dem Czaren die traurige Ueberzeugung beigebracht, daß Alexei nicht zur Regierung gelangen dürfte, falls nicht Peters Schöpfung wieder zu Grunde gehen ſollte. Und das ſollte ſie nicht. Der Entſchluß des Czaren war unwiderruflich gefaßt: der Czarewitſch mußte von der Thronfolge ausgeſchloſſen werden.

4.

Die Entſagung.

Am Morgen des 4. Februar 1718 ging im Kreml, dem alten Nationalheiligthum Rußlands, allwo vierundneunzig Jahre ſpäter der Glück- und Glanzſtern Napoleons in Brandrauchwolken verſank, eine Haupt- und Staatsaktion vor ſich.

Im Innern des bunten Durcheinanders von Paläſten, Tempeln, Arſenalen, Hallen und Höfen ſtand die preobraſchenſkiſche Garde unter den Waffen. Andere Regimenter hielten die Umgebungen und Zugänge der weiten Czarenburg beſetzt. Die höchſten Würdenträger des Reiches, Senatoren, Prälaten, Generale und Admirale waren im Konferenzſale verſammelt. Umgeben von einer Wolke von Hofbeamten, erſchien der Czar. Die Flügelthüren des Prunkaudienzſales ſprangen auf. Peter ſchritt, von der ganzen Verſammlung gefolgt, hinein und ſetzte ſich auf den Thron. Es verdient Erwähnung, daß in dem glänzenden Kreiſe von Reichsmagnaten,

welcher ihn umgab, auch eine Abordnung der Bürgerschaft von Moskau in ihren langen, dunkeln Röcken Platz gefunden hatte.

Auf einen Wink des Herrschers trat der Czarewitsch ein, gefolgt von Peter Tolstoi. Der Prinz ging zum Throne, kniete auf die Stufen desselben nieder und überreichte seinem Vater ein Papier, dessen Inhalt der Czar durch einen Staatsschreiber vor der Versammlung verlesen ließ. Es enthielt das Bekenntniß der Verfehlungen Alexei's und dessen Bitte um Gnade.

Der Czar, auf dessen Stirn eine schwere Zornwolke lag, entlud seinen Kummer und Groll in einer langen Strafrede, deren Schluß der Ausruf bildete, daß die Verschuldungen eines so unkindlichen Sohnes eigentlich von Rechtswegen durch die Todesstrafe gesühnt werden müßten.

Der Czarewitsch warf sich dem Vater zu Füßen. „Ich flehe um keine andere Gnade als nur um das Leben!“

„Das sei dir gesichert. Aber es ist nothwendig

und es iſt mein unabänderlicher Wille, daß du dem Throne entſageſt. Willſt du?"

„Ja."

„So ſei es, und ich weiſe dir von heute ab ein Jahreseinkommen von vierzigtauſend Rubeln an."

Dies geſprochen, erhob ſich der Czar und begab ſich an der Spitze der ganzen Verſammlung in feierlicher Prozeſſion nach der uspenſkiſchen Kirche. Hier mußte der Czarewitſch die geſchehene Verzichtleiſtung mit einem Eidſchwur bekräftigen und wurde hierüber eine Urkunde aufgeſetzt, welche die ſämmtlichen zur Verſammlung Geladenen mit unterfertigten.

5.

Das Strafgericht.

Was bis dahin der Czar in dieſer Sache gethan hatte, mag und muß ſogar ein unbefangenes Urtheil vom Geſichtspunkt begründeter Sorge um das Staatswohl aus begreiflich und gerechtfertigt finden. Nun

aber nahm die mißliche Angelegenheit eine Wendung, vor welcher europäische Nerven zurückbeben, weil diese Wendung alle Gräuel asiatischer Despotie mit sich brachte.

Es unterstehet wohl keinem Zweifel, daß während der Fluchtreise des Czarewitsch schlimme Zettelungen den Czaren umsponnen hatten, Zettelungen, welche darauf hinausliefen, den unglücklichen Prinzen nicht allein um die Thronfolge, sondern auch um das Leben zu bringen. Der Mittelpunkt dieses Ränkespiels, dessen Betreiber sehr geschickt auf die wilde Leidenschaftlichkeit Peters spekulirten, ist sicherlich die Czarin Katharina gewesen, obzwar ihre direkt persönliche Betheiligung an dem gräßlichen Spiele nicht mit völliger Sicherheit aufgedeckt werden kann. Es handelte sich darum, auch nach dem Tode des Czaren Rußland auf der Bahn, auf welche es Peter geworfen hatte, festzuhalten; denn nur in diesem Falle sahen alle die Werkzeuge und Günstlinge des Czaren, Katharina voran, ihre Zukunft gesichert. So lange aber der legitime Thronnachfolger lebte, war der dereinstige Wiederhereinbruch des

Altruſſenthums und ſomit ein über alle Förderer und Anhänger von Peters Reformwerk ergehendes Rachegericht nicht nur eine Möglichkeit, ſondern eine Wahrſcheinlichkeit, ja ſogar eine Gewißheit. Demgemäß miſchten die, welche ſchon um ihrer eigenen künftigen Sicherheit willen den Czarewitſch gänzlich beſeitigen und der Katharina die Thronfolge zuwenden wollten, die Karten, von welchen ſie dem Czaren eben nur ſolche ſehen ließen, die er ihren Abſichten gemäß ſehen ſollte. Das ganze Spiel hat er nicht durchſchaut oder wenigſtens erſt dann, als es zu ſpät war. Denn es muß ihm zugeſtanden werden, daß er es mit der gewährten Begnadigung des Sohnes ernſtlich gemeint hatte. Aber umgarnt, wie er war, ließ er ſich von den Ränkelern weiter und weiter fortziehen und ſeine zügelloſen Leidenſchaften thaten das Uebrige.

Der Hauptkartenmiſcher ſcheint Allem nach der Senator und Staatsrath Tolſtoi geweſen zu ſein. Auch ein Fürſt Dolgoruki tritt unter den Regiſſeuren des Trauerſpiels zeitweilig in den Vordergrund und zwar zweideutig genug. Er ſoll dem Czarewitſch

wohin er selber ging und wohin er auch den gefangenen Czarewitsch bringen ließ.

Zum Unheil für Alexei kehrte die Finnin Affraßja, welche er ins Ausland mitgenommen hatte, gerade jetzt von dort zurück, und sei es, daß sie wirklich nur gezwungen mit dem Prinzen gelebt hatte und ihm deshalb Haß trug, sei es, was wahrscheinlicher, daß Alexei's Feinde in ihr ein förderndes Werkzeug erkannten und zu gewinnen wußten: genug, dieses Weib, welches der unglückliche Czarewitsch wirklich geliebt hat — denn er bat nach seiner Verurtheilung seine Wächter weinend, sie möchten ihm die Erlaubniß auswirken, Affraßja nur noch einmal zu umarmen — dieses Weib ward an ihm zur Verrätherin und Anklägerin. Sie gab an, der Prinz habe allezeit den entschiedensten Widerwillen gegen das ganze Wesen und Walten seines Vaters gehegt und geäußert. Er habe kein Hehl daraus gemacht, daß er dereinst, sofort nach seiner Thronbesteigung, dem peter'schen System sein Ende bereiten würde, und er habe mit der altrussischen Partei in engen Beziehungen gestanden, mit der Partei, welche ge-

plant, daß nach Peters Tode ſeine Haupthelfer und Günſtlinge, wie Mentſchikow, Jaguſchinsky, Scheremetew, Schaffirow und Andere, geſpießt und ſämmtliche Deutſche im Reiche niedergehauen werden ſollten. Dann wollte man Petersburg zerſtören, das ſtehende Heer auflöſen und im Kreml zu Moskau unter Czar Alexei auf gut Altmoskowitiſch reſidiren und regieren.

Niemand hat in des Czaren Seele geblickt und uns geſagt, was Alles in derſelben durcheinander und übereinander wogte und wallte, als er erkennen mußte oder erkennen zu müſſen glaubte, daß er zwiſchen dem Sohn und der Zukunft Rußlands zu wählen habe. Ueber das Vatergefühl hinauszukommen gehört ohne Frage zu dem Schwerſten, was einem Menſchen auferlegt werden kann, und Nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß dieſes Schwere und Schwerſte zu vollbringen dem großen Czaren nicht harten Kampf und bitteres Leid gekoſtet habe. Den Kampf zu enden mag dann die weitere Anklage, daß die um den Czarewitſch her thätigen, obzwar bislang nur mit Worten thätigen Umtriebler auch

im Sinne gehabt, ihr Reaktionswerk dadurch zu beschleunigen, daß sie dem Czaren nach dem Leben trachteten, bedeutend mitgewirkt haben. Peter war jetzt entschlossen, zum Aeußersten zu schreiten.

Am 6. Juni berief er eine Versammlung von zwanzig Prälaten und einhundertvierundzwanzig hohen Staatsbeamten. Jene sollten begutachten, ob es auf Grund der Bibel zulässig, den Czarewitsch zu strafen; diese sollten sich als Tribunal konstituiren, um den Prinzen und seine Mitschuldigen zu richten. Die Priester sagten nicht Ja und nicht Nein, sondern wickelten salbungsvoll ihr Gutachten, das weder warm noch kalt, in ein Konvolut von Bibelstellen, aus welchen der Czar entnehmen konnte, was ihm beliebte. Der Gerichtshof konstituirte sich; allein seine Zusammensetzung war so, daß das ganze Verfahren nur eine düstere Komödie sein konnte. Die Richter nannten sich selbst die Sklaven des Czaren und sie sind in Wahrheit Nichts gewesen als Ja sagende Marionetten an den Drähten, welche die Matadore der katharinischen Partei in Händen hielten. Es war ein politischer Parteiprozeß und die

Beſiegten wurden von den Siegern gerichtet, damit iſt Alles geſagt.

Wir beſitzen keine völlig verläßliche Berichterſtattung weder über die Einzelnheiten der Prozedur noch über die der Kataſtrophe, welche dieſelbe beſchloß. Die vorhandenen Relationen widerſprechen ſich, ſogar in Hauptſachen. Die Trübheit vollends der offiziellen Quellen iſt ganz augenſcheinlich, wie ja das in ſolchen Fällen naturgemäß. Aber auch in den nicht offiziell-ruſſiſchen, in den Berichten, welche die auswärtigen Geſandten an ihre Höfe abſtatteten, iſt Alles voll Dunkel, Verworrenheit und Widerſpruch. So wußte der ſächſiſche Geſchäftsträger zu berichten, Alexei habe ſich vor ſeinen Richtern keineswegs als Schwächling und Feigling benommen, ſondern ſei vielmehr ſehr mannhaft und kühn aufgetreten, ſeinem Vater ins Angeſicht trotzend. „Er wiſſe ſehr wohl", habe er geäußert, „daß der Czar ihn nicht liebe, und deshalb hätte auch er ſich von der Liebespflicht, welche gegenſeitig ſein müſſe, entbunden geglaubt. Er hätte es alſo für kein Unrecht gehalten, ſeinen Haß gegen die Neuerungen und gegen die

Günſtlinge ſeines Vaters kundzugeben, unter deren Druck das gequälte ruſſiſche Volk ſeufze.“ Das ſtimmt nun aber gar nicht mit dem ganzen Weſen und Gebaren des Prinzen. Wahr mag ſein, daß er, das Wenige, was von Kraft noch in ihm war, zuſammenraffend, anfänglich verſuchte, ſeinen Richtern ſtolz gegenüber zu treten; aber nicht minder wahr mag ſein, daß er, wie der preußiſche Geſandte Mardefeld (?) heimſchrieb, zuletzt zu Allem ſich bekannte, was er wußte, und wohl auch zu Solchem was er nicht wußte. Daraufhin habe der Gerichtshof über den Unglücklichen das Todesurtheil geſprochen und dieſes wurde ihm am 7. Juli 1718 in feierlicher Sitzung des Senats kundgemacht. Die Verkündigung des Todesſpruchs am genannten Tage ſteht unzweifelhaft feſt.

Nun aber läßt ſich ein öſterreichiſcher Berichterſtatter aus Petersburg vernehmen, der von einem Eingeſtändniß und Sündenbekenntniß des Czarewitſch Nichts, dagegen folgendes Schreckliche zu melden weiß: „Die Todesſentenz konnte vermöge der ruſſiſchen Geſetze nicht zur Exekution gebracht

werden, bevor der Prinz durch ſein eigenes Geſtändniß ſeines Verbrechens überzeuget worden wäre, und weil er Alles leugnete und ſich Niemand wollte finden laſſen, der die Hand an ſeinen Kronprinzen, um ſolchen zu torquiren, hätte legen wollen, ſo nahm der Czar ſolches Amt ſelbſten über ſich. Da er aber dieſes Amt noch nicht ſo meiſterlich als der ordinäre Büttelknecht verſtehen mochte, verſetzte er ſeinem Sohn mit der Knutenpeitſche, einen ſolchen unglücklichen Streich, daß Alexei gleich ſprachlos zur Erde ſank und die anweſenden Miniſtri nicht anders meinten, als daß der Prinz ſogleich verſcheiden würde. Der Vater hörete zwar auf zu ſchlagen, ließ aber im Weggehen dieſe häßlichen Worte verlauten: „Der Teufel wird ihn noch nicht holen!“

Falls dieſe Scene geſchichtlich-wahr, ſo würde ſie uns den Czaren als einen Wilden, als einen raſenden Barbaren und vollendeten Tyrannen vorführen. Und unmöglich iſt der Gräuel keineswegs; erinnern wir uns, daß Peter auch ſeine rechtmäßige Frau Awdotja allerhöchſteigenhändig geknutet hat. Der Jähzorn dieſes Mannes hat häufig genug

seine menschlichen Züge in's Bestialische verzerrt. Mag er aber auch von der Beschuldigung, des Sohnes Knutung selber vollzogen zu haben, vielleicht freizusprechen sein: daß der Prinz nach über ihn gefällten Todesspruch wirklich noch „torquirt", d. h. geknutet wurde, ist nicht zu bestreiten. Der bis zur Raserei erhitzte Argwohn des Czaren war mit den erlangten Resultaten der Prozedur nicht zufrieden und es sollten dem unglücklichen Alexei noch mehr Geständnisse, noch mehr Namen von Mitschuldigen entrissen, d. h. entknutet werden.

Am Abend des 8. Juli, also einen Tag nach Fällung des Todesurtheils, verstarb der Czarewitsch an einem — Schlagfluß, der ja, wie weltbekannt, in russischen Czarenpalästen als ein gar häufig angerufener und allzeit dienstgefälliger Nothhelfer zu erscheinen pflegt. Die amtliche Hofchronik läßt dem Tode des Prinzen noch eine rührende Scene vollständiger Aussöhnung mit seinem Vater vorangehen, wie das ja einer wohlbeflissenen Hofhistoriographie Pflicht und Schuldigkeit. Die nicht-

amtlichen Berichte über Alexei's Tod geben von dem „Schlagfluß“ verſchiedene Definitionen. Eine derſelben ſagt aus, ein Schlagfluß habe allerdings ſtattgehabt, aber in Folge eines von dem Apotheker Bär bereiteten und dem Prinzen gewaltſam eingenöthigten Gifttranks. Eine zweite will, der Schlagfluß ſei eigentlich ein Beil geweſen, das Beil, womit der General Adam Weide auf Befehl und im Beiſein des Czaren dem Czarewitſch im Gefängniß heimlich den Kopf abgeſchlagen habe. Eine dritte vergräßlicht das Gräßliche, indem ſie das Richtbeil dem Vater des damit Gerichteten in die eigenen Hände legt.

Es iſt aber zur Ehre der menſchlichen Natur und zur Steuer geſchichtlicher Wahrheit zu ſagen, daß eine heimliche Hinrichtung des Prinzen gar nicht ſtattgefunden hat und daß eine öffentliche — welche zu veranſtalten Peter, der ja den Sohn auch öffentlich hatte richten und verurtheilen laſſen, nicht ſich geſcheut haben würde — nicht ſtattzufinden brauchte, weil Alexei, ſchon durch den über ihn ergangenen Todesſpruch furchtbar erſchüt-

tert, an der am 8. Juli drei Mal an ihm vollzogenen Knutungstortur geſtorben iſt. Mit dieſem Ergebniß einer vorſichtigen Ausſchöpfung aller zugänglichen Quellen ſtimmt auch die Anſicht ſolcher Ruſſen überein, welche, wie z. B. der Fürſt Peter Dolgorukow, von der nichtoffiziellen, d. h. wirklichen Geſchichte ihres Landes am meiſten wiſſen.

6.

„O Abſalom! Mein Sohn Abſalom!“

Schon am 9. Juli war der Leichnam des Czarewitſch in der Dreifaltigkeitskirche öffentlich ausgeſtellt. Zwei Tage darauf ging mit gebührendem Pomp die Beſtattung vor ſich. Der Czar wohnte als erſter Leidtragender der Ceremonie an. Die gehaltene Grabrede hatte zum Text die Stelle aus dem zweiten Buche Samuels: „Da ward der König David traurig und ging hinauf in den Sal über

dem Thore und weinete und ſprach im Gehen: „O Abſalom! mein Sohn Abſalom, wäre ich doch ſtatt deiner geſtorben!“ Als dieſe Worte verleſen wurden, brach der Czar in Schluchzen aus und ſein Antlitz ſchwamm in Thränen.

Wer wird den Muth, wer wird die Frechheit haben, dieſe Thränen erheuchelte zu ſchelten? Der Orkan hatte ausgetobt, das Gewitter ſich entladen und aus dem in Berſerkerwuth raſenden Czaren war ein armer, ſchwacher, leidender Menſch geworden, dem ſich wie ein glühendes Eiſen das Gefühl in die Seele bohrte: Der dem Verderben Geweihte war doch dein Kind, war doch Blut von deinem Blute und Fleiſch von deinem Fleiſche! .... Es gibt Ewig-Menſchliches, an welchem, als an einem Felſen von Diamant alle ſcheinbaren nicht nur, ſondern auch alle wirklichen Gründe und Nöthigungen der „Staatsraiſon“ wie Glas zerſplittern.

Faſt ſollte man meinen, Peter habe ſeinen Vaterſchmerz in Blut ertränken wollen. Denn auch nach dem Tode des Czarewitſch ging das Strafgericht fort. Als Mitſchuldige Alexei's wurden enthauptet

sein Haushofmeister Iwan Affanaßjew, ferner Fedor Dubrowski, Jakow Pustinoi und Abraham Lapuchin, der Bruder Awdotja's. Der Fürst Scherbatow erhielt die Knute und wurden ihm Nase und Zunge ab- und ausgeschnitten. Andere Verurtheilte gingen in die Verbannung. Nie hat Peter zugestanden, daß er dem Sohn Unrecht gethan. Noch im Jahre 1722 sprach er in einem öffentlichen Erlasse von „der absalomischen Bosheit seines Sohnes Alerei". In demselben Edikt that er in Beziehung auf die Thronnachfolge die sehr richtige Aeußerung: „Das Erstgeburtsrecht ist eine absurde Gewohnheit." Seinem Enkel Peter war er zugethan; aber er wagte nicht recht, diese Zuneigung sehen zu lassen, sei es nun aus Besorgniß für das Kind, sei es aus Besorgniß für sich selber.

Denn die letzten Jahre des gewaltigen Mannes waren durch finsteres und nicht grundloses Mißtrauen gegen die Menschen verdüstert, auf welche er sich doch hauptsächlich stützen und verlassen mußte, gegen Katharina und ihren Anhang. Zwar ließ er im Mai 1724 Katharina feierlich in Moskau

als Czarin krönen; allein er argwohnte doch, und zwar nicht ohne Grund, daß die alſo von der niederſten Sproſſe der ſozialen Leiter durch ihn zur höchſten Erhobene ihm nicht einmal als Frau getreu ſei. Freilich, ſeine eigene brutale und unzählige Male wiederholte Untreue konnte die ihrige wohl herausfordern und, ſeltſam zu ſagen, der grimme Czar ſcheint zuletzt die ehemalige Leibeigene ordentlich gefürchtet oder wenigſtens für ganz unentbehrlich gehalten zu haben. Sonſt ließe ſich ſein Verhalten und Verfahren in der mons'ſchen Sache kaum erklären.

Das war auch wieder ſo eine echtruſſiſche Hof- und Staatsaktion von damals. Es ging ein ſehr hörbares Geraune und Geziſchel um, daß Herr Mons de la Croix, erſter Kammerherr Katharina's, ſeiner Herrin etwas näher gekommen ſei, als der Reſpekt vor einer gekrönten Czarin geſtattete, und ſeine Schweſter, die verwittwete Generalin von Balk, ſei die Gelegenheitsmacherin. Peter ſoll dann ſeine Frau mit Herrn Mons Nachts in einer Laube überraſcht und die Czarin auf der Stelle abgeſtraft,

d. h. tüchtig durchgeprügelt haben. Wahrscheinlicher ist, daß er, wie erzählt wird, als Katharina, die natürlich Alles leugnete, für Mons und dessen Schwester eine Fürbitte einlegte, die Czarin vor einen prachtvollen venetianischen Spiegel führte und bedeutsam sagte: „Sieh, das war früher nur ein verächtlicher Stoff. Das Feuer hat ihn veredelt und jetzt ist er ein Schmuck des Palastes; aber ein Schlag meiner Hand kann ihn seinem ursprünglichen Zustande wieder nahe bringen." Damit zerschlug er den Spiegel. Aber Katharina sagte gefaßt und ruhig: „War diese Zerstörung eine Ihrer würdige That und ist Ihr Palast dadurch schöner geworden?" Der Kammerherr und seine Schwester wurden verhaftet und „wegen Bestechlichkeit und Veruntreuung czarischer Gelder" prozessirt. Die Generalin erhielt die Knute und wurde nach Tobolsk verbannt, Mons aber ward enthauptet und sein Leichnam auf's Rad geflochten. Etliche Tage nach der Hinrichtung sei der Czar mit der Czarin absichtlich dicht am Hochgerichte vorübergefahren. Katharina habe die grausen Ueberreste des hingerichteten

Lieblings angeſehen und mit vollkommener Selbſtbeherrſchung geſagt: „Es iſt doch ein Jammer, daß unter den Hofleuten ſo viele Beſtechlichkeit herrſcht!“

Sie hatte nach dieſer ſchrecklichen Probe nicht mehr lange zu warten, bis ſie regierende Czarin und Selbſtherrſcherin wurde. Am 8. Februar 1725 ſtarb der große Czar und zwar, wie nicht vertuſcht werden ſoll, in Folge ſeiner unbezähmbaren Sinnlichkeit eines ſehr unſauberen Todes .... Karl Immermann, der einzige Dichter, welcher dem Manne poetiſch gerecht zu werden verſtand, weil er denſelben (in ſeiner Trilogie „Alexis“) mit ſhakeſpeare'ſchem Maßſtab zu meſſen wußte, hat der Bitterkeit, welche Peters letzte Tage und Stunden erfüllte, kräftigen Ausdruck verliehen, indem er dem Sterbenden die Worte in den Mund legte:

„Nicht ſterben können! Endige! Schon klingt Geräuſch
Arbeitenden Verweſens. Bei dem Werke ſind
Geſchäftig-laut die Würmer. Meine Zunge quält
Ein ſalzig-fauliger Geſchmack, als läge drauf
Der Welt Gemeinheit ....“

Voltaire's Krönung.

1.

Dienſtags am 10. Februar von 1778 hielt gegen 4 Uhr Abends eine Reiſekaleſche an der nach Fontainebleau genannten Barrière von Paris. Die Herren Zöllner traten zur Viſitation heran. Der Inſaſſe des Wagens war eine Dame von vierzig Jahren und von 150—60 Pfund Korpulenz, ein ziemlich gewichtiges Nichte-Anhängſel eines berühmten Oheims und Literaturmenſchen wohlbekannt als Madame Denis. Sie nahm mit ihrem Mantel-, Pelz- und Muffzeug ſo viel Raum ein, daß man ihren beſagten berühmten und ſkeletthageren Oheim in einem Winkel der Kaleſche anfänglich gar nicht wahrnahm. Als er ſich aber vorbeugte, um den Herren von der Mauth ſeinen Reiſepaß darzureichen,

fuhren dieſelben einigermaßen verblüfft zurück, und das machte ſowohl der Paß als deſſen Inhaber.

Der Letztere war augenſcheinlich ein ſehr alter Herr, deſſen mumiſirtes Geſicht eine überzeugende Illuſtration zu der Hypotheſe, daß der bibliſche Adam eigentlich Pavian oder, höflicher zu reden, Gorilla geheißen, abgegeben hätte, ſo nicht die gewaltige, weit und raubvogelſchnabelſcharf hervorſpringende Naſe eine lebhafte Gegendemonſtration machte. Der Kleiderſchnitt des alten Herrn war um etwa fünfzig Jahre hinter 1778 zurück. Er trug einen roſtfarbenen Sammetrock, wie ihn die Hofherren in der letzten Zeit Ludwigs des Vierzehnten angehabt hatten, darüber einen Pelzmantel und an den Füßen Pelzſtiefeln von der Form, die man ſpäter Suwarowſtiefeln nannte. Sein Kopf war förmlich eingekapuzinert von einer langen und dicken Wolleperücke, auf welche er eine rothe Mütze geſetzt hatte. Aber aus der dunkeln Höhlung des Perückengehäuſes hervor karfunkelte blitzend ein Augenpaar, in welchem das Alter die Flamme des „Eſprit“ nicht auszulöſchen vermocht hatte.

Die Herren von der Mauth hatten ſich, als die ungeheuer altfränkiſche Perücke mit ihrem abenteuerlichen Aufſatz in der Oeffnung des Wagenſchlages erſchien, zuerſt offenbar ſtark verſucht gefühlt, laut aufzulachen. Aber das ging ſchnell vorüber, und als der alte Herr zu ihnen ſagte: „Meſſieurs, ich habe keine Contrebande bei mir als mich ſelber —“ da lächelten ſie freilich, aber vor Entzücken, daß der Gott des Witzes auch ſie eines Sonnenſtrals ſeiner Gnade gewürdigt, und mit entblößten Köpfen und tiefgebogenen Rücken erwiderten ſie: „Passez, Monsieur de Voltaire“ ....

Freu' dich, Paris, Babylon zugleich und Athen und Rom der modernen Zeit, der große Zerſtörer, welcher eine Welt von Unſinn zu Grabe geſpottet hat, zieht als Triumphator in dich ein, um auf ſeinem Kapitol, auf der Bühne der „Comédie française“, gekrönt zu werden und dann — zu ſterben. Ja, freu' dich, Paris, Hauptſpektakelſtadt des Erdkreiſes, freu' dich, du wirſt ein neues Spektakel haben! Es iſt überhaupt eine günſtige Zeit für dich und du haſt kaum Augen genug, alle die Spektakel

aufzufaſſen, welche phantasmagoriſch an dir vorüberhuſchen und von jetzt an ohne Aufhören ſich drängen werden und ſich ſteigern in weltgeſchichtlichem Klimax bis zu jenem 21. Januar von 1793, wo um 11 Uhr Vormittags die Arme von Guillotins Tochter das Beil niederfallen laſſen und ein Königskopf über die Bretter des Schaffotes rollt.

Neun Monate, bevor der Patriarch von Ferney kam, um bei lebendigem Leibe ſeine Apotheoſe zu feiern, hatte ein anderes Phänomen die Augen- und Plauderluſt der Pariſer und Pariſerinnen beſchäftigt: — ein gewiſſer Graf von Falkenſtein, eigentlich des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation Kaiſer, Joſeph der Zweite, welcher im April von 1777 in der franzöſiſchen Hauptſtadt eingetroffen und ſechs Wochen daſelbſt geblieben war. Er hatte die Franzoſen durch ſeine Einfachheit und Leutſeligkeit entzückt und Männlein und Weiblein waren ſo ſehr von ſeinem Gebaren bezaubert, daß ſogar das biſſige Orakel der geiſtreichen Kreiſe, Madame la Marquiſe du Deffand, welche aus einer jungen Bettſchweſter zwar keine alte Betſchweſter,

doch aber eine alte blinde Redſchweſter geworden war, aus ihrem Lehnſtuhl in der Kaminecke ihres Zimmers im Kloſter Saint-Joſeph in der Rue Dominique hervor brieflich an Horaz Walpole ſich vernehmen ließ: „Il est d'une familiarité dont on est charmé“*). Der pariſer Tageswitz, welcher

*) Zur gleichen Zeit war die Klatſchbaſe und Allerweltskorreſpondentin Du Deffand, welche in dem Gemälde der franzöſiſchen Geſellſchaft von damals eine ganz unentbehrliche Figur abgibt, auch von einem anderen Gaſt „charmirt“, nämlich von dem engliſchen Hiſtoriker Gibbon. Die Vorſtellung deſſelben im Salon der Dame war bekanntlich von einem hochkomiſchen Auftritt begleitet. Die Blinde hatte nämlich die Gewohnheit, zum erſten Mal bei ihr eingeführten Perſonen mit der Hand über das Geſicht zu fahren, um ſich eine Vorſtellung von dem Ausſehen und ſelbſt von dem Charakter derſelben zu bilden. Dieſer Operation unterzog ſich nun auch der berühmte Geſchichtſchreiber, ein Mann von außerordentlicher Beleibtheit und einem fabelhaft breiten, gedunſenen und ſchwammigen Geſicht. „Au premier contact, madame du Deffand rougit, et se reculant vivement sur son fauteuil, s'ecria avec indignation: „„Voilà une infâme plaisanterie.““ Elle s'était figuré que Gibbon s'était présenté à rebours, et avait pris pour les joues de derrière, selon le périphrase allemande, ce qui était bien et dûment

ſich ſchon ganz revolutionär zuſpitzte, benützte die Gelegenheit, in Form eines Komplimentes für den kaiſerlichen Gaſt einen Pfeil mit vergifteter Spitze nach Verſailles hinauszuſchießen, indem er das einfache und doch würdevolle Auftreten Joſephs der prunkvollen und pomphaften und doch würdeloſen Haltung des franzöſiſchen Hofes gegenüberſtellte*). Der Kaiſer ſelbſt ſagte beim Anblick des ſinnloſen Luxus, von welchem Verſailles ſtrotzte, während das franzöſiſche Volk verhungerte, mit nicht unfeinem Tadel zu ſeiner leichtſinnigen Schweſter Marie Antoinette: „Mein Gott, was für eine Maſſe von Sachen, deren wir in Wien gar nicht bedürfen!“ Die Königin mißachtete freilich dieſen Wink, wie andere Warnungen ihres Bruders, und gaukelte und tanzte und praßte luſtig mit weiter auf dem unter

le visage de Gibbon.“ Corresp. compl. de la marquise du Deffand (Paris 1865), I, CCX.

*) A nos yeux étonnés de sa simplicité,
Falkenstein a montré la majesté sans faste;
Chez nous, par un honteux contraste,
Qu'-a-t-il trouvé? du faste, et point de majesté.

ihren Füßen kochenden Vulkan. Sie hatte kein Ohr für die Stimmen der Zeit. Sonst hätte sie müssen stutzig werden beim Anhören der schicksalsvollen Kontraste, welche damals in den Straßen oder eigentlich vorerst noch nur in den Salons von Paris tagtäglich sich anschrieen. Wunderbare Zeit, poetischer als die kühnsten Dichterträume, eine beispiellose Tragikomödie des humoristisch dichtenden Weltgeistes! Sieh' dir, nüchternes Geschlecht unserer Epoche, um dir eine Vorstellung zu bilden von Alledem, was damals in Paris durcheinanderwirbelte, nur mit an, wie eines Tages eine vornehme Dame den Kaiser Joseph mit einer exaltirten Darlegung ihrer Begeisterung für die amerikanischen Rebellen behelligte, wie sie frohlockend die Siege derselben über ihren legitimen Souverain aufzählte, den großen Bürger und Republikaner Washington bis zu den Sternen erhob und schließlich auf den Träger der Cäsarenkrone, auf den Erben von Habsburg-Lothringen eindrang mit der Frage: „Was halten Sie von der Sache? Mit welcher der beiden Parteien sympathisiren Sie?" Die Antwort des

Kaiſers: „Ich, Madame? Nun, ich denke, es gehört zu meinem Handwerk, ein Royaliſt zu ſein“ — frappirte nicht nur, ſondern mißfiel auch, trotz ihrer Witzigkeit, mißfiel geradezu und höchlich. So republikaniſirt war damals die Stimmung in den Kreiſen franzöſiſcher Grandſeigneurs und Grandedames, welche ja einen Autor wie Raynal lobprieſen und beſchützten, welcher unverholen ausgerufen hatte: „Völker, wollt ihr frei ſein und glücklich, ſo zerſtört alle Altäre und vernichtet alle Throne!“ Ah, ſie ſpielten und tändelten und kokettirten mit dem revolutionären Feuer, die geiſtreichen Herren und galanten Damen. Aber noch eine kleine Spanne Zeit und, in ein weltgerichtliches Flammenmeer verwandelt, wird es vernichtend über ihren Häuptern zuſammenſchlagen ....

Wer uns genau ſagen könnte, was der vierundachtzigjährige Triumphator fühlte und dachte, in der innerſten Falte ſeiner Seele fühlte und dachte, als er ſich in Paris wiederfand und daſſelbe in Voltaireismus ſchwimmen ſah! Vollends, wenn der unbeſtrittene Souverain der Epoche der Tage ſich

erinnerte, wo er in dieſem Paris, das ihn jetzt als Halb- oder Ganzgott empfing, als ſimpler Mr. Arouet herumgegangen, welchem unter vielen anderen Fatalitäten — nähere Bekanntſchaft mit dem Inneren der Baſtille u. ſ. w. — auch die zugeſtoßen war, daß ihm Monſeigneur de Rohan, ein Schafskopf von Herzog, das Honorar für einen vortrefflichen Witz in Geſtalt einer Tracht Prügel auszahlen ließ, bei welcher Gelegenheit ſich übrigens Monſieur Arouet wie ein vollendeter Gentleman und der Herr Herzog wie ein vollendeter Lump benommen hatte. Kein Zweifel, der Alte von Ferney war noch ſo eitel, wie er nur jemals geweſen; aber auch ſein Geiſt war noch ſo kräftig, ſeine Beobachtungsgabe noch ſo ſcharf, ſein Spott noch ſo ſchneidend wie früher und ſo dürfen wir denn mit Beſtimmtheit annehmen, daß er, wann er, von Huldigungen bis zum Ekel erſchöpft, Abends zu Bette kroch, unter ſeiner Decke in ein Hohngelächter ausgebrochen über den vornehmen und geringen Pöbel, welcher ſich den Tag über vor ſeinen Triumphwagen geſpannt hatte.

Er war bei ſeinem Freunde, dem Marquis de Villette abgeſtiegen, deſſen Hotel auf dem Quai des Theatins — heute Quai Voltaire — ſtand. Da, im Angeſicht der Tuilerien, hielt jetzt der wahre König von Paris, von ganz Frankreich ſeinen Hof, an welchen ſelbſt die ſchöne und ſtolze Marie Antoinette gar zu gerne von Verſailles hereingewallfahren wäre. Begreiflich! Denn der rieſige Königspalaſt da draußen und Groß- und Klein-Trianon, ſammt Marly und Choiſy widerhallten ja wochen- und monatelang nur von dem, was Se. intellektuelle Majeſtät König Voltaire der Erſte und Einzige ſagte und that. Da konnte eine junge und lebhafte Königin, welche ihren Eheherrn nicht phlegmatiſcher und langweiliger fand, als er war, ſchon von Neugierde brennen, mit eigenen Augen ein Phänomen zu betrachten, deſſen Erſcheinung alle Hofherren und Hofdamen wirbelig und rappelig gemacht hatte. Es ging aber doch nicht an, daß die „allerchriſtlichſten" Majeſtäten den „Ecrasez-l'infame"-Mann bei ſich empfingen oder gar zu ihm ſich bemühten, und ſo mußte die Königin ihre Neugierde zügeln. Allein

daß Voltaire nicht an den Hof eingeladen wurde, war für seine Vergötterer nur ein Anreiz mehr, das Geräusch ihrer Ovationen zu steigern. So schroff stand schon zu dieser Zeit Madame La Opinion Publique dem Königthum und stand Paris Versailles gegenüber.

In Wahrheit, der Voltaireismus verschlang für eine Weile alle anderen Interessen, sogar das für den ausbrechenden Krieg mit England. Selbst ein gerade jetzt ausgeborstenes Hofskandal, welches zu anderer Zeit in allen Tonarten glossirt worden wäre, erregte nur flüchtige Aufmerksamkeit. Ein Prinz, der Graf von Artois, Bruder des Königs, hatte sich auf dem Maskenball der Oper wie ein Hauptflegel benommen, indem er der Frau Herzogin von Bourbon, welche ihn neckte, die Maske zerriß und Faustschläge gab („et lui donna des coups de poing", sagt ausdrücklich unsere Alleswisserin im Kloster Saint-Joseph). Die beschimpfte und gemißhandelte Dame klagte ihre Noth nicht ihrem Liebhaber, sondern ihrem Herrn Gemahl — ein merkwürdiger Ausnahmefall in der Gesellschaft von

damals! — und der Herzog von Bourbon that ſeine eheherrliche Schuldigkeit, indem er im Gehölze von Boulogne mit dem Grafen von Artois eine harmloſe Studentenpaukerei hatte, bei welcher zwar ſechs Gänge („six bottes") gemacht wurden, aber kein Tröpflein Blut vorkam . . .

Das war ein Gerenne und Gedränge, ein Gefrage und Geſchnatter am 11. Februar von 1778! „Iſt er da? Iſt er wirklich da, der göttliche Voltaire?" knatterte und raſchelte es wie ein Lauffeuer durch Seine-Babel. Alle Gaffer von Paris waren auf den Beinen. Das berühmte Kafé Prokop, der Hauptneuigkeitenmarkt, ſummte wie ein Bienenkorb von aus- und einſtürmenden Fragern. Philoſophen, Schöngeiſter und Politiker nahmen ſich kaum Zeit, ihre Taſſen zu leeren, um nach dem Quai des Theatins zu eilen. Von Verſailles brach auf die erſte Nachricht von der glücklichen Ankunft des Erſehnten ein ganzes Rudel vornehmer Voltairiens und Voltairiennes nach Paris auf, um laut miteinzuſtimmen in das „Hoſianna, der da kommt im Namen der Revolution!" deren nahe bevorſtehenden Ausbruch er

ja ſchon volle vierzehn Jahre zuvor des Beſtimmteſten prophezeiht hat. Was drängt und ſchiebt ſich dort auf dem Quai hin und her, aus der Rue de la Seine hervor, beim Pont Royal vorbei, bis zur Ecke der Rue de Beaune, wo das Haus des Marquis de Villette ſteht? Lauter Voltairegläubige, Nichts als Voltaireverehrer. Werden wir das Glück haben, den großen Mann zu ſehen? Wird er ausgehen? Wird er ausfahren? Werden wir wenigſtens einen Zipfel ſeiner Perücke durch das Wagenfenſter erblicken?

So ging es Tag für Tag und derweil vorzimmerten droben die Träger der ſtolzeſten Namen Frankreichs und drängten ſich die Montmorency, die Armagnacs, die Brancas, die Richelieus und Polignacs, ja auch die mit der Gunſt und dem Gelde des Hofes verſchwenderiſch überſchütteten Polignacs, zum „Petit Lever“ Sr. Majeſtät unſeres lieben Herrn von Ferney. Die Akademie ſandte eine Begrüßungsdeputation, an deren Spitze der Prinz von Beauvau das Wort führte. Das Theater Français machte ſeine Aufwartung und nicht geſpielte, ſondern wirk-

ſtück, das ich zu Ferney von dem großen Manne lernte, welcher dermalen ſo gewaltiges Aufſehen unter Ihnen erregt. Er iſt ja doch der Meiſter von uns allen." Freilich, auch die Witzſpitze von Voltaire's Zunge und Feder war noch ſpitzig genug. Als der gute Biſchof von Orleans die Zeit günſtig glaubte, dem großen Pfaffenfeinde zu Leibe zu rücken, und demſelben zu dieſem Ende ſein „Mandement gegen die Ungläubigen" überſandte, ſchickte der Alte ſeine fertig nach Paris mitgebrachte „Irene" dem Prälaten und ſchrieb dazu: „Ich empfing Ihr Mandement und ſende Ihnen meine Tragödie, damit wir richtig gegenſeitig vorſpielen uns Komödie*)".

*) J'ai reçu votre mandement;
Je vous offre ma tragédie,
Afin que mutuellement
Nous nous donnions la comédie.

2.

War dieser ganze Voltaire-Taumel nur eine pariser Schwindelmode, nur ein babel'scher Modeschwindel oder aber ein schwerwiegend weltgeschichtliches Symptom?

Ein denkender und wissender Mann wird keinen Augenblick anstehen, die Frage im letzterwähnten Sinne zu bejahen. In dem Alten von Ferney triumphirte der ewig glorreiche emanzipative Geist des Jahrhunderts und nicht mit Unrecht huldigte man dem Vierundachtzigjährigen als einer Fleischwerdung dieses Geistes. Alle die christlich-germanischen Bettelmannssprüche und Bannbullephrasen, womit die gläubige Dummheit oder die scheinheilig angestrichene Duckmäuserei und Knechtseligkeit auch heutzutage noch Voltaire abthun zu können wähnen, prallen glassplitterig ab an der erzenen Thatsache, daß nach dem blitzenden Witzzepter in der Hand des Mannes die europäische Gesellschaft ein Halbjahrhundert lang als nach dem sie regierenden Taktstock und Kommandostab geschaut hat. Und man sollte

ſtück, das ich zu Ferney von dem großen Manne lernte, welcher dermalen ſo gewaltiges Aufſehen unter Ihnen erregt. Er iſt ja doch der Meiſter von uns allen." Freilich, auch die Witzſpitze von Voltaire's Zunge und Feder war noch ſpitzig genug. Als der gute Biſchof von Orleans die Zeit günſtig glaubte, dem großen Pfaffenfeinde zu Leibe zu rücken, und demſelben zu dieſem Ende ſein „Mandement gegen die Ungläubigen" überſandte, ſchickte der Alte ſeine fertig nach Paris mitgebrachte „Irene" dem Prälaten und ſchrieb dazu: „Ich empfing Ihr Mandement und ſende Ihnen meine Tragödie, damit wir richtig gegenſeitig vorſpielen uns Komödie*)".

*) J'ai reçu votre mandement;
Je vous offre ma tragédie,
Afin que mutuellement
Nous nous donnions la comédie.

2.

War dieser ganze Voltaire-Taumel nur eine pariser Schwindelmode, nur ein babel'scher Modeschwindel oder aber ein schwerwiegend weltgeschichtliches Symptom?

Ein denkender und wissender Mann wird keinen Augenblick anstehen, die Frage im letzterwähnten Sinne zu bejahen. In dem Alten von Ferney triumphirte der ewig glorreiche emanzipative Geist des Jahrhunderts und nicht mit Unrecht huldigte man dem Vierundachtzigjährigen als einer Fleischwerdung dieses Geistes. Alle die christlich-germanischen Bettelmannssprüche und Bannbullephrasen, womit die gläubige Dummheit oder die scheinheilig angestrichene Duckmäuserei und Knechtseligkeit auch heutzutage noch Voltaire abthun zu können wähnen, prallen glassplitterig ab an der erzenen Thatsache, daß nach dem blitzenden Witzzepter in der Hand des Mannes die europäische Gesellschaft ein Halbjahrhundert lang als nach dem sie regierenden Taktstock und Kommandostab geschaut hat. Und man sollte

es den beweglichen Pariſern übelnehmen, daß ſie einem ſuperlativiſchen „Elan“ ſich überließen, als der alte Maeſtro kam, um ſich vor ſeinem Sterben geſchwinde noch zu vergewiſſern, ob und wie die Inſtrumente geſtimmt ſeien zur Aufführung der großen Sündflutſymphonie der Revolution? Mit nichten! Ueberhaupt, was wäre denn noch heute Europa ohne den franzöſiſchen Eſprit und Elan? Ein faulender Klumpen Mittelalter! Aber freilich, das wäre ja ganz nach dem Geſchmack und Wunſch und Willen unſerer „chriſtlich-germaniſchen“ Dunkel- und Dufelmänner.

Keine Frage, Voltaire iſt keine jener, übrigens ſehr wenigen, ach, ja wohl ſehr wenigen weltgeſchichtlichen Geſtalten geweſen, an welchen kein Makel haftet und zu welchen alle wirklichen Menſchen mit ehrfurchtsvoller Liebe emporſehen als zu Weſen höherer Art. Nicht kann auf ihm das Auge mit jenem lauteren und innigen Wohlgefallen ruhen, womit es auf einem Milton, einem Leſſing, einem Waſhington ruht. Voltaire war keine „anima candida“ und ſeiner langen Laufbahn entlang gibt

es nicht wenige Stellen, welche den Mißduft der Gemeinheit aushauchen. Seine Eitelkeit ging ins Aeffiſche. Kein deutſcher Hofrath, kein franzöſiſcher Unterpräfekt, kein ruſſiſcher Tſchinownik hat jemals inbrünſtiger nach Titel- und Bänderkram geſchnappt als dieſer Geiſterbeherrſcher. Wehe Jedem, wer dieſe närriſche Eitelkeit verletzte oder verletzt zu haben ſchien. Da kannte Voltaire kein Erbarmen und ließ Rachemanifeſte ausgehen, worin jeder Buchſtabe ein Gifttropfen und jedes Wort ein Dolchſtoß. Auch Habſucht konnte man ihm, wenigſtens in früherer Zeit, zum Vorwurfe machen. Und wie erniedrigte ſich dieſer Mann, ſo es die Befriedigung ſeiner gemeinen Inſtinkte und Neigungen galt! Er, welcher der Tyrann der Könige ſein konnte und wirklich war, machte ſich zu ihrem Sklaven. Mit Ekel wendet man ſich ab, wenn man Voltaire vor dem namenlos verworfenen und verruchten Weibe, vor der „Semiramis des Nordens“, vor Katharina der Zweiten ſeine ſchmeichleriſchen Kniebeugungen und Purzelbäume machen ſieht. Freilich konnte er ſich dabei auf den Vorgang und das Vorbild einer großen Autorität berufen. Denn hat

nicht Friedrich, genannt der Große, den tiefſten Schlamm der Schmeichelei ausgeſchöpft, um daraus ſklaviſch-huldigende Komplimente für die beſagte Semiramis zu kneten? Ja, wohl that er das und er hat damit richtig die ruſſiſche Vaſallenſchaft Preußens zuwegegebracht. Und hat nicht auch eine tugendſtolze Kaiſerin Maria Thereſia an eine Czarin Eliſabeth und an eine Ober-Maitreſſe Pompadour ſchmeichleriſche Briefe geſchrieben? Was die vielberufenen Verhältniſſe und Mißverhältniſſe Voltaire's zu Friedrich angeht, ſo dürfte es ſchwierig zu ſagen ſein, auf welcher Seite die Verfehlung größer geweſen. Königlich preußiſche Hofhiſtoriographen und ihre Fartcatchers werfen natürlich alle Schuld auf den Erſteren. Die unbefangene Anſchauung aber wird es ſehr begreiflich finden, daß es dem Voltaire bald ſehr unbehaglich werden mußte in der Umgebung eines Königs, welcher, Deſpot in jeder Fiber, gewohnt war, alle Menſchen zu dreſſiren und zu beſtockſzeptern, wie es ſeine Preußen ſich gefallen ließen. Auch mögen etliche der Bosheiten, welche Voltaire an Friedrich begangen hat, ihm in Gnaden

verziehen werden um der gähnenden Langeweile willen, die er als Korrektor der miserabeln französischen Verse des Königs auszustehen gehabt hatte. Im Uebrigen können nur Pinsel und Ignoranten das Pfaffengeplärre über Voltaire als ein „moralisches Ungeheuer" nachschwatzen. Gewiß, der Mann war kein Tugendspiegel; aber eben so gewiß, er war auch kein Lasterbündel. Im Grunde ist seine einzige Leidenschaft der Ruhm gewesen und es versteht sich von selbst, daß nur ein in allen Genüssen höchst mäßiger Mann bis in ein so hohes Alter hinauf die unausgesetzte, ungeheure geistige Arbeit verrichten konnte, welche Voltaire verrichtet hat. Von seinem durch eigene Anstrengung erworbenen Vermögen machte er einen liberalen und wohlthätigen Gebrauch. Er hatte ein Herz für die Unglücklichen und eine offene Hand für die Armen. Und nicht nur gütig und mitleidig vermochte er zu sein, sondern auch hochherzig und heldisch. Keiner seiner Lästerer und Ankläger bis auf den heutigen Tag herab kann sich einer That rühmen, wie deren der Gelästerte in seinen wahrhaft edelsinnigen und heroischen Kämpfen

gegen die verpfafft ſtupide und brutal mordſüchtige Juſtiz-, d. h. Injuſtizpflege ſeiner Zeit mehrere gethan hat. Die glänzendſte war die allbekannte, an den Namen Calas geknüpfte. Drei Jahre lang führte er dieſen ruhmvollen Kampf und wir dürfen ihm glauben, wenn er ſagt: „Während dieſer Zeit haben meine Lippen kein Lächeln gekannt.“

„Mag ſein“, knurrt Dunkel- und Duſelmann; aber dies Alles wiſcht doch das „Vernichtet das Infame!“ nicht weg.“ Nein, und es ſoll auch nicht weggewiſcht werden, ſondern als eine weltgeſchichtliche Denktafel noch die fernſten Jahrhunderte hinabragen, als eine Denktafel deſſen, was das offizielle Chriſtenthum, was die kirchliche Religion zu Voltaire's Zeiten geweſen iſt. Willſt du es wiſſen, dunkelnder und duſelnder Bruder-Menſch, in deſſen Gehirnhöhle die himmliſche Luſt des Denkens niemals pohsphoresecirte, willſt du es wiſſen? Wohl, ich will es dir ſagen. Was damals Religion und Chriſtenthum zu nennen ſich erfrechte, war ein Abgrund von Schändlichkeit und die franzöſiſche Kirche ein Vampyr, das Lebensmark des unglücklichen, ſyſtematiſch

von ihr verthierten Volkes saugend, — ein Vampyr, der auch im 18. Jahrhundert noch alle die hölliſchen Erfindungen der ſpaniſchen Inquiſition praktizirte, wo immer er konnte. Iſt es, beiſpielsweiſe zu reden, nicht dieſes „Chriſtenthum“ geweſen, im Namen und kraft deſſen noch i. J. 1765 ein wackerer junger Mann, De la Barre, lebendig gerädert wurde, weil der völlig unerwieſene und auch völlig grundloſe Verdacht auf ihm lag, ein hölzernes Kreuz von der Brücke zu Abbeville geſtürzt zu haben? Und war es nicht dieſes „Chriſtenthum“, deſſen Prieſter — wir meinen die Prälaten — in dem Unflat natürlicher und widernatürlicher Lüſte förmlich ſich wälzten, in ſchamloſer Praſſerei Millionen vergeudend, während die, welche die kirchlichen Dienſte verrichteten, die armen Dorfpfarrer und Vikare, mit dem Volke hungern und verhungern mußten? Habt ihr nie von der „Halsbandgeſchichte“ gehört und von der Rolle, welche Se. Eminenz der Kardinal Rohan darin ſpielte? Waren es nicht franzöſiſche Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte — die Aebtiſſinnen nicht zu vergeſſen — welche am lauteſten höhnten

und läſterten und lachten in jenen vornehmen Kreiſen, deren cyniſche Konverſation Voltaire in ſeiner berüchtigten „Pucelle" in Verſe gebracht hat? War doch unter der Regierung des „allerchriſtlichſten" Ludwigs des Fünfzehnten — der ruchloſe Pompadour-, Dubarry- und Hirſchparklouis der „allerchriſtlichſte" König, auch ein Stück Chriſtenthum von damals! — alſo zur gleichen Zeit, wo auf jeder Antaſtung der kirchlichen Dogmen noch Galgen und Rad ſtanden, unter den franzöſiſchen Kirchenfürſten die höhniſche Verleugnung derſelben Dogmen ſoweit gediehen, daß der junge König Ludwig der Sechszehnte, als ihm Monſeigneur Loménie de Brienne — ſpäter für eine Weile Finanz- und Premierminiſter — zum Erzbiſchof von Paris vorgeſchlagen wurde, voll Bitterkeit ausrief: „Ein Erzbiſchof von Paris ſollte doch wenigſtens an Gott glauben!" Ah, wenn jemals ein Vernichtungskampf gerechtfertigt war, ſo iſt es der geweſen, welchen Voltaire gegen das „Chriſtenthum", d. h. gegen das Bonzen- und Baalspfaffenthum ſeiner Zeit geführt hat. Er wurde dadurch geradezu zum Wohlthäter der

Menſchheit. Und wenn er ſah, was jeder denkende Menſch ſehen mußte und ſehen muß, daß alle die namenloſen Gräuel der geſammten Kirchengeſchichte nur eine logiſche Folge eines der Natur, der Vernunft, dem Einmaleins und der Civiliſation hohnſprechenden Dogmenglaubens waren, ſo hätte er die unſterblich tönenden Pfeile ſeines weltgeſchichtlichen Witzes bloß auf die Schlußfolgerungen und nicht auch auf die Prämiſſen, bloß auf die Wirkungen und nicht auch auf die Urſachen richten ſollen? Preis ihm und Ehre, daß er es that und, gleich unſerem großen deutſchen „Heiden" Göthe, „der Heuchelei dürftige Maske verſchmähte."

Menſchen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire geleſen haben, unwiſſende Nachbeter gedankenloſer Vorbeter, nahmen und nehmen es ſich im „gründlichen" Deutſchland heraus, über die koloſſale civiliſatoriſche Arbeit des Mannes den Stab zu brechen, etwa mit der dämeligen Phraſe, ſeine Thätigkeit ſei im beſten Falle eine bloß negative geweſen. Ja wohl, er hat es ſich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahrheit, die Un-

gerechtigkeit, die Unmenſchlichkeit zu verneinen, und mit raſtloſer Thatkraft und Pflichttreue hat er dieſe Aufgabe erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche negirt, mittelſt aller Gattungen und Formen der Poeſie und Proſa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen ruinirt und dieſe tapfere Kriegsführung des geſunden Menſchenverſtandes und des geſunden Menſchengefühles, dieſe glorreiche Negation wäre nicht zugleich ein poſitives Schaffen geweſen? Habt ihr nie vom Föhn gehört, dem Frühlingsboten und Frühlingsbringer der Schweiz? Der negirt auch: — den Bann winterlicher Knechtſchaft! Ein lachender Orkan ſauſ't und brauſ't er durch die Thäler, ſpottet im Nu Schnee und Eis hinweg und wenige Tage darauf frühlingt es im ſchönen Alpenland.

Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöſe Unduldſamkeit und den pfäffiſchen Fanatismus, die barbariſch-grauſame Rechtspflege, die bäuerliche Leibeigenſchaft und andere dergleichen „organiſch gewachſene“ Inſtitute der „guten alten frommen Zeit“ auf Tod und Leben verneinte, ſo

waren dieſe Verneinungen ruhmvolle poſitive Kulturthaten, ſehr poſitive! Und der Mann, welcher ſich ſo energiſch und zwar, wohlverſtanden! zu einer Zeit, wo es noch Baſtillen und „cages de fer“ für oppoſitionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen die Unterdrücker angenommen und die Sache der Armen und Elenden gegen die Reichen und Mächtigen ſo ſtandhaft geführt hat, ſollte ganz ohne Liebe und Enthuſiasmus, ſollte nur ein „tönendes Erz und eine klingende Schelle“ geweſen ſein? So hat ihn ſelbſt noch Hettner genannt, welcher doch die beſte und im Ganzen gerechteſte Charakteriſtik Voltaire's lieferte, die exiſtirt. Aber eine ſo ausdauernde Thätigkeit, wie die voltaire'ſche war, iſt ohne Liebe und Enthuſiasmus gar nicht möglich, gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit iſt lange nicht mächtig genug, zu ſolchen Anſtrengungen zu treiben, und wir dürfen und müſſen daher annehmen, daß von jener Centralſonne der moraliſchen Welt, genannt Idealglaube oder Begeiſterung, doch ein ſtarker Stral in die Seele des ſouverainen Witzblitzeſchleuderers gefallen ſei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spottes konnte unmöglich

die Dummheit der Menschen so nachdrucksam befehden, ohne an die Möglichkeit einer allmäligen Minderung dieser Dummheitsmasse zu glauben, konnte unmöglich die Uebel der Gegenwart so ausdauernd bekämpfen, ohne eine menschlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft, der liebt.

Im innersten Heiligthum der Kunst hat keines der Werke Voltaire's Zutritt gefunden. Nicht einmal in der Vorhalle dieses Heiligthums. Er war unendlich viel mehr ein Kämpfer als ein Künstler und nicht ihm zum Tadel, sondern zum Ruhme sei das gesagt. Die Welt besitzt fürwahr Künstler genug und darunter auch „große", welche, um ihren Künstlerlaunen nachleben zu können, stets bereit waren und sind, vor dem Despotismus zu kratzfußen und bei der Völkerverdummung sogar nach Kräften mitzuhandlangern. Kämpfer und zwar Kämpfer wie Voltaire dagegen hat die Welt nur wenige und jedenfalls nie genug. Alle seine umfangreicheren Werke sind Wurfgeschütze, aufgefahren, in die Zwingburg der Vorurtheile, in die Frohnveste der Knechtschaft Breschе zu schießen. Daneben prasselt hagel-

dicht der prickelnde Pfeilregen seiner „Poésies fugitives“ auf die Schilddächer des Unsinns und der Pedanterei. Auf diesen „flüchtigen“ lyrisch-didaktischen Dichtungen, sowie auf den satirischen Erzählungen in Prosa („Candide“, „l'ingénu“, „Zadig“ u. a. m.) beruht bekanntlich vornehmlich Voltaire's Anspruch, ein Dichter zu sein. Die verrufene „Pucelle“ ist sodann ein brillantes Witzfeuerwerk, das aber viel zu lange währt und, wie eben Feuerwerke zu thun pflegen, einen fatalen Schwefelgeruch hinterläßt. Viele Einfälle in dem Gedichte haben übrigens Witzblitzfeuer genug, um auch noch in unsere Zeit satirisch hereinzuzünden. Wenn man z. B. die Trompetenstöße vernimmt, welche aus den gegenseitigen Ruhmassekuranzen der deutschen Literatur zum Lobe des Mittelmäßigen, Charakterlosen, Flauen und Erbärmlichen jahraus jahrein hervor gehen, so glaubt man richtig die „trompette“ zu hören, welche in der Pucelle die alte Klätscherin von Göttin, „La Renommée“, nicht an den Mund, sondern anderswohin hält.

Wenn aber Voltaire als Poet höchstens den zweiten Rang anzusprechen hat, so ist seine Bedeu-

tung als Anreger und Wegezeiger auf dem Gebiete des Denkens und Wiſſens eine wahrhaft welthiſtoriſche. Schon das war ein großes Verdienſt, daß er die Autorität der geiſtloſen Wortklauber und Sylbenſtecher, der abſtruſen Abſtraktoren von Gelehrten vernichtete, welche ſich und die Welt mit Quisquilien und Minutien behelligten, die der Menſchheit nie auch nur einen Pfifferling genützt haben oder nützen können. Er iſt es geweſen, welcher mit der Drahtgeißel ſeines Spottes die ſtupend und ſtupid gelehrten Händler mit theologiſchen Nullen und philologiſchen Nichtſen aus dem Vorhofe des Tempels der Wiſſenſchaft hinauspeitſchte, welches Procedere ihm freilich die ebenbürtigen Nachkommen der Domini „Lexikokraſſus“ und „Skriblerius“ bis zum heutigen Tage noch nicht verziehen haben. Daß der Zweifel an dem Gegebenen und Ueberlieferten der Vater aller wirklichen Forſchung, wird heutzutage nur noch von Leuten beſtritten, welche in Sachen des Denkens und Wiſſens überhaupt nicht mitzählen. Nun wohl, Voltaire iſt es geweſen, welcher die Anzweifelung der überlieferten Lüge von

der guten alten frommen Zeit nach allen Richtungen hin, religiös, sozial und wissenschaftlich, so recht großgezogen und dadurch eine forschende Thätigkeit von unberechenbarer Tragweite hervorgerufen hat. Er stand in der Vorderlinie Derer, welche die Wissenschaft aus den muffigen Schulstuben herauszogen und mitten ins wirkliche Leben hineinstellten, eine Großthat, Angesichts welcher Tausende und Hunderttausende von geistverlassenen Elaboraten gelehrter Stubenhocker Nichts sind als Wurmfraß. In die verschiedensten Regionen und Gebiete blitzte das universell bewegliche Talent des Mannes hinein; oft sehr flüchtig allerdings, aber immer anregungs- und aufmunterungsvoll, daß da noch unbekannte Schätze zu heben seien, daß da Etwas zu suchen und zu gewinnen sei für den Dienst der Menschheit. Es ist bewundernswerth, wie weit oft sein Seherblick seiner Zeit vorauseilte und Wahrheiten entdeckte, welche erst in unseren Tagen mälig zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Die politische Oekonomie z. B. verdankt ihm einige wichtigste Findungen. Er war der Erste, welcher auf das verschiedene Verhält-

niß der Vermehrung der Bevölkerungen und der Lebensmittel aufmerksam machte, und er war es auch, welcher wagte, was damals eine große Ketzerei war, nämlich auf das große Prinzip des Freihandels hinzuweisen. Es ist wahr, Voltaire's philosophische und historische Schriften wimmeln von Schiefheiten und Irrthümern, welche jeder auch nur halbwüchsige Gelehrte von heute, im Besitze des ungeheuren Materials, das seither aufgehäuft worden, leicht berichtigen und kleinmeisterlich dem Manne vorrücken kann. Aber dennoch steht fest, daß Voltaire es gewesen, welcher die moderne Geschichtewissenschaft begründete, indem er sie von der theologischen Fiktion emanzipirte. Sein geniales Auge durchdrang zuerst die Finsternisse, in welche religiöser und politischer Afterglaube die Entwickelung der Menschheit gehüllt hatte. Er zuerst löst'e so manches Räthsel weltgeschichtlicher Wirkungen, indem er die realen Ursachen derselben aufdeckte, und er schmiedete und schliff die Instrumente der historischen Kritik unserer Zeit, indem er den unmäßigen, geradezu kindischen Respekt vor dem Alterthum und

dem Mittelalter wegspottete. Erst seit dem Erscheinen von Voltaire's berühmtem „Versuch über die Sitten und die Charaktere der Nationen" hat man einen Begriff von Weltgeschichte und Weltgeschichteschreibung. Summa: ein Erleuchter, Pfadfinder und Wegbahner erster Größe.

3.

Jedes Volk betreibt den „Kultus des Genius" in seiner Weise. Bei den Engländern gipfelt die „Heldenverehrung" in Nationalsubskriptionen, deren viel- und schwerpfündige Erträgnisse für den Gefeierten ein Piedestal abgeben, mittelst dessen sich seine Person in die britische Himmelssphäre der „Respektabilität" erhebt. Bei den Deutschen ist die ihren großen Männern gewidmete Ehrfurcht und Liebe eine so tiefinnige und stillverschämte, daß die Gegenstände derselben bei Lebzeiten wenig oder nichts davon gewahr werden. Nach ihrem Tode werden sie

aber mitunter in Erz gegoſſen oder in Stein gehauen, womit dann zugleich der Dankbarkeit und der Kunſt gedient, alſo das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird, — abgeſehen ſogar davon, daß die Denkmälerenthüllungsfeſte willkommene Veranlaſſung bieten, viel Nationalbier zu vertilgen und eine entſprechende Quantität patriotiſches Waſſer abzuſchlagen*). Bei den Franzoſen, als dem theatrali-

*) Es iſt das wieder einer der derben, um nicht zu ſagen groben Ausfälle des Herrn Verfaſſers, die man eben mit in den Kauf nehmen muß, wenn man ihn überhaupt leſen will. Er ſcheint leider gar keine Vorſtellung zu haben von den ungeheuren „Thaten in Worten", welche unſere berühmten Reiſe- und Reichsredner während der letzten zehn Jahre in Germanien vollbracht haben, Thaten, über deren Wirkungen die Welt erſtaunen wird, wenn ſie mal davon erfährt. Bis jetzt iſt freilich Alles noch ein blondhaariges Myſterium und ein blauäugiges Räthſel, entſprechend der deutſchen Gründlichkeit, welche nicht gewohnt iſt, mit franzöſiſcher Frivolität Alles gleich an die große Glocke zu hängen. Der Herr Verfaſſer mag uns entſchuldigen, wenn wir ihm mit deutſcher Biderbigkeit ſagen: Wir wollen keine Ueberſtürzungen mehr, keine „tollen" Jahre, keine Märztage und andere dergleichen Polizeiwidrigkeiten! Das iſt die negative Seite unſeres Fortſchrittspro-

ſchen Volke par excellence, wird in der Regel nicht erſt mit den todten, ſondern mit den noch lebenden Heroen Komödie geſpielt. Aber man muß ſagen,

---

gramms. Daſſelbe hat aber auch eine poſitive, eine ſehr poſitive und dieſe iſt: — Wir wollen getreu-gehorſame Unterthanen und ruhigſte Bürger ſein, vorausgeſetzt, daß man uns allergnädigſt geſtatte, dann und wann die ſchwarzrothgoldne Fahne herauszuhängen, Reden zu halten und zu hören nach Herzensluſt und dazu allerdings unſer Nationalbier — ja, Herr, unſer Nationalbier, auf das Sie auch eine beſondere Bosheit zu haben ſcheinen! — im Frieden und ganz nach Bedürfniß unſeres echt- und altgermaniſchen Durſtes zu trinken. So, da haben Sie, rund und nett formulirt, was wir wollen, was uns noththut und was wir erreichen werden unter Führung jener edeln, edleren und edelſten Männer von 1848, welche, ſammt Nachwuchs, mit den Standrechtsretterthatenthätern von 1849 brüderlich-unterthänig Hand in Hand und Arm in Arm gegangen ſind und dadurch ſtaatsmänniſch bewieſen haben, daß edle, edlere und edelſte Männer ſelbſt vor dem Schwerſten, d. h. Niederträchtigſten nicht zurückſchrecken, wann und wo es galt und gilt, möglich zu bleiben oder zu werden . . . Privatim, lieber Herr, möchten wir uns ſchließlich noch den Rath erlauben, Sie ſollten Ihren — entſchuldigen Sie! — ungehobelten und hinter den Anforderungen des Fortſchritts comme il faut offenbar weit zurückgebliebenen Styl bei den großen Autoren unſerer Tage in die Schule ſchicken, bei den wahrhaft zeitgemäßen Autoren, die ſo glücklich das Problem gelöſ't haben, für große und größte Patrio-

daß dieſes Spiel Schick und Art hat. Man ſieht es den Pariſern und Pariſerinnen eben doch ſogleich an, daß ſie geborene Acteurs und Actricen auf den Brettern, welche die Welt nicht nur bedeuten, ſondern auch ſind.

So hatte denn die große Komödie, betitelt „Voltaire's Triumph", ihren glücklichen und luſtigen Fortgang, obgleich die Strapazen des Stückes dem vierundachtzigjährigen Triumphator arg zuſetzten. Ein Mitlebender von damals und wenigſtens als Statiſt Mitſpielender, der Graf von Ségur, hat in ſeine Memoiren die Worte eingetragen: „Man kann ſagen, daß es für etliche Wochen zwei Höfe in Frankreich gab, den des guten Ludwig zu Verſailles, wo es ganz ſtille geworden, und den Voltaire's in Paris, welcher Tag für Tag von den lärmenden Huldigungen einer unzählbaren und entzückten Menge

ten und Volksmänner zu gelten und doch von allerhöchſten Herrſchaften, auf welche ſie bei Schützen-, Sänger- und Turnerfeſten „donnernde" Hochs ausbringen, allergnädigſt zum Thee „befohlen" zu werden.

Gemüthliche Anmerkung des Setzers.

widerhallte, die sich herbeidrängte, dem größten Genie Europa's ihre Verehrung zu bezeigen. Seine Krönung (son couronnement) fand im Palaste der Tuilerien statt, im Sal des Theater Français. Man vermag die Trunkenheit nicht zu schildern, womit der erlauchte Greis von dem Publikum empfangen wurde, welches alle Räume und Zugänge des Ortes zum Ersticken dicht anfüllte. Niemals ist die Dankbarkeit einer Nation in helleres Entzücken ausgeschlagen. Ich werde diese Szene niemals vergessen und ich begreife nicht, woher Voltaire die Kräfte nahm, sie auszuhalten."

Dieser Haupt- und Staatsakt des ganzen Schauspiels ging am 30. März von 1778 vor sich. Der Triumphator fuhr zunächst ins Louvre, um einer ihm zu Ehren veranstalteten Festsitzung der Akademie anzuwohnen. Ein ungeheuer großes Gefolge begleitete seinen Wagen und harrte draußen, bis die gelehrten Herren drinnen durch ihren Wortführer d'Alembert alle Huldigungskünste erschöpft hatten. Folgte dann die kurze Fahrt vom Louvre ins Theater Français zwischen dichtgedrängten Menschenmassen

hin, welche den Wagen des Triumphators mit unendlichen Jubelrufen empfingen und begleiteten. Als der Greis ausstieg, von zwei Freunden unterstützt, mischte sich dem Entzücken der Bewunderung die Rührung über die körperliche Gebrechlichkeit des Gefeierten bei, den Beifallssturm zu sanfteren Lauten stimmend.

Die Vorgänge im Theater selbst hat uns ein verpariserter deutscher Augenzeuge, Herr Friedrich Melchior Grimm, Baron (von vermuthlich eigener Mache) und Neuigkeitenzufertiger verschiedener deutscher Höfe, in seiner bekannten vielbändigen „Correspondance littéraire" (IV, 177) genau beschrieben. Als Voltaire in die Loge der königlichen Kammerherren getreten und daselbst zwischen Madame Denis und der Marquise de Villette Platz genommen hatte, erschien der Schauspieler Brizard, der berühmteste unter seinen Kollegen, und überbrachte der Marquise einen Lorberkranz mit der Bitte, den Jubelgreis damit zu krönen. Wie dieses geschah, brach das ganze Haus in einen jauchzenden Zuruf aus. Voltaire nahm zwar die Krone sogleich wieder vom Haupte, aber die Versammlung bestürmte ihn, dieselbe aufzubehal-

ten. Der Sal, die Logen, die Korridore ſtrotzten von Menſchen. Alle Frauen ſtanden. Das war kein Enthuſiasmus mehr, ſondern förmliche Anbetung, ein wirklicher Kult. Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Man ſpielte „Irene“, eine byzantiniſche Tragödie, welche, wie ſchon gemeldet, Voltaire fertig aus Ferney mitgebracht hatte. Ein ſehr altersſchwaches Produkt ſeiner Geiſteslenden, aber von ihrem Erzeuger, wie es bei derartigen Altersſünden häufig der Fall, zärtlich geliebt. Als Achtzigjähriger ſollte man die Muſe nicht mehr mit froſtigen Umarmungen heimſuchen wollen. Schon als Siebzigjähriger nicht mehr. Als Beweiſe für die Richtigkeit dieſes Satzes hocken und rutſchen ja auch in Göthe's ſämmtlichen Werken eine überzählige Anzahl unerquicklicher Kinderchen herum. Aber was ging die Verſammlung im Theater Français das byzantiniſche Ding von Trauerſpiel an? Man ſah nur Voltaire. Als er ſich nach gefallenem Vorhang erhob und, über die Logenbrüſtung vorgebeugt, dankend die Verſammlung begrüßte, brach der Huldigungsſturm von Neuem los. Zugleich hob

ſich der Vorhang wieder und auf der Bühne erſchien die Büſte des Gefeierten, umringt von dem ganzen Korps der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, welche dieſelbe mit Lorberkränzen bedeckten und mit Roſenguirlanden umwanden, während Madame Veſtris Verſe deklamirte, welche beſagten, daß La Belle France ſelber es ſei, welche ihren großen Sohn kröne. Nur mühſam vermochte der bis zum Sterben Erſchöpfte das Schauſpielhaus zu verlaſſen. Schöne Frauenarme trugen ihn zu ſeinem Wagen, der nur im Schritt nach Hauſe gelangen konnte, umringt von einer entzückten Menge, welche die Ufer der Seine von dem unaufhörlich wiederholten Rufe: „Vive Voltaire!“ ertönen ließ. Unter der Hausthüre kehrte ſich der Jubelgreis gegen ſein Gefolge, breitete die Arme aus und ſagte mit im Schluchzen brechender Stimme: „Ihr wollt mich alſo unter Roſen erſticken?“ und als ihm droben der Herzog von Richelieu entgegentrat mit den Worten: „Nun, lieber Voltaire, Ihr müßt ja recht befriedigt ſein!“ — keuchte der Halbtodte mühſelig: „Ach, ſie haben mich umgebracht mit ihren Kronen!“

Vanitas, vanitatum vanitas! Die große Voltaire-Komödie war ausgespielt und es hob eine andere an, welche alsbald jene vergessen machte: — die Franklin-Komödie. Am 6. Februar von 1778 war der Allianzvertrag Frankreichs mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Abschluß gediehen. Im März verließ der englische Gesandte Paris und der französische London. Der Krieg zwischen Frankreich und England war erklärt und der Agent der amerikanischen Rebellen wurde in feierlicher Audienz von Ludwig dem Sechszehnten zu Versailles empfangen. Franklin hatte, wie uns Klatschschwester Du Deffand zu melden nicht unterließ, bei dieser Gelegenheit einen braunrothen Sammetrock an, weiße Strümpfe, ungepuderte Haare, die Brille auf der Nase — was gegen alle Kleiderordnung und Etikette — und trug unter dem Arm einen weißen Hut. („Ist dieser weiße Hut vielleicht ein Symbol der Freiheit?" frug die neugierige Blinde vom Kloster Saint-Joseph ihren Freund Walpole.)

Vom 30. März, dem Triumphtag Voltaire's, waren es nur zwei Monate hin bis zum 30. Mai,

dem Sterbetag Voltaire's, und doch war er ſchon ein vergeſſener, im Strudel von Babel-Paris verſchollener Mann. Am 31. Mai von 1778 ſchrieb Madame Du Deffand an Horaz Walpole: „Ach, da hätt' ich faſt vergeſſen, Ihnen ein wichtiges Ereigniß zu melden. Voltaire iſt todt. Man kennt weder Stunde noch Tag genau, wann er ſtarb; die Einen ſagen geſtern, die Andern vorgeſtern. Man weiß auch nicht recht, was man mit ſeinem Leichnam machen ſoll. Der Pfarrer von Saint-Sulpice will denſelben nicht auf ſeinem Kirchhofe begraben laſſen. Wird man den Todten nach Ferney bringen, um ihn dort beizuſetzen? Aber er iſt ja von dem Biſchof, zu deſſen Diöceſe Ferney gehört, in den Bann gethan. Voltaire iſt an einer zu großen Doſis Opium geſtorben, welche er zur Milderung der Schmerzen ſeiner Strangurie genommen, oder auch, wie ich ſagen möchte, an einem Ruhm-Exzeß, welcher die ſchwache Maſchine zu ſehr erſchütterte."

Dies die Grabrede, welche Dem gehalten wurde, welchem zu Ehren Paris zwei Monate zuvor in Entzücken geraſ't hatte. Ruhm, dein Name iſt Eitelkeit!

Die Hexe von Glarus.

Zu den zahlloſen Schlupfwinkeln des Mittelalters, aus welchen der Anno 1789 losgebrochene Revolutionsſturm die Stickluft der Barbarei, Verrottung und Knechtſeligkeit wegzufegen hatte, müſſen auch die Kantone der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft gezählt werden. Wahre Satiren auf Republik und Demokratie, dieſe von ſelbſtſüchtig-bornirten Oligarchen und ſtupiden Pfaffen mißregierten Länder und Ländchen! Es kam denſelben nicht einmal zu gute, was anderwärts der „aufgeklärte Deſpotismus“ im Sinn und Geiſte der Zeit für Wiederöffnung der verſtopften und verſchütteten Lebensquellen that. Denn die ſchweizeriſchen Junker und Bonzen waren eifrigſt bedacht, alle Einwirkungen der friederich'ſchen und joſephiſchen Reformen möglichſt von der Schweiz abzuhalten, und es gelang

ihnen das vortrefflich, insbesondere dadurch, daß sie ihren angeblichen Mitbürgern und wirklichen Unterthanen jede, auch die dringendste, zeitgemäßeste und heilsamste Neuerung kurzweg als „frömde Kaiserei“ signalisirten.

Seither ist es anders geworden, sehr anders. Zwar stoßen Joggeli Kleinhirn, Heireli Wissenlos und Ruodeli Engherz im Umkreise der Eidgenossenschaft noch oft und mißtönig genug mitsammen ins Uristierhorn der Unkultur; zwar könnte eine Wiederholung des großen Fegewerkes von 1789 namentlich den sogenannten Urkantonen, allwo noch mittelalterlicher Unrath genug hängen geblieben ist, nicht schaden: allein daneben steht die Thatsache, daß die Schweiz vom Segen freier Staatsformen ein glänzendes argumentum ad oculos geliefert hat, indem sie in materieller und intellektueller Civilisation Vorschritte machte, wie solche binnen so kurzer Zeit gemacht zu haben kein anderes Volk der alten oder modernen Geschichte sich rühmen kann. Denn, genau genommen, datirt, was die Schweiz in der Neuzeit vor sich gebracht, erst von der großen Reformperiode

von 1830, maßen das Gute, was die Zeit der Helvetik und Mediation geschaffen hatte, in der Restaurationsepoche wieder nach Menschenmöglichkeit vernichtet worden war.

Damals, als nach Vernichtung des Napoleonismus die „Restauration" ihre Bleihand auf die armen betrogenen Völker Europa's legte, standen Schweizer — Allen voran der berüchtigte Renegat Haller — in der Vorderreihe der Söldlinge einer Reaktion, welche das Ancien Régime in Kirche und Staat zurückzuführen log und betrog, predigte, ediktirte, jesuitirte, muckerte, einkerkerte, mordete und exilirte. Das Gebet der Dummheit oder der Schufterei um Zurückführung der „guten alten frommen Zeit" ist aber auch heute noch lange nicht verstummt und darum will ich mich, wie ich so oft schon gethan, wieder einmal der Mühe unterziehen, an einem mit aktentreuen Farben gemalten Bilde aufzuzeigen, wie es in der guten alten frommen Zeit eigentlich zu- und hergegangen*).

*) Die Hauptquelle der zu erzählenden kultur- und sitten-

1.

Das verhexte Kind.

Zur Novemberzeit von 1781 war im Flecken Glarus, dem wohlbekannten Hauptort des aus einem größeren, einem kleineren und einem kleinſten Hochgebirgsthal beſtehenden Freiſtaats gleichen Namens, die öffentliche Meinung heftig und nachhaltig bewegt. In dem Hauſe des wohlehrſamen und hochgeachteten Doktor und „Fünferrichters“ Tſchudi hatte etwas „gruſam Grüſeliges“ ſich ereignet. Das jüngere Töchterlein des genannten Herrn nämlich, die neunjährige Anne Marie, der verhätſchelte Liebling der Eltern, war in eine ganz abſonderliche Krankheit verfallen. Die Kleine hatte ſeit Monats-

geſchichtlichen Epiſode floß bislang in Lehmanns „Vertraulichen Briefen über den Hexenhandel zu Glarus“ (1783). Nun hat uns aber J. Heer im „Jahrbuch des hiſtoriſchen Vereins des Kanton Glarus“ 1865, S. 9 fg., in verdankenswerther Weiſe mit den Akten ſelbſt bekannt gemacht, wenigſtens auszüglich.

friſt an Krämpfen gelitten, die mitunter von Hallucinationen begleitet waren. Arme und Beine verſteiften ſich von Zeit zu Zeit und der linke Fuß wurde ſo unbrauchbar, daß das Kind oft gar nicht mehr darauf zu ſtehen vermochte. Dieſe Krankheitsſymptome waren jedoch unbedeutend im Vergleich mit den neueſtens eingetretenen: — die arme kleine Anne Marie brach nämlich vom 12. November an eine Menge von Stecknadeln, Haften, eiſernen Nägeln und Drahtſtücken aus. Bis zum 13. Dezember hatte das Kind allein an Stecknadeln — landesmundartlich „Gufen“ genannt — mehr als 100 Stücke ausgebrochen; zuweilen 10 oder gar 20 Stücke täglich.

Dieſes höchſt erſchreckliche Gufen-, Haften-, Nägel- und Drahtſtücke-Vomirungsmirakel konnte natürlich keine natürliche Urſache haben und bald war die Bewohnerſchaft von Glarus — „Meine gnädigen Herren und Oberen“, d. h. die höchſten Verwaltungs- und Juſtizbehörden, ſowie ſelbſtverſtändlich eine wohlehrwürdige Geiſtlichkeit inbegriffen — der einmüthigen und entſchiedenen Anſicht, die arme

Anne Marie ſei verhext; es könne gar nicht anders ſein. Kraft ſtillſchweigenden Uebereinkommens gebrauchte man aber das anrüchige Wort nicht, ſondern ſagte, das Kind ſei „verderbt“ — ein Euphemismus, welcher deutlich erkennen läßt, daß die Menſchen, wenn ſie ſich dem höheren oder niedrigeren Blödſinn in die Arme werfen, dies doch nicht thun, ohne ſich inſtinktartig vor dem geſunden Menſchenverſtand zu ſchämen. Freilich iſt es nicht minder gewiß, daß gerade dieſes Schamgefühl häufig zu einem heimlichen Sporn wird, welcher den Menſchen auf der einmal betretenen Bahn des Afterwitzes vorwärts ſtachelt. Du ſollſt nicht Recht haben! ſagt er trotzig zu dem Verſtand und begeht lieber eine Dummheit und Tollheit nach der anderen, als daß er der Stimme des helläugigen und nüchternen Mahners und Warners Gehör und Beachtung ſchenkte.

Alſo die neunjährige Anne Marie Tſchudi war verhext oder „verderbt“, das ſtand feſt. Aber wer hatte es der Kleinen „angethan“? Wer hatte mittelſt hölliſcher Praktiken dem armen Kinde Stecknadeln,

Nägel, Haften und Drahtstücke in den Magen gezaubert? Wer war die „Verderberin", zu deutsch: die Hexe? .... Antwort: — die Anna Göldi, gewesene Dienstmagd im tschudi'schen Hause, welches sie unter absonderlichen Umständen unlängst verlassen hatte.

2.

Die Hexe.

Anna Göldi, die letzte offizielle Hexe der Schweiz, war, aus der damals zürcherischen, jetzt zum St. Gallergebiet gehörenden Herrschaft Sax gebürtig, im Jahre 1776 als ein Mädchen von sehr „bestandenem" Alter — sie zählte nämlich 39 Sommer — bei einer angesehenen Familie im Flecken Glarus in Dienst getreten. Nachdem sie denselben vier Jahre lang zur Zufriedenheit ihrer Brotherrschaft gethan, verließ sie im September von 1780 dieses Haus und trat beim Doktor und Fünferrichter Tschudi als

Magd ein. Auch in dieſer Stellung hielt und führte ſie ſich tadellos. Wenigſtens hat weder der Herr Doktor noch die Frau Doktorin Tſchudi über das Verhalten ihrer Dienſtmagd als ſolcher irgend welche Klage vorgebracht. Während des ganzen bisherigen Aufenthalts der Göldi in Glarus war demnach ihr Leumund ein guter.

Allein dieſer gute Ruf ging in den Augen der Glarner vollſtändig zunichte, als man ſpäter einen Einblick in die Vergangenheit der Hexe gewann. Es war die Jugendgeſchichte eines blutarmen, von früh auf verwahrloſten Geſchöpfes, wie es ſolcher oder ähnlicher Geſchichten viele, unzählige gibt in dieſer unſerer vortrefflich eingerichteten Welt. Zwei Mal war der Anna das Weibliche begegnet, einem unehelichen Kinde das Leben geben zu müſſen. Das erſte Mal war dieſe Kataſtrophe ſogar mit Umſtänden verknüpft geweſen, welche einen ſo ſtarken Verdacht des Kindsmordes auf ſie warfen, daß ſie die Strafe des Prangerſtehens über ſich hatte ergehen laſſen müſſen. Das zweite Mal hatte ſie in Straßburg geboren, wohin ſie zu dieſem Behufe von ihrem

damaligen Brotherrn — Vater des Kindes — gesandt worden, dem Herrn Doktor Zwicki zu Mollis im Glarnerland, in dessen Hause Anna sechs Jahre lang gedient hatte. Indessen muß angemerkt werden: — man erfuhr zu Glarus diese mißlichen Umstände zu spät, als daß dieselben auf die Hexenprozedur einen Einfluß hätten üben können. Die „heilige Dummheit" besorgte demnach das Blutgeschäft ganz allein, ohne der Beihülfe schlechter Leumundszeugnisse zu bedürfen. . . .

Die Anna Göldi lebte im tschudi'schen Hause mit dem Herrn, der Frau und dem älteren Töchterlein Susanne in Frieden und Verträglichkeit. Dagegen herrschte zwischen der Magd und der „meisterlosen" jüngeren Tochter, der etwa neunjährigen Anne Miggeli (Zärtlichkeitsname für Marie), eine Art von kleinem Krieg, indem das verwöhnte Kind des Hauses der Anna allerhand Neckereien und Possen anthat und dafür von der Magd gelegentlich ein „Püffli" abbekam. Anne Miggeli war stets der angreifende Theil, aber diese Unart wurde, wie andere, von den Eltern dem Lieblingskinde straflos

nachgeſehen. Im Oktober von 1781 fand wiederum ſo ein Auftritt zwiſchen der Anna und dem Aennchen in der Küche ſtatt. Wenige Tage nachher erklärte die Kleine, ſie habe in ihrer Frühſtücksmilchtaſſe eine „Gufe“ gefunden.

Dieſes Phänomen wiederholte ſich in den folgenden Tagen noch mehrmals, und da es den zärtlichen Eltern nicht von ferne in den Sinn kam, daß der kindiſche Muthwille ihres „meiſterloſen“ Töchterleins dieſes Gufenſpiel treiben könnte, wurde die Magd zur Rede geſtellt. Sie gab „mit Lachen“ zur Antwort, ſie beſitze gar keine Stecknadeln, habe alſo auch keine in die Milch gethan. Als jedoch etliche Tage hernach wiederum eine Gufe, nicht in Aennchens Frühſtücksmilch zwar, aber in einem „Möckli“ Brod erſchien, wurde die Magd ſofort aus dem Dienſte weggeſchickt.

Die plötzlich obdachlos Gewordene ſuchte eine augenblickliche Unterkunft bei Bekannten im Flecken, bei dem alten Schloſſer Rudolf Steinmüller und ſeiner Frau. Dieſe riethen ihr, ſie möchte beim Herrn Amtslandammann Tſchudi und beim Herrn

Pfarrer Tschudi — (die schweizerischen Oligarchieen waren wahre Weichselzöpfe von Vetter- und Basenschaften, ganz ähnlich dem berüchtigten „Verwandtschaftshimmel“ des „Schreiberparadieses“ Altwürtemberg) — über die grundlose Anschuldigung, welche gegen sie erhoben worden, eine Beschwerde einlegen. Sie that so, fuhr aber übel damit. Der Bonze — die Frau Doktorin und Fünferrichterin Tschudi war seine Nichte — griff sogar nach seinem Meerrohr, um damit der Beschwerdeführerin geistlich zuzusprechen, und der Herr Landammann sagte ihr: „Thut Abbitte bei Eurem Herrn und dann machet, daß Ihr zum Flecken und zum Land hinauskommt!“

Das war natürlich weit mehr ein Befehl, als ein Rath. Allerdings setzte das Abbittethun ein Bekenntniß des Schuldigseins voraus; aber was sollte und wollte die arme Magd machen? Sie mußte in den sauren Apfel beißen, namentlich auch, um ihre Kleider und die 16 „Doublonen“ (Louisd'or), ihre Ersparnisse, welche sie ihrem bisherigen Dienstherrn „zum Aufheben“ gegeben, herauszubekommen. Sie leistete die Abbitte, erhielt ihre Sachen, gab das Geld — damit

es ihr nicht etwa von dem Herrn Landvogt ihrer heimatlichen Landſchaft, der „gar ein hungriger ſei“, unter irgend einem Vorwande weggenommen würde — dem Schloſſer Steinmüller in Verwahrung und verließ am 29. Oktober Flecken und Freiſtaat Glarus.

3.

Die Fahndung.

Achtzehn Tage nach der Abreiſe der Göldi begann die ſchon gemeldete Stecknadeln-, Haften-, Nägel- und Drahtſtücke-Brechruhr der kleinen Anne Marie Tſchudi und „böſerte“ es damit von Tag zu Tag bedenklicher und bedenklichſt. Dabei war es wunderbar — (oder vielmehr gar nicht wunderbar, brummt der alte, wohlerfahrene Herr, der geſunde Menſchenverſtand) — daß das abſonderliche Gepreſte mehr und mehr mit allerhand Beiwerk ſich garnirte, je mehr die kindliche Kranke der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit wurde.

Maßen aber jede Wirkung ihre Urſache haben muß, ſo vereinigten ſich die ſämmtlichen hoſenloſen und behof'ten Klatſchbaſen von Glarus zunächſt dahin, daß das „Gufenſpeien" der Kleinen auf jene angeblich durch die Anna Göldi in die Frühſtücksmilch gethanen Gufen zurückzuführen ſei. Zwar hatte früher weder Anne Miggeli ſelbſt, noch ſonſt Jemand behauptet, daß die Kleine eine jener Gufen verſchluckt habe, und ebenſowenig fiel es Jemand ein, die wunderſame Prozedur des Gufenſpeiens einmal einer genauen Unterſuchung zu unterziehen. Aber wozu mit ſolchen Nebendingen ſich befaſſen, wenn die Hauptſache ſo klar iſt? „Dä frömd Kog*) von Magd hat's gethan, was brauchen wir weiter Zeugniß?" Alſo werden ſich wohl „Meine gnädigen Herren und Oberen" mit dem Ding befaſſen müſſen, maleſizgerichtlich nämlich. Und richtig, das Protokoll des „evangeliſchen" Rathskollegiums vom 26. November 1781 beſagt, daß „gegen die Anna

*) Kog iſt das glarneriſche Nationalſchimpfwort, ganz entſprechend dem zürcheriſchen Kaib.

Göldi klagend angezeigt worden, sie habe der Anne Marie Tschudi zu verschiedenen Malen Gufen in der Milch zu essen gegeben," woraufhin M. G. H. u. O. den weisen Beschluß faßten, „dieser verruchten Dirne unverzüglich nachschlagen", d. h. auf sie fahnden zu lassen.

Kaum war dieser Rathschluß im Flecken bekannt geworden, als dem alten Schlossermeister Steinmüller seine Bekanntschaft mit der „verruchten Dirne" bedenklich vorkam, so bedenklich, daß er sich beeilte, alle Beziehungen zu derselben dadurch abzubrechen, daß er ihr mittelst des werdenberger Boten das ihm zum Aufbewahren übergebene Geld in ihre Heimat nachschickte, nebst „freundtlichem grautz", wie er sich in seinem glarnerischen Hochdeutsch ausdrückte. Am Schlusse seines Begleitschreibens ermahnte er die Adressatin noch beweglich: „Thaut Bauff! (thut Buße)".... Das Alles bewahrte aber den armen alten Mann nicht davor, daß an ihm in Erfüllung ging, was bei Hexenprozeduren nicht Ausnahme, sondern Regel: daß nämlich der Hexenwahn in einem gegebenen Falle nicht mit einem Opfer sich begnügte. Ist

es doch gar häufig geschehen, daß eine „Hexe“ mit oder wider Willen Dutzende, ja Hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes mit in's Verderben gerissen hat. Auch die letzte, auf deutschem Boden gerichtlich gemarterte und gemordete Hexe sollte ihre Todesbahn nicht allein gehen.

Es währte aber eine gute Weile, bis es gelang, die Unglückliche aufzugreifen. Mein Herr Doktor Zwicki in Mollis nämlich, welcher besorgen mochte, eine Prozessirung der Anna könnte unter Anderem auch zu Tage fördern, daß er ihr vor Zeiten ein allzu gütiger Dienstherr gewesen, hatte sie durch einen nächtlicher Weile über den Kerenzer Berg in's Werdenbergische entsandten vertrauten Mann warnen lassen. Die Gewarnte verließ sofort die Wohnung ihrer Schwester in Sax, wanderte das Rheinthal hinunter, über Rorschach nach St. Gallen, von da durch's Appenzellerland in's Toggenburg, wo sie in Degersheim einen Dienst fand. Da aber inzwischen „Läufer“ mit Steckbriefen von Glarus in's Land ausgegangen, wurde die Arme nach elf Wochen aufgespürt, aufgegriffen, an Glarus ausgeliefert

und daſelbſt am 21. Februar 1782 eingebracht und in den neuen Thurm geſetzt.

Die Delinquentin war alſo da. Es fragte ſich nun, vor welchem Forum ſie prozeſſirt werden ſollte. Denn im Kanton Glarus gab es damals und bis zum Jahre 1837 in Folge der paritätiſchen Verhältniſſe des Ländchens eine dreifache Verwaltung und Rechtspflege: — eine „geſönderte“ evangeliſche, eine „geſönderte“ katholiſche und eine „gemeine“ (gemeinſame). Das geeignetſte Forum für den obſchwebenden Handel wäre ohne Zweifel der „gemeine“ Rath geweſen. Aber, wie aus den Umſtänden erhellt, war der evangeliſche Rath zu jener Zeit ſo zuſammengeſetzt, daß er ſich für ein „Maleſizgericht“ im Sinne der guten alten frommen Zeit am beſten qualifizirte, und ſo wußte es mein Herr Doktor und Fünferrichter Tſchudi ſammt dem Weichſelzopf von tſchudiſcher Vetter- und Baſenſchaft dahin zu bringen, daß der „evangeliſche“ Rath den Prozeß an die Hand nahm. Damit war der Ausgang deſſelben ſchon deutlich angezeigt. Denn „Meine Gnädigen Herren und Oberen“ vom evan-

gelischen Rath waren im Teufels- und Hexenglauben stark wie Martin Luther und daher voll guten Willens, mittelst Opferung einer Hexe dem Reiche Satans Abbruch zu thun.

Die „öffentliche Meinung", in 99 Fällen bekanntlich allzeit dem Unsinn, und zwar leidenschaftlich, und, so es gut geht, vielleicht in einem hundertsten Falle der Vernunft, und zwar frostig, zugethan, — die öffentliche Meinung übte übrigens über die guten Glarner zu Ungunsten der „Hexe" einen solchen Terrorismus, daß selbst Männer, welche für aufgeklärt und wissenschaftlich gebildet mit Recht galten, demselben nicht zu trotzen wagten.

So auch Herr Doktor Marti, „unzweifelhaft der gebildetste Arzt des Kantons" und ein Mann „von freier Denkungsart", dessen Klugheit aber noch bedeutend größer als seine Bildung und sein Freisinn. Denn, mit der Untersuchung des „verderbten" Kindes und mit Begutachtung des absonderlichen Kasus amtlich betraut, wand er sich in seinem Berichte zwischen Sinn und Unsinn kläglich-klüglich hin und her, also beschließend: „Was aber die Art und

Weis, wie die Stecknadeln und Heftli und zwar erstere in so großer Anzahl dem Kinde beigebracht worden, betrifft, ist es in der That schwer zu begreiffen und wird Niemand erklären können, als die ungeheure Uebelthäterin selbst."

Also auch der begutachtende Arzt fühlte sich berufen, zum Voraus die Angeklagte als eine „ungeheure Uebelthäterin" zu kennzeichnen, d. h. zu verdammen. Ehrenhafter und pflichtgetreuer, aber freilich weniger der öffentlichen Meinung gemäß wäre es gewesen, wenn mein Herr Doktor Marti durch genaue und schlaue Beobachtung der „verderbten" Anne Miggeli dahinter zu kommen gesucht hätte, wie es sich mit den Krämpfen, Gichtern und Visionen des Kindes eigentlich verhielt, und insbesondere mit dem Gufenspeien. Es liegen nur zwei Zeugnisse von Personen vor, welche es überhaupt der Mühe werth gehalten haben, das Gufenwunder etwas näher anzusehen, und diese beiden Zeugnisse lauten so, daß jeder Nichtherengläubige zu der entschiedenen Ansicht kommen muß, die neunjährige Anne Marie müsse ein gar nicht gewöhnliches Talent für Taschen-

spielerei gehabt haben und hätte, bei weiterer Ausbildung desselben, auf Jahrmärkten als Messerverschluckerin und Feuerspeierin leicht ihr Brot verdienen können. In ganz Glarus scheint nicht einem einzigen Menschen auch nur entfernt der Gedanke einer Möglichkeit aufgegangen zu sein, daß ein zwar nicht verhextes, aber allerdings „verderbtes" Kind mit einer ganzen Bevölkerung seinen koboldischen Muthwillen treiben könnte.

4.

„Gewaltthätige Kunstkraft."

Am 21. März hatte die Hexe ihr erstes förmliches Verhör zu bestehen, vor der von „Meinen Gnädigen Herren und Oberen" bestellten Untersuchungskommission, und die Prozedur nahm dann ihren regelrechten Fortgang. Aber bevor das geschah, spielte sich noch eine eigenthümliche Episode dieses Hexenhandels ab.

Mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi erschien nämlich vor der Untersuchungskommission und stellte vor, „er habe gehört, daß dergleichen bösen Leut' das von ihnen Verderbte wieder gut machen können; dahero er so dringend als möglich bitte, bei der Göldi auf gütliche Weise zu vernehmen, ob sie das Kind nicht wieder zu seiner ehevorigen Gesundheit bringen könne." Man fand den Wunsch billig und beauftragte den Landwaibel und Gefängnißwärter, die Hexe in der angegebenen Richtung zu bearbeiten. Dies geschah, jedoch anfänglich ohne Erfolg; denn, sagte die Gefangene, „was sollte ich dem Kinde helfen können? Ich habe ihm ja auch Nichts zu Leide gethan." Ein ganz richtiger Instinkt rieth der Unglücklichen, auf das an sie gestellte Ansinnen nicht einzugehen. Sie fühlte dunkel, daß, wenn sie als Heilerin sich versuchte, sie damit zugleich als „Verderberin" sich bekennen würde. Aber man ließ ihr keine Ruhe, man suchte gleichermaßen die Furcht wie die Hoffnung in ihr aufzuregen, indem der Landwaibel ihr bald drohte, sie werde, wenn sie sich weigerte, „mit dem Scharfrichter angegriffen

werden", bald ſie vertröſtete, ſie werde, ſo ſie nachgäbe, „dann zumalen bälder entledigt werden". Die Arme gab nach. „Bringt in Gottes Namen das Kind", ſagte ſie. „Ich will mit der Hülfe Gottes und dem Beiſtand des heiligen Geiſtes verſuchen, ihm zu helfen." Dann fügte ſie ſchwer aufſeufzend hinzu: „Oh, was für ein unglücklich Menſch bin ich!"

Noch am Abend deſſelben Tages wurde das kranke Kind auf's Rathhaus gebracht, allwo in der Rathſtube die Hexe ihre Heilkünſte in Anwendung bringen ſollte. Insbeſondere an dem linken Bein Anne-Miggeli's, welches angeblich kürzer geworden als das rechte. „Komm in Gottes Namen! Wenn ich ſchon bei den Leuten ein Her ſein muß, ſo will ich Dir doch helfen und Dir nichts Böſes thun." Mit dieſen Worten begann die Göldi ihre Manipulationen, d. h. ihr Streicheln, Kneten und Strecken des kranken Beins. Dieſes Experiment wurde zu wiederholten Malen gemacht und, ſiehe, Anne-Miggeli's linkes Bein war wieder ſo lang und geſund wie das rechte. Aber noch „grimmte" es die Pa-

tientin im Leibe, weßwegen die Hexe ein Larirmittel verordnete, wozu der Vater Miggeli's die Ingredienzien lieferte. Das trieb die letzte Gufe von dem Kinde und, siehe, dasselbe war jetzt wieder so ganz gesund und frisch und hellauf, wie es vordem nur jemals gewesen.

Männiglich und Weibiglich zu Glarus schlug die Hände über den Köpfen zusammen ob dieser „unbegreiflich gelungenen" Heilung, ob dieser „so gewaltthätigen Kunstkraft" der Anna Göldi. Die Hexe hatte das arme Kind enthext, nachdem sie es behext hatte, kein Zweifel! Se. Ehrwürden, Pfarrherr Tschudi legte den Knopf seines geistlichen Meerrohrs tiefsinnig an die Nase und gab das Orakel von sich: — „Eine so gewaltthätige Kunstkraft kann nur vom Teufel sein. Anathema sit! Sie ist eine Hexe, sie muß eine Hexe sein. Nur Unchristen und Atheisten könnten das bezweifeln. Dixi et salvavi animam meam"..... Es gab dazumal in Glarus weder Unchristen noch Atheisten, nicht einmal, wenn mir recht ist, Freimaurer, und demnach war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß „dä frömd Kog" eine

ſchandbare und überwieſene Hexe. Die heilige Dummheit fragte natürlich nicht danach, daß Gemüthsart und Gebaren der Angeklagten ganz und gar nichts Hexenhaftes hatten, ja daß ſogar die Herren von der Unterſuchungskommiſſion ſich nicht entbrechen konnten, an einer Stelle der Akten anzuerkennen, daß die Anna Göldi eine „geſchlachte (ſanftmüthige) und ehrliche“ Perſon. „Thut Nichts; ſie wird verbrannt!“

5.

Das zauberiſche „Leckerli“.

Es kam aber Methode in den Unſinn; denn bekanntlich iſt es einer der vielen Vorzüge, welchen die germaniſche Raſſe vor der romaniſchen voraus hat, daß ſie allen höheren und tieferen Blödſinn mit methodiſcher Gründlichkeit und ſyſtematiſcher Grandezza traktirt und agirt. Dieſe chriſtlich-germaniſche Tugend erregte in etlichen Glarnern und Glarnerin-

nen etwelche Skrupel, ob wohl die „geſchlachte und ehrliche“ Anna Göldi an der Anne-Miggeli das Höllenwerk allein oder aber mit Beihülfe eines Zweiten oder Dritten vollbracht habe. Und wer wohl könnte ihr ruchloſer Beiſtänder und Bruder in Belzebub ſein? Hm, ſie hatte ja im abgelegenen Hauſe des alten Steinmüller „auf der Abläſch draußen“ verkehrt, hatte demſelben, als ſie aus Glarus entwichen, Geld zum Aufbewahren gegeben, und er hatte ihr mit einem verdächtigen Briefe, welcher aufgefangen worden und zu den Akten gekommen war, dieſes Geld „nebſt freundtlichem grautz“ nachgeſchickt. Der Ruodi Steinmüller war auch ſo ein „eigener“ Menſch geweſen, ſo ein „Pröbler“ und halber „G'ſtudirter“, der ſeinen Kopf in die Bücher ſteckte, wo immer er konnte, und ſich allzeit zugeknöpft und verſchloſſen bei Seite gehalten hatte. Unheimelig das!... „Ich will nüt g'ſchwätzt han, Herr Vetter, währli nei, gar nüt; aber der alt' Ruodi uff der Abläſch iſt ſyn Lebtag ein aparter Ma gſi und, hm, Ihr wüßet ſchon, Herr Vetter“.... „Jo fryli, Frau Baſ'. Auch ich will

Niemand verschänden, währli nei; aber daß der alt' meineid' Kog, der Ruodi, mit der Hex', der Göldi, causam communem g'machet hat, wie der Lateiner sagt, ist sicher."

Derlei Dialoge, wie sie wohl auch im tschudi'schen Hause gehalten wurden, trugen ihre Früchte und zwar dann, als der malefizgerichtliche Scharfsinn mit der Frage sich herumquälte, in welcher Weise die Hexe die Stecknadeln, Haften, Drahtstücke und Nägel dem armen Kinde in den Leib gehext habe. Glücklicher Weise mußten sich „Meine Gnädigen Herren und Oberen" nicht allzu lange darob die Köpfe zerbrechen. Denn Anne-Miggeli war so gefällig, auf eindringliches Befragen die Auskunft zu geben, daß die Behexung mittelst eines „Leckerli" (Lebkuchen) geschehen sei und zwar in Gegenwart des Ruodi Steinmüller. „Heureka!"

Diese seine Angabe formulirte das „nun Gottlob wieder völlig restituirte Töchterli" des Herrn Doktor Tschudi vor der Untersuchungskommission also: — „An einem Sonntag unter Tags ist in der Magdenkammer der Ruodi Steinmüller bei der Anna auf

dem Bett geſeſſen und Einer iſt am Boden umengehapet (herumgekrochen), der weder Arm noch Bein gehabt." — (Se. hölliſche Majeſtät machte alſo hier in einer neuen und eigenthümlichen Geſtalt höchſtihre Aufwartung.) — „Da hat mir die Anna aus einem Häfeli ein überzuckertes Leckerli gegeben, das ich in der Kammer eſſen mußte, wo die Anna ſagte, ich ſollte dem Vater und der Mama Nichts davon ſagen."

Da haben wir's! Alſo aus einem zauberiſchen Lebkuchen waren im Leibe des unglücklichen Kindes alle die Gufen, Nägel u. ſ. w. erwachſen? Schrecklich! Und der Steinmüller war alſo auch dabei geweſen? Schrecklicher! Und der Gottſeibeiuns war während der Vollbringung des Leckerli-Zaubers leibhaftig am Boden „umengehapet"? Am ſchrecklichſten!

So verfinſtert waren Gehirn und Gewiſſen „Meiner Gnädigen Herren und Oberen", wie überhaupt der guten Glarner und Glarnerinnen, daß die ungeheuerliche Lüge des Kindes nicht den leiſeſten Zweifel erregt zu haben ſcheint. Noch mehr, die

arme Angeklagte selber wurde durch die Aussage Miggeli's in eine Gemüthsverwirrung geworfen, von welcher befangen sie zeitweilig die kindlich-blödsinnige Dichtung des Kindes für Wahrheit und Wirklichkeit hielt. Es kam ja, wie bekannt, in zahllosen Hexenprozeduren Aehnliches vor: — die armen Opfer, durch die über sie verhängte Verfolgung zur Verzweiflung getrieben, glaubten zuletzt selber an alle die unmöglichen Verbrechen, welche man ihnen schuldgab.

Schon in den ersten „gütlichen" Verhören gestand die Angeklagte Alles, was man von ihr gestanden haben wollte: die ganze Leckerli-Zauberei, „wie es das Kind gesagt habe", fügte sie ausdrücklich hinzu. Auf die Frage: „Woher sie das zauberische Leckerli gehabt?" schwieg sie hartnäckig eine ganze Stunde lang. Dann, auf wiederholtes Andringen, sagte sie unter heftigem Jammern: „Vom Ruodi Steinmüller". Im Protokoll heißt es hiebei: — „Das Amt frägt, man gewahre an ihr, daß sie immer so staune; ob sie etwa dem Steinmüller mit ihrer Angabe Unrecht thue? worauf sie antwortet,

ſie wiſſe nicht, was ſie thue.“ Dann widerrief ſie noch in demſelben Verhör ihre den Steinmüller belaſtende Ausſage. „Aber wer ſonſt hat Euch das Leckerli gegeben?“ Ganz außer ſich ſchrie ſie zuletzt: „Der Teufel hat es mir gegeben!“ Das Amt faßte dieſen Unſinn begierig auf. „In welcher Geſtalt iſt er Euch erſchienen?“ „In einer leiden (garſtigen) Geſtalt.“

6.

Auf der Folter.

Der Hexe alſo war man ſicher. Es galt jetzt, auch des Hexenmeiſters ſich zu verſichern. Am 29. März wurde daher der alte Rudolf Steinmüller in Haft gebracht; allein der Greis war ein zäher Glarner und ließ ſich nicht ſobald herbei, durch Zugeſtändniß des ihm ſchuldgegebenen Afterwahns ſein eigenes Todesurtheil zu ſprechen. Mit der Hexe konfrontirt, ſtellte er die Ausſagen derſelben feſt und entſchieden in Abrede. Sie dagegen, nun einmal

ſchon vom Geiſte der Lüge beſeſſen — wenn auch im anderen Sinne — beharrte bei ihren Angaben und Beide gaben die Erklärung ab, daß ſie bereit ſeien, ihre Ausſagen „am Folter zu erhärten.“

Meine Gnädigen Herren und Oberen ſäumten denn auch nicht, dieſes unfehlbare Beweismittel in Anwendung zu bringen und beriefen zu dieſem Zwecke den Scharfrichter von Wyl, Meiſter Volmar, welcher am 4. April in Glarus eintraf und zunächſt durch ſeine bloße Anweſenheit im ſogenannten Schreckverhör („Terriz-Examen“) in Wirkſamkeit trat. Im zweiten Terriz-Examen nahm die Göldi alles gegen Steinmüller Ausgeſagte zurück und bat den Angeſchuldigten unter Thränen um Verzeihung. „Aber“ — fragten die Richter — „warum haſt du den Steinmüller beſchuldigt?“ — „Weil das Kind es geſagt hat, daß der Steinmüller und noch Einer dabei geweſen ſei.“ — „Und wie iſt es denn bei der Verderbniß des Kindes zugegangen?“ — Nach langem „Staunen“ die Göldi: „Der bös Geiſt hat es gethan.“ — „Haſt du denn ein Verſtändtnuß oder Bund ſchriftlich oder mündlich mit dem böſen

Geist? Sag' es! Die Obrigkeit, die an Gottes Statt sitzet, kann dir von solcher bösen Verbindung wiederum helfen." Die Angeklagte verneint das Teufelsbündniß entschieden; aber am folgenden Tage, im dritten Schreckverhör, ist sie schon so mürbe geworden, daß sie bekennt, zwei Tage, nachdem sie mit der kleinen Anne Marie einen Streit gehabt, sei der Teufel in Gestalt eines „wüsten schwarzen Thiers" zu ihr in die Küche gekommen und habe „mit den Klauen" röthlichgelben Wurmsamen und weißes Gift, in ein Papier eingewickelt, ihr überreicht, und diese Substanzen habe sie in einem angefeuchteten Stücke Brot dem Kinde zu essen gegeben.

Bei dieser Angabe blieb die Hexe, als sie am 11. April zum ersten Mal der Folterung unterworfen ward. Die Folterart war der sogenannte „Zug", auch Expansion oder Elevation geheißen, wobei die Gemarterte, mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft schwebend, durch eine an der Decke der Folterkammer befestigte Rolle in die Höhe gezogen wurde, und zwar mit an ihre Füße gehängten

Steinen, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe ſtanden — „ad majorem Dei gloriam.“

Die Herren Maleſizrichter vernahmen mit Befriedigung das Bekenntniß der gemarterten Hexe, daß dieſe in direktem Verkehr mit dem Teufel geſtanden und von Sr. hölliſchen Majeſtät ſelber das verderbliche Zaubermittel empfangen habe. Aber das „nun Gottlob wieder völlig reſtituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tſchudi machte ihnen einen Strich durch dieſes mittels der Folter glücklich gewonnene Reſultat, indem das Kind ſtandhaft dabei verblieb, es ſei nicht mittelſt eines angefeuchteten „Möckli“ Brotes verderbt worden, ſondern mittels eines im Beiſein des Ruodi Steinmüller von der Anna Göldi erhaltenen „Leckerli's“. Quer das! Aber der Anne-Miggeli, ſo angeſehener Leute Kind, welche mit „Meinen gnädigen Herren und Oberen“ vielfachſt verſippt waren, war natürlich unbedingt zu glauben und ſo mußte man den „frömden Kog“ von Hexe ſchärfer mit der Tortur angreifen, um ihre Bekennt-

Geiſt? Sag' es! Die Obrigkeit, die an Gottes Statt ſitzet, kann dir von ſolcher böſen Verbindung wiederum helfen." Die Angeklagte verneint das Teufelsbündniß entſchieden; aber am folgenden Tage, im dritten Schreckverhör, iſt ſie ſchon ſo mürbe geworden, daß ſie bekennt, zwei Tage, nachdem ſie mit der kleinen Anne Marie einen Streit gehabt, ſei der Teufel in Geſtalt eines „wüſten ſchwarzen Thiers" zu ihr in die Küche gekommen und habe „mit den Klauen" röthlichgelben Wurmſamen und weißes Gift, in ein Papier eingewickelt, ihr überreicht, und dieſe Subſtanzen habe ſie in einem angefeuchteten Stücke Brot dem Kinde zu eſſen gegeben.

Bei dieſer Angabe blieb die Hexe, als ſie am 11. April zum erſten Mal der Folterung unterworfen ward. Die Folterart war der ſogenannte „Zug", auch Expanſion oder Elevation geheißen, wobei die Gemarterte, mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft ſchwebend, durch eine an der Decke der Folterkammer befeſtigte Rolle in die Höhe gezogen wurde, und zwar mit an ihre Füße gehängten

Steinen, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe ſtanden — „ad majorem Dei gloriam.“

Die Herren Maleſizrichter vernahmen mit Befriedigung das Bekenntniß der gemarterten Hexe, daß dieſe in direktem Verkehr mit dem Teufel geſtanden und von Sr. hölliſchen Majeſtät ſelber das verderbliche Zaubermittel empfangen habe. Aber das „nun Gottlob wieder völlig reſtituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tſchudi machte ihnen einen Strich durch dieſes mittels der Folter glücklich gewonnene Reſultat, indem das Kind ſtandhaft dabei verblieb, es ſei nicht mittelſt eines angefeuchteten „Möckli“ Brotes verderbt worden, ſondern mittels eines im Beiſein des Ruodi Steinmüller von der Anna Göldi erhaltenen „Leckerli's“. Quer das! Aber der Anne-Miggeli, ſo angeſehener Leute Kind, welche mit „Meinen gnädigen Herren und Oberen“ vielfachſt verſippt waren, war natürlich unbedingt zu glauben und ſo mußte man den „frömden Kog“ von Here ſchärfer mit der Tortur angreifen, um ihre Bekennt-

niſſe mit der Angabe von Tſchudi's Töchterli in Einklang zu bringen.

Deßhalb wurde die Unglückliche am 13. April zum zweiten Mal gefoltert und, ſiehe da, das Ergebniß dieſer „ungütlichen“ Befragung war ganz das gewünſchte. Denn das Opfer, glücklich in den Zuſtand der Unzurechnungsfähigkeit, ja des Wahnſinns hineingemartert, ſagte zu Allem, was man fragte, Ja und Amen; alſo auch dazu, daß ſie das Kind mit einem vom Steinmüller erhaltenen Leckerli in deſſen Beiſein verhext habe. Die wohlweiſen Richter wollten aber ganz ſicher gehen und verordneten daher der Hexe den dritten und qualvollſten Foltergrad. Sie erlitt denſelben am 8. Mai, „wo — beſagt das Protokoll — die Delinquentin mit dem Gewichtſteine hart aufgezogen, lang hängend gelaſſen und bei den Hauptfragen immer ſtark gezuckt (d. h. auf- und abgeſchnellt), ja überhaupt auf das Allerſchärfſte gepeinigt worden“. Am Schluſſe dieſes „ungütlichen“ Verhörs hat dann das Protokoll die Bemerkung: „Endlich iſt die Göldi entlaſſen, matt und hart zugerichtet, und wieder in den

neuen Thurm gethan worden.“ Selbſtverſtändlich hatte ſie alle ihre Angaben ſchließlich noch einmal „am Folter erhärtet.“

Dadurch war der unglückliche Steinmüller wieder arg belaſtet worden und die Reihe, „ſcharf angegriffen“ zu werden, kam jetzt an ihn. Indeſſen konnte die Quälerei des Angeſchuldigten nur bis zur Drohung mit der Folter, nicht bis zur Anwendung derſelben getrieben werden. Der arme alte Mann, zur Verzweiflung gebracht, an der Welt und an ſich ſelbſt irre geworden durch das Zureden ſeiner Verwandten und durch die Drohungen ſeiner Richter, geſtand, nachdem er lange ſtandhaft die verrückte gegen ihn erhobene Beſchuldigung abgewieſen, dieſelbe zu, beſchrieb ſogar im Delirium der Angſt, wie und aus welchen Subſtanzen (Stahlſpähne, Eiweiß, Gips, Honig, Vitriol, „Galizenſteinwaſſer“, „Gold-Vernies“ u. ſ. w. im Blödſinn) er das Zauber-Leckerli bereitet habe, widerrief dann ſein tolles Geſtändniß wieder völlig und entſchieden, ließ ſich hierauf abermals „mürbe“ machen und endigte damit, daß er ſich der Gewalt ſeiner lieben Mitmenſchen-Beſtien

entzog. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai erhenkte er sich in seinem Kerker. Was aber dem Lebenden nicht angethan worden, mußte wenigstens dem Todten widerfahren. Der Leichnam wurde dem Henker übergeben und von diesem zum Hochgericht gekarrt. Dort wurde dem Todten die rechte Hand abgehauen, um an den Galgen genagelt zu werden, unter welchem man den Körper verscharrte. Das Vermögen des Hexenmeisters wurde natürlich von Rechtswegen konfiszirt, wie denn auch dieser Hexenprozeß, gleich so vielen anderen, ein recht einträgliches „Geschäft" gewesen ist. In Folge der Einziehung von Steinmüllers Vermögen, sowie der Konfiskation der 16 Doublonen der Hexe, ferner einer dem Doktor Zwicki in Mollis zuerkannten Buße von 200 Kronenthalern und einer weiteren im Betrage von 100 Kronenthalern der Wittwe Steinmüllers auferlegten, hatte nämlich nach Abzug sämmtlicher Prozeßkosten der „protestantische Landessäckel" von Glarus einen reinen Profit von 754 Gulden.

7.

Fiat justitia!

Am 24. Mai erklärten „Meine Gnädigen Herren und Oberen vom evangelischen Rath“ den Handel für reif („matur“) und die Urtheilsfällung mußte demnach erfolgen.

Nun scheint aber doch die Vernunft in das enge Felsenthal von Glarus einen obzwar nur dünnen Lichtstral hineingeworfen zu haben und scheint dieser Lichtstral auch durch das Schlüsselloch des evangelischen Rathsals geschlüpft zu sein. Denn unter den Mitgliedern des Malefizgerichtes tauchten Bedenken auf gegen die Fällung eines Todesurtheils. Insbesondere soll — die Akten sind hier sehr lückenhaft und wahrscheinlich nachmals absichtlich lückenhaft gemacht worden — der Herr „Landschreiber“ der Meinung gewesen sein, die Göldi am Leben zu lassen. Aber er drang damit nicht durch, weil ein anderer Einfluß, nämlich der des offenbar ganz schafköpfigen und äußerst rachsüchtigen Herrn Doktor Tschudi, mächtiger war als der seinige.

entzog. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai erhenkte er sich in seinem Kerker. Was aber dem Lebenden nicht angethan worden, mußte wenigstens dem Todten widerfahren. Der Leichnam wurde dem Henker übergeben und von diesem zum Hochgericht gekarrt. Dort wurde dem Todten die rechte Hand abgehauen, um an den Galgen genagelt zu werden, unter welchem man den Körper verscharrte. Das Vermögen des Hexenmeisters wurde natürlich von Rechtswegen konfiszirt, wie denn auch dieser Hexenprozeß, gleich so vielen anderen, ein recht einträgliches „Geschäft" gewesen ist. In Folge der Einziehung von Steinmüllers Vermögen, sowie der Konfiskation der 16 Doublonen der Hexe, ferner einer dem Doktor Zwicki in Mollis zuerkannten Buße von 200 Kronenthalern und einer weiteren im Betrage von 100 Kronenthalern der Wittwe Steinmüllers auferlegten, hatte nämlich nach Abzug sämmtlicher Prozeßkosten der „protestantische Landessäckel" von Glarus einen reinen Profit von 754 Gulden.

7.

Fiat justitia!

Am 24. Mai erklärten „Meine Gnädigen Herren und Oberen vom evangeliſchen Rath“ den Handel für reif („matur“) und die Urtheilsfällung mußte demnach erfolgen.

Nun ſcheint aber doch die Vernunft in das enge Felſenthal von Glarus einen obzwar nur dünnen Lichtſtral hineingeworfen zu haben und ſcheint dieſer Lichtſtral auch durch das Schlüſſelloch des evangeliſchen Rathſals geſchlüpft zu ſein. Denn unter den Mitgliedern des Maleſizgerichtes tauchten Bedenken auf gegen die Fällung eines Todesurtheils. Insbeſondere ſoll — die Akten ſind hier ſehr lückenhaft und wahrſcheinlich nachmals abſichtlich lückenhaft gemacht worden — der Herr „Landſchreiber“ der Meinung geweſen ſein, die Göldi am Leben zu laſſen. Aber er drang damit nicht durch, weil ein anderer Einfluß, nämlich der des offenbar ganz ſchafköpfigen und äußerſt rachſüchtigen Herrn Doktor Tſchudi, mächtiger war als der ſeinige.

Also wurde denn dem schmachvoll anachronistischen Werke des Unsinns und der Leidenschaft, hervorgerufen durch die Bosheit eines verzogenen Kindes, die Krone aufgesetzt und am 16. Juni „laut unserer Malefizgerichts-Ordnung“ gegen die Hexe Anna Göldi die Sentenz gefällt, daß sie „durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet und ihr Körper unter dem Galgen vergraben werden, auch ihr in hier habendes Vermögen konfiszirt sein solle.“

Das Urtheil ist übrigens in wunderlich gewundener Sprache verfaßt. Man glaubt bei Lesung dieses Aktenstückes mit anzusehen, wie der Herr Landschreiber, welcher dasselbe zu redigiren hatte, sich drehte und wand, um die Ehre seines Landes nach Menschenmöglichkeit zu decken. Deßhalb kommen die Worte Hexe und Hexerei in dem Urtheile gar nicht vor. Die Göldi wird vielmehr nur ganz allgemein als „Uebelthäterin“ bezeichnet, weiterhin als eine „Vergifterin“ und ihre angebliche Verschuldung als eine „Gräuelthat gegen das Töchterli des Herrn Dr. Tschudi.“

Am 18. Juni 1782 fiel unter dem Galgen auf

dem „Spielhof“ das Haupt der Anna Göldi unter dem Richtschwert.

Die Akten schweigen gänzlich über das Verhalten des Opfers bei der Urtheilsfällung und Ermordung. Es existirt nur die Ueberlieferung, daß Bonze Tschudi, welcher die Delinquentin „auszutrösten“ hatte, geäußert habe, sie sei als „reumüthige und bußfertige Sünderin“ gestorben. Das will eben nur sagen, daß die Unglückliche, an Leib und Seele gebrochen, die geistliche „Auströstung“ in stumpfer Willenlosigkeit über sich ergehen ließ und gleich so vielen Hunderten und Tausenden von „Heren“ vor ihr den Tod als den Heiland willkommen hieß, der sie von einem qualvollen Dasein und von ihren lieben Mitchristen erlöste.

Als es zu spät, erwachten Gewissen und Scham unter den Verfolgern und Mördern der beiden Opfer. Ein Wohldiener „Meiner Gnädigen Herren und Oberen“ erbat sich von denselben die Erlaubniß, „die Prozeßakten zur Ehre der Obrigkeit in Druck zu befördern.“ Allein man fand für gut, sich diese „Ehre“ zu verbitten; denn der Schrei der Entrüstung

über den Göldi-Handel — Schlözer brandmarkte denſelben in ſeinen Staatsanzeigen mit dem neuen Wort „Juſtizmord“ — welcher in der ganzen geſitteten Welt wach geworden, hatte inzwiſchen auch an den Felswänden des Glärniſch Widerhall gefunden. Die Glarner von heute aber gäben ſicherlich Etwas darum, daß ihr Land nicht der traurigen Berühmtheit genöſſe, die Stätte zu ſein, auf welcher innerhalb der Gränzen des deutſchen Sprachgebietes die letzte Hexe gerichtet und hingerichtet worden iſt.

Das Räthsel des Tempels.

1.

Der Tempel.

Kein Zweifel, Paris iſt jetzt die ſchönſte Stadt des Erdballs. Aber freilich, die Franzoſen haben es ſich auch Etwas koſten laſſen, die alte Kothſtadt zur modernen Glanzſtadt umzuwandeln: — nur ſeit 1852 iſt von Stadt- und Staatswegen nahezu eine Milliarde auf die Vergrößerung, Vergeſundlichung und Verſchönerung von Neu-Babylon verwandt worden. La Belle France erweiſ't ſich ſtets als eine Kröſa, ſo es um Befriedigung der Nationaleitelkeit ſich handelt. Die Verſchwendung, womit die uralte und ewigjunge Kokette ihren Empfangſalon Paris ausſchmückt, hat übrigens auch etwas Großartiges. Die partikulariſtiſche Neidhammelei, Philiſterei und

Schäbigkeit der Deutſchen würden es ſicherlich nie dazu bringen, für den Glanz ihrer Hauptſtadt — falls ſie nämlich eine hätten — ſo koloſſale Opfer zu bringen.

Ja, die ehemalige Lutetia iſt jetzo das Prachtjuwel der Städte. Welche Verwandlungen dieſer Weltgeſchichtebühne binnen hundert, binnen fünfzig, binnen zwanzig, binnen zehn Jahren! Wenn heute ein Pariſer aus den Tagen des vierzehnten Ludwigs oder des vierten Heinrichs oder gar einer aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert wiederkäme, er würde nur noch die Seine als dieſelbe vorfinden, vorausgeſetzt, daß er den Strom in Geſtalt ſeiner dermaligen Eindämmung und Ueberbrückung wieder erkennen würde.

Und was Alles hat dieſe Stadt erlebt, ſeit ſie aus der Reſidenz Julians des Abtrünnigen die Reſidenz Napoleons des Dritten geworden iſt! Ein Gang durch Paris iſt eine Wanderung durch die Geſchichte Frankreichs; noch mehr, auch eine Wanderung durch die moderne Geſchichte Europa's. Die Herren Franzoſenfreſſer mögen noch ſo grimmige Grimaſſen

schneiden, es bleibt doch eine Thatsache: das Herz des menschheitlichen Organismus pulsirt seit 1789 in Paris. Dort hebt der Hammer zum Schlage aus, wann wieder eine Weltstunde um ist. Die Despotenknechte von 1792 waren darum keineswegs so dumm, wie sie aussahen, als sie in dem „Manifest des Herzogs von Braunschweig" alles Ernstes die Forderung aufstellten, daß Paris vom Erdboden weggetilgt werden sollte. Der Instinkt des Hasses und der Furcht sagte ihnen, daß der Hahn der Freiheit dort immer wieder die Flügel schütteln und sein Auferstehungs-Kikeriki in die Welt schmettern würde. Aber jetzo — sagen händereibend die Lohnschreiber, Lakaien und Sbirren des Despotismus — jetzo ist endlich dem dreimal vermaledeiten Thiere der Hals napoleonisch umgedreht. Heuchler ihr! Die Angstfurche auf euren Stirnen verräth euch. Bei Tag und bei Nacht raunt das böse Gewissen euch in die Ohren: „Der Hahnschrei wird doch wieder erschallen, wann es Zeit!"

Denn Alles hat seine Zeit und so hatte die ihrige auch jene mittelalterliche Glaubensbegeisterung,

welche Hunderttauſende und wieder Hunderttauſende zur Eroberung und Behauptung des „heiligen Grabes“ aus dem Abendlande nach Paläſtina trieb, damit ſie dort mehr oder weniger jämmerlich umkämen. Andere Hunderttauſende, welche daheim blieben, entäußerten ſich wenigſtens großentheils oder auch ganz ihrer Habe zu Gunſten der Kämpfer für das heilige Grab und ſo kam es, daß insbeſondere die geiſtlichen Ritterorden, welche zu dem genannten Zwecke in Paläſtina entſtanden waren, zu großem Reichthum, Glanz und Anſehen gelangten. Den übrigen zwei, den Hoſpitalitern und Deutſchherren, weit voran ſtand der dritte, die Templer oder Tempelherren (templarii oder milites, fratres, commilitones templi), ſo geheißen, weil der erſte Sitz des Ordens ein an den ſogenannten ſalomoniſchen Tempel in Jeruſalem ſtoßendes Gebäude war. Im Jahre 1118 geſtiftet, war die Templerſchaft ſchon dreißig Jahre ſpäter eine reiche und mächtige Korporation und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts beſaß der Orden nicht nur in der Levante, ſondern auch und weit mehr noch in ſämmtlichen katholiſchen

Ländern Europa's eine Menge von Tempelhöfen, Balleyen, Komthureien und Präceptoreien, einen Besitz an Häusern, Burgen, Land und Leuten, wie er so ausgedehnt und stattlich keinem Fürsten der Christenheit als Domaine zu eigen war. Den meisten Reichthum und größten Glanz hatte jedoch die Templerei in Frankreich erworben, wo der „Tempel" in oder vielmehr bei Paris für den eigentlichen Mittelpunkt des Gesammtordenslebens galt.

Von der Place de la Concorde zieht sich in einem grandiosen Bogen bis zur Place de la Bastille die Reihenfolge von Prachtstraßen hin, welche unter dem Namen der Boulevards bekannt sind. Bei der Porte St. Martin wendet sich dieser unvergleichliche Bogen in ziemlich scharf südöstlicher Schwingung dem Bastilleplatze zu und zwar zunächst unter dem Namen „Boulevard du Temple". Hier stand zur Zeit der ersten französischen Revolution ein jetzt verschwundenes, d. h. völlig umgebautes Stadtquartier, dessen Mittelpunkt die alte, im Sinne des Mittelalters mächtige und prächtige Ordensburg „der Tempel" gewesen ist. Die Anfänge der Erbauung

dieſes Schloſſes, welches die Schlöſſer der gleichzeitigen franzöſiſchen Könige an Räumlichkeit, Stärke und Pracht weit übertraf, fielen in die Regierungszeit Ludwigs des Siebenten, welcher den Templern einen damals außerhalb der Stadtmauer gelegenen Bauplatz geſchenkt hatte, ein ſumpfiges Stück Feld vor dem Stadtthor St. Antoine. Mit derſelben Raſchheit des Aufſchwungs, welche die ganze Templerei kennzeichnete, ſtieg aus dieſem Sumpffeld der „Tempel“ empor, mit ſeinen Mauern, Bollwerken, Gräben und Thürmen eine beträchtliche Bodenfläche bedeckend oder umfaſſend. Die Burg war der Sitz des Großpräceptors von Francien, welcher Ordensbeamte dem Anſehen nach der dem Großmeiſter zunächſt ſtehende geweſen iſt, und hier wurden auch die großen Generalkapitel der ſämmtlichen dieſſeits der Alpen angeſeſſenen Templerſchaft abgehalten, während welcher Verſammlungen der Tempel häufig vielen Hunderten von Tempelherren und dienenden Brüdern („Servienten“) zur Herberge diente. Das Hauptgebäude der Ordensburg, der gewaltige viereckige Thurm, wurde erſt im Jahre

1306 durch den Großpräceptor Jean-le-Turc vollendet.

Kaum war der Thurm vollendet, als König Philipp der Schöne, gegen welchen um seiner ewigen Steuererhebungen und Falschmünzereien willen die Bürger von Paris in Waffen sich erhoben hatten, darin eine Zuflucht fand. Die Templer schützten ihn und versöhnten ihm auch mittels ihres großen Einflusses die aufständischen Pariser. Der König stattete in seiner Weise den pflichtschuldigen Dank ab — d. h. er verschwor sich mit seiner Kreatur, dem Papst Klemens dem Fünften, zur Vernichtung des Ordens. Der Schuldigere von Beiden war hierbei jedenfalls der Papst. Denn Philipp der Schöne, ein entschlossener, rücksichts- und skrupelloser Arbeiter an dem großen Werke der Staatseinheit Frankreichs, konnte wenigstens zu seinen Gunsten anführen, daß die Austilgung der Templerei dieses Werk um einen beträchtlichen Ruck vorwärts brächte; der fünfte Klemens dagegen, von Amtswegen der geschworene Beschützer des Ordens, lieh nur aus infamer Habsucht und elender Feigheit seine Hülfe

zur Zugrunderichtung deſſelben. Freilich, wie ſollte ein Gefühl für Recht und Ehre, wie eine Regung von ſittlichem Muth von einem Manne zu erwarten geweſen ſein, welcher als einer der wahlverwandteſten Vorgänger Alexanders des Sechſten in der Geſchichte der „Statthalter Chriſti“ daſteht? Von einem Papſte, deſſen zuchtloſe Hofhaltung zu Avignon, Poitiers und Bordeaux ſelbſt in jener gewiß nicht mit übermäßigem Zartgefühl behafteten Zeit jeden nicht ganz verdorbenen Beſucher anwiderte; von einem Papſte, welcher, dem Zeugniß eines der gebildetſten und ehrſamſten Kirchenfürſten des Mittelalters, des Erzbiſchofs Antonius von Florenz zufolge, mit ſeiner „Freundin“, der reizenden Bruniſard, Tochter des Grafen von Foix und Frau des Grafen von Talleyrand-Perigord, ganz öffentlich lebte, — ſo öffentlich, daß die „Freundin“ Sr. Heiligkeit nicht anſtand, aus der päpſtlichen Tiare die ſchönſten Diamanten ausbrechen und in ihre Armbänder faſſen zu laſſen! Auch „zur größeren Ehre Gottes“, vermuthlich!

Am 12. Oktober von 1307 war König Philipp der Schöne mit ſeinem ganzen Hofe im Tempel zu

Gast, — zu Gast bei dem Großmeister Jacques de Molay, welchen auf des Königs Wunsch der Papst tückischer Weise von der Insel Cypern nach Frankreich gelockt hatte, damit derselbe in das Verderben des Ordens verwickelt würde. Am Morgen des nächsten Tages sollte dieses Verderben anheben. Den Vorwand dazu mußten, wie Jedermann weiß, die „Verbrechen" des Ordens hergeben, welcher allerdings durch Stolz, Hochmuth, Eigennutz und Ueppigkeit viel gesündigt hatte, allein der blasphemischen und sodomitischen Gräuel, welche die königlichen und päpstlichen Richter, d. h. Folterknechte und Henker, ihm schuldgaben, ganz gewiß nicht theilhaft gewesen ist.

Einhundert und vierzig Tempelbrüder, darunter verschiedene Großwürdenträger des Ordens, waren an jenem Oktobertage im Tempel um den Großmeister versammelt, welcher den König bewirthete. Es ging hoch her in dem großen Thurm, allwo die Staatsgemächer sich befanden. Philipp der Schöne war huldvoll und heiter über die Maßen, und während er unter Scherzen mit Jacques de Molay und

den übrigen Tempelgebietigern tafelte und zechte, hatten ſeine Baillifs und Seneſchalls im ganzen Umfange von Frankreich ſchon ſeine ſtrengen Befehle in Händen, mit dem kommenden Tage, dem 13. Oktober, mittels Liſt oder Gewalt aller Templer auf franzöſiſchem Boden ſich zu bemächtigen und dieſelben einzukerkern, ſowie ſämmtliche Beſitzthümer, liegende und fahrende Habe des Ordens mit Beſchlag zu belegen.

So geſchah es, und was am 12. und 13. Oktober von 1307 vorging, gehört mit zu den ſchnödeſten der im Buche der Geſchichte verzeichneten Verräthereien. Der hierauf folgende Templerprozeß war ſowohl als Ganzes, wie in ſeinen Einzelnheiten, ſelbſt für jene aftergläubiſche, recht- und ſittenloſe, zugleich barbariſch-ſtupide und tückiſch-grauſame Zeit ein häßliches Brandmarkmal, eine der höchſten Schandſäulen, welche Königthum und Papſtthum mitſammen ſich errichtet haben. Es war ein gräuliches Verfahren. Die Folter fungirte als Unterſuchungsrichter. Wie ſie arbeitete, mag ſchon das eine Beiſpiel beleuchten, daß einer der gefolterten Templer

im Wahnwitz der Qual und Pein aufgeschrieen hat, er bekenne sich schuldig, den Heiland an's Kreuz geschlagen zu haben. Das ist ganz analog der Thatsache, daß in deutschen Hexenprozessen als Hexen verklagte neun- und siebenjährige Mädchen auf der Folter bekannten, sie seien zu dem Teufel in Verhältnissen gestanden, welche ganz unmöglich, ja undenkbar waren, auch den Glauben an die Existenz eines Teufels vorausgesetzt. Die Hinrichtungen der Tempelbrüder, welche die Qualen des Kerkers und der Marterbank überlebten, waren massenhaft. In Paris allein erlitten einhundert und dreizehn den Feuertod. An einem und demselben Tage, am 12. Mai von 1310, wurden vierundfünfzig Templer an vor dem St. Antonsthore aufgerichteten Brandpfählen mit langsamem Feuer zu Tode gequält, allesammt inmitten der Pein bis zum letzten Athemzug ihre Unschuld betheuernd. Dies that in feierlichster Weise auch der Großmeister Jaques de Molay, welcher, zugleich mit ihm der Großpräceptor der Normandie, am 11. März von 1313 den auf der kleineren Seeinsel, da, wo später die Statue Heinrichs

des Vierten aufgeſtellt wurde, errichteten Scheiterhaufen beſtieg. Dieſer Angeſichts des Todes abgegebene Proteſt iſt hiſtoriſch. Die Sage aber, welche ja in ihrer poetiſchen Weiſe der herben Tragik der Geſchichte häufig einen verſöhnenden Zug beizumiſchen liebt, will, der unglückliche Molay habe aus den Flammen des Holzſtoßes hervor den Papſt und den König vor den Thron Gottes geladen. Gewiß iſt, daß Klemens der Fünfte am 20. April von 1314 zu Roquemaure an der Rhone ſtarb und Philipp der Schöne am 29. November deſſelben Jahres zu Fontainebleau.

„Ich werde die Miſſethaten der Väter ſtrafen an ihren Kindern und Kindeskindern bis in's ſiebente Glied.“ Ein ſchrecklicher Spruch, erbarmungslos, grauſam und rachſüchtig, wie der altteſtamentliche Judengott, welchem derſelbe in den Mund gelegt iſt. Und doch, die Beſtätigung deſſelben findet ſich auf zahlloſen Blättern des Buches der menſchheitlichen Geſchicke. Denn mit Alles vor ſich niederwerfender Gewalt ſchreitet durch die Weltgeſchichte die Vergeltung. Spät kommt ſie manchmal, häufig, am

häufigsten sogar; aber sie kommt, unerbittlich, taub allem Flehen, mit der eisig-ruhigen Majestät eines Naturgesetzes das Richter- und Rächeramt übend. Ah, wenn an jenem 12. Oktober von 1307 vor den Augen König Philipps, als er im großen Tempelthurm von Paris den verrathenen Tempelherren zutrank, für einen Moment der Schleier der Zukunft zerrissen worden wäre, so daß er hätte hinausblicken können durch die Jahrhunderte auf den 13. August 1792, würde da der todhauchende Odem der Vergeltung nicht seine Seele angeschauert haben? Es war nicht Zufall, nein, es war die Logik der Weltgeschichte, daß der große Thurm des Tempels, in welchem eine der größten Ruchlosigkeiten des aufstrebenden französischen Königsthums geplant und abgespielt worden, an dem genannten Augusttag dem französischen Königthum zum Kerker angewiesen wurde. Unser großer Seher, welcher von allen seit Shakspeare und Milton aufgestandenen Dichtern, obgleich oder vielmehr weil er ein Idealist war, am meisten historischen Sinn besaß, hat gegenüber dem geistlos-mechanischen Zufallsglauben die weltge-

ſchichtliche Logik ſchön erkannt und anerkannt, indem er ſeinen Wallenſtein ſagen ließ:

„Es gibt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.“

Der Tempelthurm, deſſen Inneres die jammervolle Agonie Ludwig des Sechszehnten und ſeiner Familie ſah, iſt von der Oberfläche der Erde verſchwunden; aber niemals wird er aus dem Weltgeſchichtebuch verſchwinden. Da ſteht er für alle Zeit, finſter, drohend, wie der warnend emporgehobene Finger einer Rieſenhand. Iſt die Warnung bislang von denen, welchen ſie gilt, beachtet worden? Nein. Wird ſie in Zukunft beachtet werden? Schwerlich, denn die Geſchicke müſſen ſich erfüllen.

Am 21. Januar von 1793 machte der entthronte König vom Tempelthurm aus ſeine Todesfahrt zum Revolutionsplatz. Am 1. Auguſt wurde Marie Antoinette aus dem Tempel in die Conciergerie gebracht, von wo der entſetzliche Karren ſie am 16. Oktober zum Schaffot führte. Am 10. Mai von 1794 hielt dieſer Karren wieder vor dem Tem-

pelthor, um eines der reinsten, beklagenswerthesten Opfer des Terrorismus, die Prinzessin Elisabeth, zur Guillotine zu bringen. Am 8. Juni von 1795 starb im Tempelthurm ein armer, körperlich und geistig verkümmerter, rhachitischer und bis zur Stummheit schweigsamer Knabe, Louis Charles, dem König von der Königin Marie Antoinette am 27. März 1785 zu Versailles geboren, erst Herzog von der Normandie, dann nach dem Tode seines älteren, im Juni 1789 verstorbenen Bruders Dauphin von Frankreich.

Aber war der am 8. Juni von 1795 im Tempel gestorbene Knabe wirklich der Dauphin?

Diese Zweifelfrage erhob sich sofort, leise und laut, und sie ist bis auf den heutigen Tag noch nicht so beantwortet oder so zu beantworten, daß jeder Zweifel verstummen müßte. In Wahrheit, wir haben hier ein ungelöstes Räthsel vor uns, das immer wieder zu Lösungsversuchen reizt. Mag der nachstehende für das angesehen werden, für was er sich gibt: eine unbefangene Zusammenstellung und Werthung der Thatsachen, welche die historische

Kritik zur Aufhellung des dunkeln Problems bis jetzt an die Hand gegeben hat.

2.

Das Räthſel.

Thatſache iſt zuvörderſt, daß alle die Betrogenen oder Betrüger oder betrogenen Betrüger, welche nach einander als Dauphin Louis Charles oder als Ludwig der Siebenzehnte aufgetreten ſind, Hervagault, Bruneau, Naundorff, Richemont, Williams Glauben und Anhänger gefunden haben; zum Theil innigſt überzeugte und leidenſchaftlich begeiſterte Anhänger. Dies muß auf den Umſtand zurückgeführt werden, daß im Jahre 1795 die Sage ausgegangen und Beſtand gewonnen hatte, der angeblich im Tempel geſtorbene Dauphin ſei ein untergeſchobenes Kind geweſen, der wahre und wirkliche lebe und ſei aus dem Kerker gerettet. Man darf ſogar behaupten, daß dieſe Anſchauung die öffentliche Meinung war,

wodurch freilich Nichts bewiesen wird. Denn was ist zumeist die „öffentliche Meinung“? Nichts als ein verworrenes Geräusch, das aus dem Zusammenstoß der so oder anders angestrichenen Bretter entsteht, welche die Menschen vor ihren Stirnen tragen.

Indessen ermangeln wir doch nicht ganz solcher Anhaltspunkte, die beweisen, daß man auch in Kreisen, welche wissende genannt werden können, von dem Tode des Dauphin nicht überzeugt gewesen ist. Herr Labreli de Fontaine, ehemals Bibliothekar der Wittwe des Herzogs von Orleans-Egalité, hat in einer von ihm unterzeichneten und veröffentlichten Flugschrift erklärt, die verbündeten Monarchen seien im Jahre 1814 so zweifelhaft gewesen, ob Ludwig der Siebenzehnte nicht noch am Leben sei, daß sie zwar öffentlich Ludwig den Achtzehnten als König anerkannt, im Geheimen aber und sogar vertragsmäßig sich verpflichtet hätten, dem möglicher Weise lebenden Sohne Ludwig des Sechszehnten den französischen Thron noch zwei Jahre lang offen zu halten. Sollte sich für diese Behauptung nicht ein vollgültiger urkundlicher Beweis beibringen lassen? Fest

steht wenigstens, daß ein Theil der Royalisten, welche nach dem faktischen Untergange der französischen Republik, d. h. nach dem 9. Thermidor von 1794, eifrig an der Wiedereinsetzung der Bourbons arbeiteten, an den Tod des Dauphin nicht glaubte. Ein sehr glaubwürdiges Zeugniß hierfür wurde noch im Jahre 1851 beigebracht, bei Gelegenheit des Prozesses, welchen die Hinterlassenen Naundorffs bei den französischen Gerichten anstrengten. Dieses Zeugniß rührte von Herrn Brémond her, dem ehemaligen Geheimsekretär Ludwig des Sechszehnten, und besagte, daß er, Brémond, im Jahre 1795 von dem Schultheiß Steiger zu Bern vernommen habe, er, der Schultheiß, wisse ganz bestimmt und aus besten Quellen, daß der Dauphin keineswegs im Tempel gestorben, sondern gerettet sei. Steiger stand aber, wie bekannt, mit den höchsten Kreisen der royalistischen Emigration, wie auch mit den Generalen der Vendée, in engen Beziehungen.

Die gang und gäbe Sage in Betreff der Rettung des Prinzen aus dem Tempel ist, daß dieselbe auf Betreiben von Josephine Beauharnais durch ihren

damaligen Liebhaber Barras bewerkstelligt worden sei. Diesen zwei Personen wird, unter Mitwirkung von Hoche, Pichegru, Frotté und dem Kreolen Laurent, die Retterrolle auch in der Geschichte des Uhrmachers Naundorff zugetheilt, welcher übrigens, nebenbei bemerkt, von Madame de Rambaud, Amme des Dauphin bis zu dessen Einkerkerung im Tempel, förmlich und feierlich als der echte Sohn Ludwig des Sechszehnten erkannt und anerkannt worden ist. Freilich, die ganze Rettungshistorie des Dauphin, wie Naundorff sie erzählte, ist ein solches Wirrsal von Abenteuerlichkeiten, Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, daß man sie der Phantasie eines Victor Hugo entsprungen glaubt, welche bekanntlich toll geworden, so sie das nämlich überhaupt erst zu werden brauchte. Es gibt aber auch noch andere Versionen dieser Historie. Eine derselben, von denen geglaubt und verbreitet, welche den geretteten Dauphin in der Person des Richemont erkannten und verehrten, lautet also: „Am 19. Januar von 1794 wurde der Prinz, mit Vorwissen und Beihülfe seines bestochenen Wärters Simon, durch die Herren Frotté

und Djardias, Emiſſäre des Prinzen von Condé, aus dem Tempel entführt, nachdem man an die Stelle des Entführten einen ſtummen Knaben von gleichem Alter gebracht hatte. Der gerettete Dauphin aber ward nach der Vendée gebracht, begab ſich, nachdem ſein angeblicher Tod im Tempel offiziell bekannt gemacht worden, zur Armee des Prinzen von Condé und wurde von dieſem ſpäter (1796) dem General Kleber anvertraut, der ihn für den Sohn eines Verwandten ausgab und ihn als Adjutanten bei ſich behielt.“ Weiter brauchen wir dieſen Mythus nicht zu verfolgen. Dagegen iſt die Frage zu berühren, warum denn der gerettete Prinz nicht ſofort bei ſämmtlichen Anhängern der Bourbons laute und begeiſterte Anerkennung gefunden habe? Hierauf wird uns die ziemlich plauſibel lautende Antwort: —

In der bourboniſchen Familie herrſchten bekanntlich ſchon vor dem Ausbruch der Revolution heftige Zerwürfniſſe und man ſchrieb insbeſondere und allerdings nicht ohne Grund dem ſchlauen und ehrgeizigen Grafen von Provence, Bruder Ludwigs des Sechszehnten und nachmals Ludwig der Achtzehnte,

die planmäßig verfolgte Abſicht zu, die Nachkommenſchaft ſeines älteren Bruders, ſchon aus Haß gegen Marie Antoinette, zu Grunde zu richten. Als nach dem angeblichen Tode des Dauphin im Tempel der Graf von Provence von einem Theil der Royaliſten als legitimer König anerkannt worden war, habe er natürlich Alles daran geſetzt, jedem von ſeinem geretteten Neffen etwa zu erhebenden Anſpruch zum Voraus die Möglichkeit des Gelingens abzuſchneiden. Zu dieſem Zwecke hätten es Ludwig der Achtzehnte und ſeine ſämmtlichen Anhänger zu einem Glaubensartikel gemacht, daß der Dauphin wirklich im Tempel geſtorben ſei. Um aber auch der Schweſter des Prinzen, der Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte, von verzückten Royaliſten als die „Waiſe des Tempels“ glorifizirt, welche im Dezember 1795 zum Austauſch von Kriegsgefangenen an die Oeſterreicher ausgeliefert wurde, die Annahme dieſes Glaubensartikels zu belieben, trennte man ihr Intereſſe von dem ihres Bruders, indem man ſie mit dem älteſten Sohne des Grafen von Artois vermählte und ihr damit, maßen Ludwig der Achtzehnte kinderlos, die

Ausſicht eröffnete, eines Tages Königin von Frankreich zu werden und zwar regierende Königin, da ihr Gemahl, der Herzog von Angoulême, eine entſchiedene Null. Hieraus habe man ſich denn auch den Umſtand zu erklären, daß die Herzogin von Angoulême mit der ganzen Härte und Schärfe ihres Charakters gegen jeden Verſuch, ſie von der Rettung ihres Bruders aus dem Tempel, von ſeinem Fortleben, von ſeinem Daſein zu überzeugen, herb abweiſend ſich benommen hat.

Und doch war es dieſelbe Prinzeſſin, welche mittels einer Stelle der berühmten Denkſchrift, worin ſie ihre Erlebniſſe im Tempel aufgezeichnet hat — („Récit des évènements arrivés au Temple", par Madame Royale) — für die Behauptung, der Dauphin ſei aus dem Tempel gerettet worden und zwar an dem ſchon erwähnten 19. Januar von 1794, einen ſehr bemerkenswerthen Stützpunkt beibrachte. Die gemeinte Stelle iſt dieſe: „Am 19. Januar hörten wir (d. h. die Prinzeſſin und ihre Tante Eliſabeth) bei meinem Bruder — (d. h. im Zimmer deſſelben) — ein großes Geräuſch, welches uns auf

die Vermuthung brachte, daß mein Bruder den Tempel verließe, und wir wurden dessen überzeugt, als wir, durch das Schlüsselloch unserer Gefängnißthüre blickend, Gepäckstücke wegtragen sahen. An den folgenden Tagen hörten wir die Thür des Zimmers, worin mein Bruder sich befunden hatte, öffnen und vernahmen die Schritte von darin Herumgehenden, was uns in dem Glauben, daß er weggegangen — (will sagen, weggebracht worden sei) noch bestärkte."

Wir sind aber mit diesem 19. Januar von 1794 noch nicht fertig. Denn es ist eine festgestellte Thatsache, daß gerade an diesem Tage der verrufene Schuster Simon, welcher das Wächteramt bei dem armen Dauphin mit einer Anstellung als Municipalbeamter vertauschte, mit seiner Frau und mit Sack und Pack den Tempel verließ. Thatsache ferner ist es, eine im Verlaufe der oben erwähnten Prozeßverhandlung von 1851 als wohlbezeugt erhärtete Thatsache, daß die Wittwe Simons, Marie Jeanne Aladame, welche erst am 10. Juni von 1819 gestorben ist und zwar in dem Frauenspital der Sèvres-Straße, den barmherzigen Schwestern, welche daselbst

die Krankenpflege beſorgten, wiederholt und umſtändlich erklärt hat, der Dauphin ſei nicht im Tempel geſtorben, ſondern daraus entführt worden, mit ihrer und ihres Mannes Beihülfe, und zwar an demſelben Tage, wo ſie ihren Auszug bewerkſtelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung ſei aber ſo vollzogen worden. Unter anderem Spielzeug habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen laſſen. In dem Bauche dieſes Pferdes wurde das (ſtumme) Kind, welches man der Perſon des gefangenen Dauphin unterſchob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieſer Korb ſodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simons aus dem Tempel führte, und mit einem Haufen Wäſche bedeckt. Die Wache am Tempelthor unterſuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäſche zu durchſtöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem ſie mit gut geſpielter Entrüſtung die Männer zurückwies, ſie bedeutend, das ſei ihre ſchmutzige Wäſche.

Also sei der Inhalt des Weidenkorbes ohne weitere Anfechtung aus dem Tempel geschmuggelt worden.

Nun haben freilich Alle diejenigen, welchen irgendwie daran liegen mußte, die Ansicht, der Dauphin sei im Tempel gestorben, als die allein richtige aufrecht zu halten, die Behauptung aufgestellt, die Wittwe Simons sei, als sie die citirte Mittheilung machte, verrückt gewesen; aber für diese Behauptung ist nicht ein Schatten von Beweis beigebracht worden, während im Gegensatz hiezu die Zeugnisse der barmherzigen Schwestern, die Wittwe Simon habe, als sie ihre Angaben machte, dies bei vollem Verstande gethan, ganz bestimmt lauten. Dieser Einwurf gegen die Erzählung der Frau wäre also beseitigt. Aber war die ganze Aussage vielleicht nur eine Dichtung, mittels welcher die Wittwe Simons die Wucht des gerechten Abscheus mindern wollte, welche auf ihr selbst und auf dem Andenken ihres Mannes lastete? Eine bestimmte Bejahung dieser Frage ist ebenso unmöglich, wie eine bestimmte Verneinung. Indessen muß doch hervorgehoben werden, daß die Ansicht, der Dauphin

die Krankenpflege besorgten, wiederholt und umständlich erklärt hat, der Dauphin sei nicht im Tempel gestorben, sondern daraus entführt worden, mit ihrer und ihres Mannes Beihülfe, und zwar an demselben Tage, wo sie ihren Auszug bewerkstelligten, am 19. Januar von 1794. Die Entführung sei aber so vollzogen worden. Unter anderem Spielzeug habe man für den Prinzen ein großes Pferd von Pappendeckel anfertigen lassen. In dem Bauche dieses Pferdes wurde das (stumme) Kind, welches man der Person des gefangenen Dauphin unterschob, in den Tempel gebracht. Der Prinz aber ward in einem großen Weidenkorb mit doppeltem Boden verborgen, dieser Korb sodann auf den Wagen gebracht, welcher das Mobiliar Simons aus dem Tempel führte, und mit einem Haufen Wäsche bedeckt. Die Wache am Tempelthor untersuchte zwar den Wagen und machte Miene, auch die Wäsche zu durchstöbern; allein Frau Simon wandte dies glücklich ab, indem sie mit gut gespielter Entrüstung die Männer zurückwies, sie bedeutend, das sei ihre schmutzige Wäsche.

oder aus den Papieren des todten Cambacérès eine Enthüllung des Tempelgeheimnisses zu befürchten? Denn wir müssen uns stets gegenwärtig halten, daß es für Ludwig den Achtzehnten, wie für Karl den Zehnten, und auch nachmals für den Julikönig Louis Philipp von höchstem Interesse war, das Räthsel des Tempels ungelöst zu lassen und jeden neuauftauchenden Zweifel an dem angeblich im Tempel erfolgten Tod des Dauphin sofort niederzudrücken.

Angenommen aber, es habe wirklich eine Vertauschung und Entführung des Prinzen stattgefunden, wohin ist er gekommen und was ist aus ihm geworden? Ein Dauphin von Frankreich, in welchem seit dem 21. Januar von 1793 die französischen Royalisten von Legitimitätswegen ihren König erblicken mußten, kann doch nicht so spurlos verschwinden, als hätte die Erde ihn verschlungen. Die Sage, daß der Knabe in das Lager des Prinzen von Condé gerettet worden, ist reine Faselei. Condé war zwar ein notorischer Schwachkopf, aber in seiner Art ein ehrlicher Mann, der sich nicht dazu hätte gebrauchen

laſſen, ſeinen legitimen König zu verleugnen. Es iſt alſo mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß er den Prinzen nicht nur nicht bei ſich hatte, ſondern auch an das von Seiten der republikaniſchen Behörden amtlich kund gegebene Ableben deſſelben im Tempel aufrichtig glaubte, da er hierüber einen Tagesbefehl erließ, welcher mit den Worten ſchloß: „Der König Ludwig der Siebenzehnte iſt todt, es lebe Ludwig der Achtzehnte!“ Freilich, jeder der Herren, welche nachmals für den Dauphin ſich ausgaben, hat ſich ſeine Odyſſee zurecht gemacht, d. h. eine Rhapſodie der Abenteuer und Irrfahrten, welche er nach der Rettung aus dem Tempel angeblich zu beſtehen gehabt. Allein dies iſt kein Stoff für den Hiſtoriker, ſondern nur etwa für einen Novelliſten à la Monſieur A. Dumas de Monte Chriſto. Allerdings heißt es gar mannigfach: „Credo quia absurdum est“ (ich glaube an den Unſinn, nicht obgleich, ſondern weil er Unſinn) — und demzufolge war es ganz in der Ordnung, daß auch das nachſtehende von einem ſtark angebrannten Royaliſtengehirn ausgebrütete abſurde Märchen Glauben fand in der

Welt. Die Entführung des Dauphin aus dem Tempel hat vor dem 9. Thermidor stattgefunden, also zu einer Zeit, wo nur ein Mensch so etwas wagen konnte, Robespierre. Dieser hat an die Stelle des wahren Dauphin einen falschen gebracht, welcher als solcher im Nothfall leicht verificirt werden konnte. Den wahren aber hat er beseitigen, ermorden, kurz, verschwinden lassen, weil er ihm ein Hinderniß war auf dem Wege zum Throne von Frankreich, auf welchen er, Maximilian Robespierre, sich schwingen wollte und zwar mittelst einer — (hört! hört!) Heirat mit der gefangenen Schwester des beseitigten Dauphin, mit der Prinzessin Marie Thereſe, der nachmaligen Herzogin von Angoulème. Der Zug fehlte noch zur völligen Verungeheuerlichung des Mannes, in welchem alle die kleinen und großen Kinder, ungelehrte und gelehrte, den riesengroßen Sündenbock der französischen Revolution erblicken, weil sie die Gesetze des weltgeschichtlichen Prozesses nicht kennen oder nicht verstehen und daher ganz unfähig sind, die große Umwälzung in ihrer Totalität zu fassen und zu begreifen oder, was dasselbe

ſagt, die Wirkungen auf ihre Urſachen zurückzuführen.

Doch wir haben uns jetzt hinlänglich lange in der Wolkenregion der Vermuthungen und Behauptungen, der Fabeln und Märchen herumgetrieben. Wir mußten es thun, wollten wir das in Rede ſtehende Problem allſeitig in die richtige Beleuchtung rücken. Jetzt aber treten wir auf feſteren Boden hinüber.

Nachdem der ſansculottiſche Schuſter Simon, wie wir ſahen, ſein Wächteramt bei dem Dauphin aufgegeben hatte, blieb das Kind volle ſechs Monate lang ohne ſpezielle Aufſicht. Die einzige, welche man ihm angedeihen ließ, wurde von den Tag für Tag wechſelnden Kommiſſären der Kommune geführt. Jedenfalls aber wurde der arme Knabe — war es der Prinz oder ein untergeſchobenes Kind — thatſächlich jetzt viel grauſamer behandelt, als er von Simon und deſſen Frau behandelt worden war.

Alles ſchien nicht nur, ſondern war auch augenſcheinlich darauf berechnet, entweder den wirklichen Dauphin langſam zu morden oder aber den falſchen in einen Zuſtand zu verſetzen, welcher es unmöglich machte, die Wahrheit über ſeine Perſönlichkeit an den Tag zu bringen und mittelſt dieſer Unmöglichkeit die Spuren der begangenen Unterſchiebung zu verwiſchen. Man ſperrte den Knaben im unteren Stockwerk des Tempelthurms in ein düſteres und mittelſt künſtlicher Vorrichtungen noch mehr verdunkeltes Gemach, als ſollte er weder ſehen noch geſehen werden. Man ließ ihm ſeine kärgliche Nahrung mittelſt einer Art Drehſcheibe zukommen; er durfte nie mehr im Garten des Tempels oder auf der Plattform des Thurmes ſich Bewegung machen, noch auch mit ſeiner gefangenen Schweſter zuſammenkommen, ja derſelben nicht einmal zufällig und flüchtig begegnen. Man verdammte ihn zur Einſamkeit in einem bei Tage lichtloſen, bei Nacht unerhellten Gelaſſe, deſſen Zugänge ſo zu ſagen förmlich verbarrikadirt waren.

Iſt dies Alles nur eine Wirkung der ängſtlichen

Sorge des Sicherheitsausſchuſſes geweſen, das koſtbare Pfand könnte durch die Bourboniſten entführt werden, oder aber war es eine Folge der Abſicht, den Knaben dem Anblick aller Perſonen, welche den Dauphin gekannt hatten, zu entziehen?

Erſt am 11. Thermidor (29. Juli 1794) wurde dem armen Kleinen wieder ein Wächter beſtellt und zwar in der Perſon des ſchon weiter oben genannten Kreolen Laurent, deſſen Wahl man auf den Einfluß hat zurückführen wollen, welchen die Kreolin Joſephine Beauharnais auf die Machthaber des Tages, auf Barras und Tallien übte. Die Thermidorier, welche der großen Lüge, daß ſie „aus Menſchlichkeit" gegen Robespierre und ſeinen Anhang rebellirt hätten, einen Schein von Wahrheit geben wollten, ließen auch in der Behandlung des gefangenen Kindes eine ſcheinbare Milderung eintreten, die vielleicht noch nicht zu ſpät gekommen ſein würde, falls ſie mehr als eine nur ſcheinbare geweſen wäre. Am 13. Thermidor, alſo zwei Tage nach der Beſtellung Laurents zum Wächter, beſuchten etliche Mitglieder

des Sicherheitsausschusses den kleinen Gefangenen im Tempel.

Falls die Vertauschung des Prinzen durch Laurent bewerkstelligt worden wäre, müßte dies also am 12. Thermidor geschehen sein; denn der neue Wächter mußte sich doch, bevor er das Wagstück unternahm, einigermaßen in der Lokalität orientirt haben. Bei Gelegenheit der Verhandlung des naundorff'schen Prozesses zu Paris im Jahre 1851 brachte der Anwalt der Hinterlassenen Naundorffs, der berühmte Advokat Jules Favre, drei von Laurent an Barras gerichtete Briefe vor, in welchen die Unterschiebung eines stummen Waisenknaben an die Stelle des Dauphin „konstatirt" war. Wäre dies unanfechtbar erhärtet, so würde darin ein höchst wichtiger, ja ein Ausschlag gebender Umstand gefunden sein. Allein die beigebrachten Briefe waren bloße Abschriften von zweifelhafter Authenticität. Die Originale der Briefe sollen im Jahre 1810 dem Justizrath Lecoq in Berlin anvertraut worden sein. Hat es zur genannten Zeit in Berlin einen Justizrath Lecoq gegeben und wäre es, im bejahenden Falle,

nicht möglich, den Originalbriefen auf die Spur zu kommen?

Die Mitglieder des Sicherheitsausſchuſſes fanden bei ihrem am 13. Thermidor im Tempel abgeſtatteten Beſuche einen „etwa neunjährigen“ Knaben vor, „unbeweglich, mit gekrümmtem Rücken, mit Armen und Beinen, deren ungewöhnliche Länge zu dem übrigen Körper in einem großen Mißverhältniß ſtand.“ Dieſer Knabe, der wahre oder ein falſcher Dauphin, war zwar im Beſitze des Gehörs, nicht aber der Sprache, die Beſucher vermochten ihm kein Wort, keine Sylbe zu entlocken. Dieſer Thatſache widerſpräche freilich die Angabe von einem Beſuche, welchen nicht lange nach dem 9. Thermidor Barras in eigener Perſon dem kleinen Gefangenen abgeſtattet haben ſoll. Bei dieſer Gelegenheit habe der Knabe mit Barras geſprochen. Allein dieſe ganze Geſchichte von dem barras'ſchen Beſuche iſt als gänzlich unerwieſen abzuweiſen. Am 9. November von 1794 gab man dem Wächter Laurent einen Gehülfen in der Perſon eines gewiſſen Gomin, welcher den Dauphin, den wahren nämlich, früher nie

gesehen hatte. In späterer Zeit freilich, nachdem ihn die Herzogin von Angoulème zum Kastellan ihres Schlosses Meudon gemacht hatte (1814), hat er behauptet, er habe in dem Knaben im Tempel den Sohn Ludwigs des Sechszehnten erkannt, welchen er früher oft gesehen gehabt. Allein da man weiß, wie feindselig die Herzogin stets gegen die Ansicht, ihr Bruder sei nicht im Tempel gestorben, sich erwiesen hat, so verdient die eben berührte Aussage Gomins gar keinen Glauben.

Im genauen Verhältniß zum augenfälligen Vorschritt der royalistischen Reaktion oder wenigstens Reaktionsstimmung im Herbst und Winter von 1794 richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr, als bis dahin geschehen war, auf den kleinen Gefangenen im Tempel. Auch der Konvent beschäftigte sich daher mit demselben. Am 28. Dezember stellte Lequinio in der Konventssitzung den Antrag, „mittelst Verbannung des gefangenen Prinzen den Boden der Freiheit von der letzten Spur des Royalismus zu reinigen." In dem Bericht, welchen Cambacérès über diesen Antrag erstattete, beantragte er Verwer-

fung desselben, d. h. fernere Gefangenhaltung des Dauphin, was beschlossen wurde. In der Debatte äußerte Brisal die Brutalität: „Ich wundere mich, daß man bei allen den unnützen Verbrechen, welche vor dem 9. Thermidor begangen worden sind, die Ueberbleibsel einer unreinen Rasse verschont hat." Worauf Bourdon: „Es gibt keine nützlichen Verbrechen! Ich verlange, daß der Vorredner zur Ordnung gerufen werde." Großer Beifall. „Ich rufe selber mich zur Ordnung," sagte Brisal.

Zur selben Zeit kränkelte der kleine Gefangene mehr und mehr und auf die Meldung der Wächter, daß sein Siechthum zunähme, schickte die Kommune eine Abordnung in den Tempel, welche dann den amtlichen Bericht erstattete, daß „der kleine Capet an seinen Hand- und Fußgelenken, insbesondere an den Knieen, geschwollen sei; daß es unmöglich, auch nur ein Wort von ihm zur Antwort zu erhalten; daß er seine ganze Zeit entweder im Bette oder auf dem Stuhle zubringe und nicht zu vermögen sei, sich irgendwelche Bewegung zu machen." Durch diesen Bericht beunruhigt, wie es scheint, sandte der Sicher-

heitsausschuß am 27. Februar von 1795 die drei Konventsmitglieder Harmand, Mathieu und Reverchon in den Tempel, um das Befinden des kleinen Gefangenen zu erkunden.

Die drei Genannten fanden den Knaben an einem Tische sitzend und beschäftigt, mit Karten zu spielen. Er gab beim Eintritt der Deputirten sein Spiel nicht auf. Harmand setzte ihm den Zweck dieses Besuches auseinander und daß er und seine Kollegen ermächtigt seien, ihm jede Erleichterung und Zerstreuung zu bewilligen. Das Kind schaute den Sprecher aufmerksam an, gab aber keine Antwort; nicht eine Sylbe entfiel seinen Lippen. Harmand sagte: „Ich beehre mich, Sie zu fragen, Monsieur, ob Sie ein Pferd, einen Hund oder Vögel und anderes Spielzeug, ob Sie vielleicht auch einen oder mehrere Spielkameraden von Ihrem Alter wünschen? Wollen Sie im Garten spazieren gehen oder auf die Plattform des Thurmes steigen? Wollen Sie Bonbons und Kuchen?“ Keine Antwort. Harmand stellte sich an, als vertauschte er das gütige Zusprechen mit einem befehlenden. Umsonst, keine Ant-

wort. Harmand versuchte, den Knaben dadurch zum Sprechen zu bringen, daß er demselben vorstellte, sein Schweigen mache es ja den Kommissären unmöglich, dem Gouvernement Bericht zu erstatten. Vergebens, der Knabe blieb stumm. Aber taub war er nicht. Auf Harmands Wunsch gab er diesem sogleich die Hand. Auch auf Trotz und Tücke konnte sein Schweigen nicht zurückgeführt werden. Denn mit Ausnahme des Sprechens that er unweigerlich Alles, was man von ihm verlangte. Höchlich verwundert fragte Harmand, bevor er mit seinen Kollegen den Tempel verließ, die beiden Wächter, welcher Ursache denn wohl diese außerordentliche Schweigsamkeit zuzuschreiben sei. Laurent und Gomin versicherten, wie Harmand in seinem Berichte bemerkt hat — daß der Prinz seit dem Abend jenes 6. Oktobers von 1793, wo er durch den ruchlosen Hébert verlockt und gezwungen worden, die bekannte namenlose Schändlichkeit gegen seine Mutter Marie Antoinette auszusagen, niemals wieder den Mund zum Reden aufgethan habe.

Aber Laurent und Gomin hatten sich damals,

im Oktober 1793, noch gar nicht im Tempel befunden und ihre Aussage hat also nur insofern Werth, als sie angibt, der Gefangene habe sich seit dem Eintritt der Beiden in das Wächteramt stumm verhalten. Die angeführte Motivirung des prinzlichen Stummseins ist übrigens reiner Blödsinn. Der Dauphin konnte darüber, daß er sich durch Hébert jene schmutzige Aussage hatte entpressen lassen, unmöglich eine so verzweiflungsvolle Reue empfinden, weil er jene ihm durch Hébert auf die Zunge gelegte Aeußerung weder in ihrem Wesen noch in ihrer Tragweite hatte verstehen können. Und welcher Mensch von gesundem Menschenverstand wird glauben können, daß ein Kind von neun Jahren plötzlich den Entschluß fassen und mit eiserner Energie bis zu seinem letzten Athemzug durchführen konnte, niemals wieder ein Wort zu sprechen? Nonsens!... Aus Alledem geht also hervor: Harmand und seine Kollegen fanden am 27. Februar von 1795 im Tempel einen stummen Knaben, während konstatirter Maßen die Sprachorgane des Dauphin ganz in der Ordnung gewesen waren.

Zu Anfang Aprils trat an die Stelle des Laurent ein neuer Wächter und Wärter, ein gewiſſer Lasne. Dieſer ſpielte ſpäter eine wichtige Rolle in der Meinung Solcher, welche glaubten oder wenigſtens Andere glauben machen wollten, der echte Dauphin ſei im Tempel geſtorben. Lasne behauptete nämlich, der kleine Gefangene ſei nicht ſtumm geweſen. Aber das Zeugniß dieſes Menſchen iſt im höchſten Grade verdächtig; erſtens deßhalb, weil er ſich, gerichtlich vernommen, total widerſprochen hat, indem er im Jahre 1834 angab, der Prinz habe Tag für Tag mit ihm geplaudert, im Jahre 1837 dagegen, er habe den Prinzen nur ein einziges Mal und auch da nur wenige Worte reden gehört. Zweitens deßhalb, weil die Aeußerungen, welche Lasne, ſeiner Ausſage von 1834 zufolge, aus dem Munde des gefangenen Kindes vernommen haben wollte, unmöglich von dieſem herrühren konnten. Pascal oder Montesquieu hätten ſich, in die Lage des kleinen Gefangenen verſetzt, kaum weiſer und tiefſinniger ausdrücken können. Ein neunjähriges, krankes, ſeit Jahren allem Unterrichte, ſogar allem

Umgange entzogenes Kind konnte nicht so philoso-phisch reden; es ist schlechterdings undenkbar!

Aber wir müssen unsere Schritte wieder um Et-was zurücklenken, um dann mit logischer Sicherheit weiter vorgehen zu können .... Der Bericht, wel-chen Bürger Harmand dem Sicherheitsausschuß, d. h. der höchsten Polizeibehörde der Republik, er-stattete, wurde geheim gehalten und hatte für den jungen Gefangenen keine Folgen. Seine Lage blieb ganz dieselbe. Es scheint aber fast, als hätte Har-mand durchblicken lassen, daß er in dem verwachse-nen, skrophulösen und stummen Knaben den Dau-phin, welcher notorischer Maßen ein gesunder, wohl-gestalteter und aufgeweckter Junge gewesen war, nicht erkannt habe und daß er so unvorsichtig-ehrlich gewesen sei, den thermidorischen Machthabern, welche damals vom Wohlfahrts- und vom Sicherheitsaus-schuß aus Frankreich regierten, zu merken zu geben, daß hier ein Geheimniß vorläge, welches aufgeklärt werden müßte. Auffallend ist jedenfalls die That-sache, daß man sich beeilte, den Bürger Harmand rasch von der Bühne verschwinden zu lassen: wenige

Tage nach ſeinem Beſuch im Tempel wurde er als Kommiſſär der Republik nach Oſtindien verſchickt. Das Geheimniß ſollte alſo nicht aufgeklärt werden?

Zu Anfang des Mai 1795 verſchlimmerte ſich der Zuſtand des jungen Tempelgefangenen ſo auffallend, daß man ihm ärztliche Behandlung zu Theil werden laſſen mußte, falls man der Behauptung, mit dem 9. Thermidor ſei ein menſchlicheres Regiment eingetreten, nicht geradezu ins Geſicht ſchlagen wollte. Angenommen nun, der erkrankte Knabe ſei nicht der Dauphin geweſen, ſo begingen Diejenigen, welche wiſſen mußten, daß er es nicht ſei, eine grobe Unvorſichtigkeit, indem ſie zuließen, daß ein Arzt, welcher den Dauphin früher gekannt hatte, zu dem Kranken geſchickt wurde. Es war dieſer Arzt der berühmte Deſault vom Hotel-Dieu; doch ſollte er, ſo beſtimmte der Sicherheitsausſchuß, den Patienten nur in Gegenwart der Wächter ſprechen und unterſuchen dürfen. Zur gleichen Zeit beſchied der Ausſchuß ein Geſuch des Monſieur Hue, ehemaligen Kammerdieners Ludwigs des Sechszehnten, abſchlägig, das Geſuch, den erkrankten Prinzen pflegen zu

dürfen. Scheuten ſich die „menſchlichen“ Herren vom Thermidor, einen Mann wie Hue, welcher natürlich den Dauphin genau gekannt hatte, zu dem Tempelgefangenen zu laſſen?

Am 6. Mai beſuchte Deſault den kranken Knaben zum erſten Mal. Er konnte denſelben nicht zum Sprechen bringen. Allerdings verſichern gewiſſe royaliſtiſche Autoren, welche die Aufgabe hatten, um jeden Preis den Dauphin im Tempel geſtorben ſein zu laſſen, Deſault habe mittelſt ſeiner Güte den ſtummen Patienten ſchließlich doch zum Sprechen gebracht; aber ſie wollen das von Lasne gehört haben, deſſen Zeugniß, wie oben nachgewieſen worden, als gänzlich unzuläſſig betrachtet werden muß. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai wurde Deſault, nachdem er bei Herren von der Regierung zu Abend geſpeiſt hatte, plötzlich todtkrank. Am 1. Juni ſtarb er. War da etwa ein „nützliches“ Verbrechen begangen worden? Man munkelte in Paris, Deſault ſei vergiftet worden, weil er ſich nicht dazu habe gebrauchen laſſen wollen, den kleinen Tempelgefangenen zu vergiften — ein ganz grund-

loſes, dummes Geträtſche. Anders freilich ſtellt ſich die Sache, wenn man, wie ebenfalls behauptet wurde, annimmt, Deſault ſei auf Anſtiften Derer, welche den Schlüſſel des Tempelräthſels beſaßen, beſeitigt worden, weil er bemerkt und zu bemerken gegeben habe, daß der rhachitiſche und ſtumme Knabe im Tempelthurm nicht der wahre Dauphin, den er ja gut gekannt hatte, ſein könne, ſondern ein untergeſchobener ſein müſſe.

Dieſer Verlauf der Sache iſt nun keineswegs ein blos muthmaßlicher, ſondern ein wohlbezeugter. Ein Schüler von Deſault, Monſieur Abeillé, hat ſein Leben lang ſtandhaft behauptet, ſein Lehrer ſei vergiftet worden in Folge ſeines an den Sicherheitsausſchuß erſtatteten Rapports, daß er in dem jungen Tempelgefangenen den Dauphin nicht erkannt habe. Jules Favre ſodann hat in ſeinem Plaidoyer vom Jahre 1851 das Zeugniß eines andern Schülers und Freundes von Deſault citirt, welcher ihm, Favre, zu Périgueux die Angaben Abeillé's beſtimmt beſtätigte. Noch gewichtiger iſt die nachſtehende, aus der Familie Deſaults herrührende und in aller Form ausgeſtellte Bezeugung.

„Ich Unterzeichnete, Agathe Calmet, Wittwe des Pierre Aleris Thouvenin, wohnhaft in Paris, Platz d'Estrapade Nr. 34, bezeuge, daß bei Lebzeiten meines Mannes Thouvenin, eines Neffen des Doktor Desault, ich meine Tante, Frau Desault, häufig habe erzählen hören, daß der Doktor Desault, Hauptarzt am Hotel-Dieu, gerufen wurde, um den Knaben Capet, welcher damals im Tempel gefangen saß, zu besuchen — so lautete der dem Doktor Desault von Seiten des Sicherheitsausschusses schriftlich zugefertigte Befehl. Im Tempel wies man ihm ein Kind, welches nicht der Dauphin war, den Herr Desault vor der Gefangensetzung der königlichen Familie mehrmals gesehen hatte. Nachdem der Doktor einige Nachforschungen angestellt, um zu erfahren, wohin doch wohl der Sohn Ludwigs des Sechszehnten, an dessen Statt man ihm ein anderes Kind gezeigt hatte, gekommen sein möge, stattete er seinen Rapport ab und an demselben Tage erhielt und befolgte er die Einladung einiger Konventsmitglieder zum Diner. Von diesem Mahle weg nach Hause gegangen, wurde er von entsetzlichen Erbre-

chungen befallen. Er ſtarb daran, und dies ließ glauben, daß er vergiftet worden ſei. Agathe Calmet. Paris, 5. Mai 1845." ... Wäre nur die Vergiftung Deſaults gerichtsärztlich feſtgeſtellt! Es ſcheint aber gar keine Unterſuchung dieſes plötzlichen und auffallenden Todesfalls angeſtellt worden zu ſein. Jedoch machte das Ereigniß Lärm, und Frau Deſault erklärte ganz laut, ihr Mann ſei vergiftet worden. Sollte ihr etwa dadurch der Mund geſtopft werden, daß ihr der Konvent eine Penſion von zweitauſend Livres bewilligte? Seltſam iſt auch, daß ganz entgegen dem herrſchenden Brauch, der Rapport Deſaults nicht veröffentlicht wurde. Die Inhaltsangabe der Nummer 263 des Moniteur von 1795 führt den Bericht des Arztes als in derſelben Nummer enthalten auf; aber dieſe Angabe lügt, denn der Rapport fehlt und iſt überhaupt nie veröffentlicht worden. Sechs Tage nach Deſaults Tod ſtarb auch ſein vertrauter Freund, der Apotheker Choppart, plötzlich. Er hatte für den jungen Patienten im Tempel die Arzneien geliefert.

Am 5. Juni gab der Sicherheitsausſchuß dem

kranken Knaben einen neuen Arzt in der Person des Doktor Pelletan, welcher bat, sich den Doktor Dumangin zugesellen zu dürfen, sowie später auch noch die Doktoren Lassus und Jeanroy. Man möchte glauben, Herr Pelletan habe sich nicht allein in eine Gefahr begeben wollen, in welcher sein Kollege Desault umgekommen war. Im Uebrigen hatte keiner der vier genannten Aerzte den Dauphin, nämlich den echten, gekannt. Pelletan und Dumangin wurden von den Wächtern im Tempel unterrichtet, daß der Patient nicht spräche, und da sie auf ihre an den Knaben gerichteten Fragen keine Antwort erhielten, ließen sie bald ab, weiter in ihn zu dringen. Freilich haben Solche, welche den Wächter Lasne als Zeugen gelten zu lassen ein leicht begreifliches Interesse hatten, das Gegentheil behauptet; allein die Worte, welche sie bei dieser Gelegenheit dem Knaben in den Mund legen, tragen das Gepräge der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unmöglichkeit so deutlich, daß sie sofort als schlecht erfunden sich herausstellen.

Am 8. Juni starb das kranke Kind im Tempelthurm. Hätte man nun nicht erwarten sollen, daß,

falls der todte Knabe der echte Dauphin, die Behörden die minutiöſeſte Sorgfalt aufwenden würden, um alle Umſtände dieſes Ereigniſſes unanfechtbar genau feſtzuſtellen? Es geſchah aber durchaus das Gegentheil. Alles wurde läſſig und ſchluderig abgemacht. Am 9. Juni machte Bürger Seveſtre im Namen des Sicherheitsausſchuſſes dem Konvent kurz und trocken die Anzeige, daß der „Sohn des Capet“ im Tempel geſtorben ſei. An demſelben Tage nahmen der Doktor Pelletan und ſeine drei genannten Kollegen über den Leichenbefund ein Protokoll auf, in welchem es wörtlich heißt: „Um 11 Uhr Morgens an der Außenpforte des Tempels angekommen, wurden wir durch die Kommiſſäre empfangen und in den Thurm geführt. Im zweiten Stockwerk deſſelben fanden wir in einem Zimmer auf einem Bette den Leichnam eines Kindes, welches uns ungefähr zehnjährig ſchien. Dieſer Leichnam, ſagten uns die Kommiſſäre, ſei der des Sohnes des verſtorbenen Ludwig Capet, und zwei von uns haben in demſelben das Kind wieder erkannt, welches ſie ſeit einigen Tagen ärztlich behandelt hatten.“ Dies

ist doch fürwahr entfernt kein Beweis für die Identität des todten Knaben mit dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten! Sehr bemerkenswerth ist aber ein Umstand, welcher demselben Protokoll zufolge die Sektion des Leichnams herausstellte. Das Gehirn des todten Kindes wurde nämlich in völlig normalem und gesundem Zustande vorgefunden. Dies hätte aber schwerlich oder vielmehr geradezu unmöglich der Fall sein können, wenn der Todte wirklich der Dauphin gewesen wäre, welchen ja der allgemeinen und unbestrittenen Annahme zufolge der schändliche Simon und dessen Frau durch Verleitung zu in einem so unreifen Alter doppelt schädlichen Ausschweifungen in einen Zustand des Blödsinns herabgebracht hatten, welcher eine Desorganisation des Gehirns zur unumgänglichen Voraussetzung haben mußte. Am Abend des 10. Juni wurde der Leichnam des jungen Tempelgefangenen ohne irgendwelche Ceremonie auf dem Kirchhof von Sainte-Marguerite bestattet. Erst zwei Tage nach der Bestattung und demnach vier Tage nach dem Ableben des Kindes wurde der Todesschein ausgestellt und

zwar in so gesetz- und formloser Weise, daß diesem Aktenstück eine gesetzliche Beweiskraft gar nicht zukommt.

Aber für die Familie Bourbon war Ludwig der Siebzehnte in aller Form gestorben und todt. Stets hat sie sich, die Schwester des Prinzen einbegriffen, gegen jeden Versuch, darzuthun, daß nicht der echte, sondern ein falscher Dauphin im Tempel gestorben sei, nicht nur abwehrend, sondern auch hindernd und hintertreibend verhalten. Als im Jahre 1820 ein gewisser Caron, welcher nach der Gefangensetzung der Familie Ludwigs des Sechszehnten Zutritt im Tempel gefunden hatte, sich erbot, über die Entführung des Dauphin wichtige Mittheilungen zu machen, verschwand der Mann, nachdem ein hoher Hofbeamter ihn mehrmals besucht hatte, plötzlich und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. Höchst auffallend war auch die Gleichgültigkeit, welche die königliche Familie nach der Restauration gegen die Ueberreste und das Andenken Ludwigs des Siebzehnten an den Tag legte. Bekanntlich führte man im Jahre 1815 eine große Haupt- und Staatskomödie

auf mit der angeblichen Auffindung und Ausgrabung der Gebeine Ludwigs des Sechszehnten und seiner Frau. Der Erzphantast Chateaubriand ging bei dieser Gelegenheit in seinem romantischen Delirium so weit, zu schreiben, man habe den Todtenschädel Marie Antoinette's an dem unvergleichlich graziösen Lächeln wiedererkannt, welches der Königin eigen gewesen sei, und dieser grauenhafte Blödsinn fand vielen Beifall. Die romantisch-restaurative Gebein-Auffindungs-Posse — denn weiter war es Nichts, da die wirklichen Gebeine des Königs und der Königin unmöglich mehr aufgefunden werden konnten — bestimmte aber den Pfarrer von Sainte-Marguerite, Lemercier, die Auffindung der Gebeine des Dauphins ebenfalls in Vorschlag zu bringen. Er behauptete, die Todtengräber hätten im Jahre 1795 zwar den Sarg mit dem Leichnam des Prinzen zuerst in die allgemeine Grube gestellt, aber den heimlich mit Kreidestrichen bezeichneten in einer der folgenden Nächte wieder aus der großen Grube herausgenommen und neben der vom Kirchhof in die Kirche führenden Thür begraben. Der Pfarrer

wandte ſich mit ſeinem Anliegen an die Herzogin von Angoulème, von welcher er erwarten durfte und mußte, daß ſie ihm eifrig beiſtimmen und behülflich ſein würde. Allein der gute Mann ging fehl. Die Herzogin wies die Sache entſchieden von der Hand.

Dieſe Prinzeſſin, Napoleons bekanntem Ausſpruche zufolge „der einzige Mann in ihrer Familie“, war nichts weniger als ſentimental, und es begreift ſich leicht, daß ſie es nicht war und nicht ſein konnte. Die Glut der Schmerzen, welche ſie in ihrer Jugend zu erdulden gehabt, hatte ihr Herz zu Stein gebrannt. In der That, ſie hat zur Reſtaurationszeit bei verſchiedenen Gelegenheiten eine wahrhaft ſteinerne Fühlloſigkeit kundgegeben, wofür ich als Beleg einen in Deutſchland wenig oder gar nicht bekannten Zug anführen will. Am 11. Auguſt von 1792 hatte ſich die in das Sitzungslokal der Nationalverſammlung geflüchtete königliche Familie in einem Zuſtande völliger Mittelloſigkeit befunden. Kaum erfuhr das eine der geweſenen Kammerfrauen Marie Antoinette's, Frau Auguié, als ſie ſich beeilte, ihrer bedürftigen Herrin fünfundzwanzig

Louisd'or von ihren Ersparnissen zu überbringen. Diese Großmuth der Dienerin kam fünfzehn Monate später beim Prozesse der Königin vor dem Revolutionstribunal zur Sprache. Befragt, wer ihr die fünfundzwanzig Goldstücke gegeben hätte, nannte Marie Antoinette den Namen der Frau Auguié. Sofort wurde infamer Weise ein Haftbefehl, das will sagen, ein Todesurtheil gegen die treue Dienerin erlassen. In dem Augenblicke, wo die Häscher in ihre Wohnung traten, stürzte sich die Unglückliche zum Fenster hinaus und blieb auf der Stelle todt. Eine ihrer Töchter wurde später die Frau des Marschalls Ney. Als dieser nach der zweiten Restauration, allerdings mit Recht, prozessirt und verurtheilt wurde, konnte es die Herzogin von Angoulème der Bitterkeit ihres Hasses nicht abgewinnen, ein Wort der Fürbitte für den Gatten einer Frau einzulegen, deren Mutter um *ihrer* Mutter willen gestorben war!

Die Prinzessin wies also den Pfarrer von Sainte-Marguerite mit seinem Anliegen ab, vorgebend, „die Lage der Könige sei furchtbar und sie

dürften und könnten nicht Alles thun, was ſie wollten." Gerade zu dieſer Zeit aber haben bekanntlich die Bourbons Alles gethan, was ſie wollten, auch das Dümmſte und Unverantwortlichſte, was nur immer eine raſende Reaktionspartei ihnen eingab. Die Wahrheit iſt, der Hof wollte, wie von dem Dauphin überhaupt, ſo auch von ſeinen angeblichen Ueberreſten ſchlechterdings Nichts wiſſen und hat jeden Verſuch, auf eine Unterſuchung der räthſelhaften Umſtände, welche das Leben und den angeblichen Tod des Prinzen im Tempel begleitet hatten, zurückzukommen, beharrlich und erfolgreich zu vereiteln gewußt.

Und aber, fragt der Leſer, was iſt das Ergebniß dieſer langen Erörterung?

Ein ungelöſtes Räthſel! Denn ich geſtehe zwar für meine Perſon ohne Rückhalt, daß ich entſchieden der Anſicht zugeneigt bin, der am 8. Juni von 1795 im Tempel verſtorbene Knabe ſei nicht der Dauphin, ſondern ein dieſem untergeſchobenes Kind geweſen; allein dieſe ſubjektive Ueberzeugung entbehrt ſelbſtverſtändlich des objektiv-hiſtoriſchen Werthes, ſo

lange nicht nachgewiesen, nicht beweiskräftig nachgewiesen ist, was denn im Falle seiner Rettung aus dem Tempelgefängniß aus dem Prinzen geworden. Jeder bislang gemachte Versuch, diese Frage mit Bestimmtheit zu beantworten, hat sich als unzulänglich, wenn nicht gar als Charlatanerie, als unbewußter oder auch als bewußter Betrug herausgestellt. Von den als Ludwig der Siebenzehnte Aufgetretenen hat Keiner, wie ich nach sorgfältiger und wiederholter Prüfung der von ihnen vorgebrachten Behauptungen und Ansprüche versichern kann, seine Identität mit dem Dauphin auch nur bis zum Grade der Wahrscheinlichkeit erwiesen. Am meisten von seinem Rechte überzeugt scheint der Uhrmacher Naundorff gewesen zu sein. Die Möglichkeit einer befriedigenden Antwort auf die Frage: Was ist aus dem Dauphin nach seiner Entführung aus dem Tempel geworden? könnte nur die Aufspürung, Bloßlegung und Verfolgung aller der fast zahllosen Intrikenfäden, welche zwischen den emigrirten Bourbons und ihren Anhängern in und außerhalb Frankreichs hin- und herliefen, an die Hand geben. Eine

langwierige, ſchwierige und höchſt unerquickliche Arbeit, die von Wiſſenden nur allenfalls ein ſolcher unternehmen möchte, welcher ſchlechterdings nichts Beſſeres zu thun weiß. Denn was könnte er im glücklichen Falle für ein Reſultat gewinnen? Die Befriedigung einer müſſigen Neugier, weiter Nichts. Laßt die Todten ihre Todten begraben! *).

---

*) Als Kurioſum füge ich hinzu, daß, ſeitdem dieſer Aufſatz geſchrieben wurde, mir aus einer großen norddeutſchen Stadt in geheimnißvoll thuender Weiſe unterm 23. Juni 1865 die Nachricht zugefertigt wurde, der echte Dauphin ſei allerdings aus dem Temple gerettet worden, aber keiner der unter ſeinem Namen aufgetretenen Prätendenten ſei der echte geweſen. Der gerettete Echte ſei nach Beſtehung von allerlei Abenteuern als Mitglied einer Schauſpielertruppe nach Petersburg verſchlagen worden, wo er dann eine bleibende Stätte gefunden. Im Sommer von 1844 ſei ſein Tod erfolgt und zwar in Karlsbad, wohin er zur Kur gegangen. Ich war doch neugierig genug, dem mir alſo dargebotenen Faden weiter nachgehen zu wollen, konnte jedoch ſtatt der erbetenen weiteren Aufklärungen und Nachweiſe nur ängſtliche Winke erhalten, man dürfe, ſo man die Hinterlaſſenen dieſes „unzweifelhaften“ ſiebzehnten Ludwigs nicht gefährden wolle, zur Zeit Näheres über das „Geheimniß“ noch nicht verlauten laſſen.

Eine

weltgeschichtliche Stunde.

1.

Ob die rothe Fahne, wie ein deutscher Patriot und Denker — was bekanntlich häufig Zweierlei, sehr Zweierlei! — in einem Zukunftstraum vorgeschaut haben will, dermaleinst das Bundespanier der „Vereinigten Freistaaten von Europa" sein wird, ruht noch im Schooße der Götter. Thatsache aber, nicht mehr aus dem Gedächtnisse der Menschen wegzuwischende Thatsache ist, daß am 24. Februar von 1848, Punkt 1 Uhr 5 Minuten nach Mittag, das rothe Banner auf der Kuppel des Mittelpavillon der Tuilerien sich entfaltete, ein in den Lüften flattern-

des Triumphsignal, ein himmelan wehender Jubelschrei der siegreichen Revolution*).

Aus dem Kampfzorn in den Humor hinübergesprungen, führte das Volk als „lustige Person" in dem eroberten Königsschloß einen heiteren Zwischenakt im glorreichen Drama des Tages auf, während anderwärts die Kulissen für einen weiteren Aufzug zurechtgerückt wurden. Die Szene wird das Palais Bourbon sein, das Sitzungshaus der Deputirtenkammer, zu welchem man von der Place de la Concorde her mittels der gleichnamigen Brücke und über den Quai d'Orsay gelangt. Wunderbarer Respekt des Autoritätsglaubens vor bestehenden Gewalten! Die Deputirtenkammer, mit Ausnahme einer verschwindend kleinen Minderheit nur aus so oder so Verkauften bestehend, war die Kloake der Verachtung, in welche die triumphirende Empörung voll Ekel hinunterspuckte, — und doch suchte man in dieser Kloake die Entscheidung! Nicht allein von

*) Der vorliegende Aufsatz schließt sich genau an den, welcher unter dem Titel „Ein dies irae" im 2. Bande der „Studien", S. 193 fg., mitgetheilt ist.

Seiten des Royalismus, was ganz in der Ordnung; sondern auch von Seiten des Republikanismus, was beweis't, daß er seiner Sache doch nicht eben sehr sicher war. Ja, wer die menschlichen Dinge vom vielleicht einzigen richtigen Standpunkt aus, d. h. vom Isolirberg ironischer Verachtung herab betrachtet, dem mag ein mephistopheliſch Lächeln die Lippen kräuseln, wenn er Monarchie und Republik so zu sagen einen keuchenden Wettlauf nach der Kloake anstellen sieht, in welcher alle die schändlichen und scheußlichen Resultate der Lehren zusammenflossen, die der ordentliche Professor der konstitutionellen Korruptologie, Monsieur Guizot, so erfolgreich vorgetragen hatte.

Derweil nämlich die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Knaben und dünnem Gefolge den Tuileriengarten durchschreitet, um drüben im Palais Bourbon durch die „französische Volksrepräsentation" auf ihres Sohnes, des Grafen von Paris Haupt die Krone und in ihrer eigenen Hand den Regentschaftsstab befestigen zu lassen, hat sich aus dem Redaktionsbüreau des „National" eine Abordnung

der Republikaner aufgemacht, Emanuel Arago an ihrer Spitze, um der Deputirtenkammer die „Beschlüsse des Volkes“ kundzuthun, die provisorische Regierung der Republik inmitten der Korrupten des Königthums auszurufen und endlich sodann diese provisorische Regierung im Triumphe vom Palais Bourbon zum Stadthause zu führen. Die Abordnung gelangte früher über die Concordebrücke und zur Deputirtenkammer als die Herzogin. Den Concordeplatz hatten die eilenden Republikaner fast ganz mit Truppen bedeckt gefunden. Infanterie, Kavallerie und Artillerie stand da, d. h. die von den Boulevards hieher zurückgezogene Kolonne des Generals Bedeau. Den vorübergehenden Emanuel Arago erkennend, kam der General auf denselben zu und beklagte sich, daß man ihn ganz ohne Befehle hier stehen ließe. Dann bat er Arago, dieser möchte doch bei den Ministern Thiers und Odilon Barrot irgendwelche Instruktion für ihn, den General, einholen. Arago hatte Anderes zu thun und eilte, mit seinen Begleitern die Seine zu überschreiten. Bedeau blieb mit seinen achttausend Mann, denn so viele hatte er ungefähr

unter seinem Kommando, in peinlicher Ungewißheit und Unschlüssigkeit auf dem Eintrachtsplatze stehen. Monsieur Thiers, der „Retter der Monarchie", welcher auf seinem Wege vom Schlosse zum Palais Bourbon diesen Platz ebenfalls passiren mußte, war so ganz Verwirrung und Angst, daß ihm gar nicht einfiel, Bedeau's Streitmacht zum Schutze der Deputirtenkammer zu verwenden, deren Beschützung doch ihm, einem Hauptcharlatan des Parlamentarismus, sehr hätte angelegen sein sollen. Ueberhaupt — so ganz war die Regierungsmaschine binnen wenigen Stunden zerfallen — dachte Niemand daran, dem Palais Bourbon eine ausreichende militärische Deckung zu verschaffen. Daher die Leichtigkeit, womit dann die Revolution, ihre Volkswogen auf beiden Ufern der Seine heranrollend, schaumspritzend in das „Heiligthum der gesetzgebenden Macht" eindrang, d. h. den ganzen parlamentarischen Schmutz und Stank, die schamlose Lüge von „Volksvertretung" nieder- und wegschwemmte. Aber war es nicht auch Lüge und Heuchelei, wenn die Demokratie an diesem seit Jahren von ihr ange-

spienen Orte das Wort der Entscheidung zu suchen kam? Es sah so aus, sah sehr so aus, war aber doch nur der Zwang der geschichtlichen Logik, welche die Menschen antreibt, immer wieder zu versuchen, ob sich ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit vermeiden, das Neue an das Alte anknüpfen, das Werdende als eine naturgemäße Zeugung des Bestehenden darstellen ließe.

Also immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen? Ach, nein! Das Wort ist vielmehr umzukehren; denn es ist ja nur ewig derselbe alte, tausendmal um- und wiedergegohrene Wein, für welchen neue Schläuche anzufertigen die menschliche Kulturarbeit sich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedankengehalt der Menschheit, ist und bleibt ewig derselbe, sofern nicht — was sehr unwahrscheinlich — die Organisation des menschlichen Gehirns eines schönen Tages eine andere wird. Schon der älteste Buddhist hätte, so die Druckerkunst erfunden gewesen wäre, sicherlich Bücher drucken lassen, wie sie zu unserer Zeit Herr Arthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Polytheismus, Monotheismus, Atheismus,

Brahmaismus, Mosaismus, Hellenismus, Christenthum, Islam, Päpstelei, Lutherei, Spinozismus, Hegelei, Despotie, Aristokratie, Demokratie, Sozialismus, Antik, Romantisch, Modern — Schläuche, Nichts als Schläuche, die sich ablösen und verdrängen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, jetzt so geformt, jetzt anders; jetzt roth, blau, grün, gelb u. s. w. angestrichen, jetzt einfarbig, dann zweifarbig, dreifarbig, regenbogengrell, pfauenbunt. Eine Neuschneiderung des Schlauches nennen die Leute ein neues Weltalter, einen frischen Anstrich eine neue Aera. Der Inhalt aber ist und bleibt der alte und — das halb schreckliche, halb lächerliche Räthsel „Mensch" stets ungelöst. Macht es einen Unterschied, wenn der indische Jogi zur Lösung dieses tragikomischen Räthsels dadurch zu gelangen glaubt, daß er, die meditirende Gans nachahmend, ein Jahr lang und drüber auf einem Beine steht, oder wenn einer unserer ordentlichsten oder außerordentlichsten Katheder-philosophen in der nämlichen Absicht zum Staunen seiner Zuhörer sich auf den abstrusen Kopf stellt und mit

den abſtrakten Beinen in der blauen Luft der Syllogismen und Kategorieen aprioriſtiſch herumkonſtruirt? Daß zwei Pfaffen einander begegnen können, ohne einander ins Geſicht zu lachen, iſt bekanntlich ſchon den Alten verwunderſam vorgekommen; wir Menſchen der Neuzeit dürften es billig wunderlich finden, daß zwei Philoſophen ſich begegnen können, ohne einander anzuweinen . . . .

Aber haſt du, theurer Leſer und liebes Miträthſel, jemals das Urbild eines Menſchen in tauſend Aengſten geſehen? Wenn nicht, ſo ſei dir dasſelbe hiemit leibhaft vorgeſtellt in der Perſon des armen Monſieur Sauzet, Präſidenten der Deputirtenkammer. Auch eine Säule des Louis-Philippismus und der Don-Guizoterie! Schade nur, daß die Säule, wie alle ihre Mitſäulen thun, heute gar kläglich wankt und ſchwankt, kniſtert und bröckelt unter dem rauhen Anhauch des Februarſturms! Was thun? Was beginnen in dieſem Trubel? Gerechter Himmel, dieſe Tagesordnung des 24. Februars ſtimmt ja gar nicht mit der unſrigen. „Um 3 Uhr öffentliche Sitzung: Fortſetzung der Debatte

über das Privilegium der Bank von Bordeaux" — lächerlich! Der ärmſte aller Präſidenten, ſoweit es heute ſolche gibt auf Erden, winſelt und wuſelt bleich und verſtörten Blickes im Palais umher und rudert ſich auch mühſam durch den Sal „des Pas-perdus" hindurch. Denn dieſer iſt vollgeſtopft mit Deputirten, Journaliſten und Nationalgarden. Fragen und Antworten, Verſicherungen und Bezweifelungen, Thatſachen und Mythen ziſchen und ſchwirren da babyloniſch durcheinander. Aus dieſem Wirrwarr taucht, kaum ſichtbar und nur für einen Augenblick, die kümmerliche Figur des Monſieur Thiers auf. Ha, der Miniſterpräſident! Noch iſt die Monarchie nicht verloren! Von allen Seiten ſchießen ſie auf den Kleinen los, ein Wort des Troſtes von ſeinen Lippen zu haſchen. Er aber ſtoßſeufzend: „Messieurs, le flot monte, monte! Tout est perdu!" Stammelt's, taucht unter und wird nicht mehr geſehen für heute, morgen und übermorgen und auf ſo lange nicht, bis das konſtitutionelle Deklamatorium wieder mit Sicherheit fortgeſetzt werden kann.

Während der monarchiſche Oberdeklamator alſo

aus dem Palais Bourbon verſchwand, betrat daſſelbe der Mann, welcher von heute an für etliche Monate oder wenigſtens für etliche Wochen der republikaniſche Oberſtdeklamator ſein wird, Monſieur Alphonſe de Lamartine, der ehrlichſte aller Schwarbelköpfe, der zuckerigſte aller Zuckerwaſſerdichter, der gutmüthigſte Almoſenſpender, leichtſinnigſte Schuldenmacher und eitelſte der Menſchen, mit Ausnahme des Vicomte de Chateaubriand, der aber ſeinem Mitbewerber um die Palme der Eitelkeit demnächſt den Platz räumen wird, — nicht jedoch, ohne daß er mittelſt der „Mémoires d'outre-tombe" dafür geſorgt hätte, noch aus dem Grabe heraus die arme leſende Menſchheit mit zwölfbändigen Chateaubriandismen zu behelligen. Herr von Lamartine ſeinerſeits hat nicht bis zu ſeinem Tode gewartet, die Welt auf das Genaueſte mit ſeinen Thaten in Verſen und Proſa, mit ſeinen Erlebniſſen als Menſch und Staatsmann bekannt zu machen. In einem der vielen, vielen Bücher, welche er je nach Stimmung und Laune bald Erinnerungen, bald Bekenntniſſe, bald Geſchichten betitelte, erzählt er uns

umständlichst, wie er am 24. Februar von 1848 von seiner Wohnung aus ins Palais Bourbon gelangte. In einem der Korridore von den Herren Marrast, Bastide und etlichen andern Republikanern angetreten, ward er von denselben „dringend" um eine geheime Unterredung ersucht, welche dann in einem abgelegenen Bureauzimmer statthatte. „Sie wissen — sagte der Wortführer Marrast — Sie wissen, was wir sind und was wir wollen. Wir sind Republikaner und wollen demnach die Republik. Falls diese aber nur mittelst eines Kampfes, welcher Frankreich in Blut tauchte, möglich wäre, würden wir uns mit der Regentschaft zufriedengeben, immer jedoch auch mit dem Vorbehalt, den endlichen Triumph unserer Idee vorzubereiten. Wir kennen Sie nicht, aber wir achten Sie und das Volk ruft Ihren Namen an, es hat Vertrauen zu Ihnen und Sie sind daher in unseren Augen der Mann der Verhältnisse. Wollen Sie der Vormund des sterbenden Königthums und der Minister der werdenden Republik sein?" Auf diese Anrede hin stellte oder setzte sich vielmehr Lamartine in eine Positur, die er selbst

uns zum Malen genau beschrieben hat, nämlich also: „Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und verbarg sein Antlitz in seine Hände. Er flehte in seinem Inneren zu dem, der allein niemals sich irrt, daß er seine Gedanken lenken möge. Fast ohne zu athmen verharrte er fünf oder sechs Minuten in tiefem Nachdenken." Und, richtig, die erflehte Inspiration und Erleuchtung kam über ihn, vom Himmel herabfallend, wunderwirkend. Denn als der gute Poet „endlich seine Hände wieder sinken ließ", erklärte er den um den Tisch herumstehenden Republikanern, daß er selber mit einem Schlage ein Republikaner geworden sei, zwar nicht gerade aus Ueberzeugung, aber doch aus Politik. Hierauf rührte er die beredten Lippen zu einem langwierigen, um nicht zu sagen langweiligen Phrasenschaumschlagen, dessen kurzer Sinn war, daß man sofort über die Regentschaft hinweg und in die Republik hineinspringen müsse, weil nur diese — sagte Herr von Lamartine — „Frankreich zu bewahren vermöge vor Anarchie, vor Bürgerkrieg, vor Krieg mit dem Auslande, vor Raub, vor Schaffoten, vor Theilung des

Eigenthums, vor dem Umsturz der Gesellschaft," und schließlich verpflichtete sich der Redner, gegen die Regentschaft zu sprechen und den Antrag, eine provisorische Regierung einzusetzen, zu unterstützen oder auch wohl selbst zu stellen. Und dieses schwankende Zuckerrohr von Lyriker stand für eine Weile am Steuer des französischen, republikanisch bewimpelten Staatsschiffs! Kein Wunder, daß das Fahrzeug so schmählich scheiterte.

Man muß einem anderen Manne, welchem sonst Wenig oder Nichts nachzurühmen ist, man muß Herrn Odilon Barrot nachrühmen, daß er sich doch nicht so im Handumdrehen republikanisiren ließ. Während er im glücklichen Bewußtsein seiner Ministerschaft vom Ministerium des Innern aus eifrigst in die Provinzen hinaustelegraphirte: „Der König hat abgedankt; die Herzogin von Orleans ist als Regentin proklamirt; Alles hier läßt sich versöhnlich an (tout marche ici vers la conciliation)" — wurde ihm gemeldet, daß die Herzogin sich in die Deputirtenkammer begeben habe und ihn daselbst ängstlich erwarte. Der Minister warf sich mit sei-

nem Freunde Pagnerre in einen Miethwagen und gelangte glücklich zum Palais Bourbon, allwo inzwischen die republikanische Deputation, deren Sprecher Emanuel Arago war, in dem bunten Gewirre, welches den Sal des Pas-perdus füllte, mit zweifelhaftem Erfolge für die Republik geweibelt hatte. Beim Erscheinen Barrots gingen ihn diese Republikaner um eine Unterredung an, welche sofort in einem Bureauzimmer stattfand, zur selbigen Zeit, wo in einem andern Marraft und Bastide mit Lamartine verhandelten. Der Minister hatte zwei befreundete Kammermitglieder zur Seite, die Herren Mornay und Morny, Letzterer heute noch ein liberalthuender Orleanist, künftig aber der Held-Schurke des 2. Dezembers von 1851. Emanuel Arago faßte die Darlegungen seiner Freunde in dem Satze zusammen: „Das Volk will eine provisorische Regierung!“ und richtete an den Minister die Frage: „Wollen Sie Mitglied der provisorischen Regierung sein?“ Darauf Barrot: „Nein. Ich war immer liberal, bin aber kein Republikaner. Meine Hingebung gehört dem Volke, aber ich bin für die

Regentschaft. Das Regiment einer Frau und eines Kindes verbürgt die öffentlichen Freiheiten und die Aufrichtigkeit der repräsentativen Staatsform" — (zu Deutsch: Ich bin für die Regentschaft, weil unter derselben ich der eigentliche Regent sein werde; das Regieren ist so süß!). „Nun wohl — sagte einer der Republikaner — so müssen wir es ohne Sie zu machen suchen. Aber seien Sie für alle Fälle eingedenk, daß Solche, welche die Uebernahme der gefahrvollen Mission verweigern, auch kein Recht haben, Die zu tadeln, welche den Muth besitzen, sich damit zu belasten."

Damit trennte man sich. Die öffentliche Sitzung der Kammer sollte beginnen. Die Arena, in welcher der Zweikampf zwischen Monarchie und Republik vor der Hand entschieden werden mußte, that sich auf.

2.

1 Uhr 30 Minuten. Die Galerien füllen sich allmälig, vorzugsweise mit „respektabeln" Leuten. Viele Nationalgardenuniformen darunter; auch elegante Damen, denn wo könnte ein Spektakel losgehen in der Welt, ohne daß mehr oder weniger schöne Frauenaugen neugierig darauf blickten? Die Stenographen, welche mit rühmlicher Pflichttreue die Vorgänge der anhebenden weltgeschichtlichen Stunde schnellschriftlich photographirt haben, sind auf ihren Plätzen. Die amphitheatralisch ansteigenden Bänke der Deputirten zeigen große Lücken, besonders zur Rechten und zur Linken. Die Mitglieder der Centren, die geschworenen Guizotisten, sind ziemlich vollzählig da, mit bänglicher Wehmuth auf den leeren Ministertisch starrend, wo ihr theurer Korrumpirer und seine Herren Kollegen nicht erscheinen. Am Fuße der beiden Treppen, welche zur Rednerbühne emporführen, bei den von Huissiers bewachten Thüren, welche dort unter der den Präsidentenstuhl tragenden Estrade zur Rechten und zur

Linken angebracht sind, haben sich Gruppen von Kammermitgliedern gesammelt, ängstliche Blicke und geflügelte Fragen austauschend. Andere Deputirte sind auf die Plattform des Säulenganges hinaufgestiegen, welcher hinter den Bänkereihen hinläuft, und suchen, nach dem Quai d'Orsay hinaus und nach der Brücke und dem Platz de la Concorde hinüber blickend, zu erspähen, wie der Kampf zwischen dem Volk und den Truppen ginge. Denn noch scheint das Fechten im Gange, da von Weile zu Weile ein Gekrache von Gewehrsalven aus der Ferne herüberschallt. Es ist aber nur das Viktoriaschießen der siegreichen Empörung. Gerade zu dieser Zeit wird ja drüben in den Tuilerien im Thronsale von des entflohenen König-Fuchses Thronsessel herab proletarisch-lustig die Republik proklamirt.

Bleich, verstört, wankend steigt Sauzet zu seinem Präsidentenstuhl hinauf, so langsam, als würden ihm die Fußsohlen auf jeder Stufe der Treppe festgeleimt. Droben bleibt er dann unschlüssig stehen und blickt, wie um sich bei seinem Herrn und Meister Rath zu holen, auf das große hinter seinem Lehn-

ſeſſel aufgehangene Gemälde, welches den König Louis Philipp darſtellt, wie er die Charte beſchwört, — dieſelbe Charte, welche derſelbe Louis Philipp mit ſeinen Dupins, Molé's, Guizots, Duchatels, Thiers, Sauzets, Montalivets u. ſ. w. glücklich zu einem Wiſchlappen gemacht hat, nur noch dienlich, den Unflath des „parlamentariſchen Régime", ſo er gar zu dick und ſtinkend geworden, damit für eine Weile wegzuwiſchen, ſcheinbar wenigſtens und für Augen, welche getäuſcht ſein wollen. Endlich ſetzt ſich der Präſident und faßt den Griff ſeiner Klingel. Aber was ſoll er ſagen, was ankündigen, was vorſchlagen? Man iſt im Palais Bourbon gar nicht auf dem Laufenden. Man hat nur ſo gerüchtweiſe vernommen, daß an der Stelle des Monſieur Thiers Herr Odilon Barrot zum Miniſterpräſidenten ernannt worden ſei; dann, daß der König abgedankt und die Herzogin von Orleans zur Regentin ernannt habe. Ein die Treppe zum Präſidentenſtuhl hinaneilender Offizier entreißt den armen Sauzet ſeiner Verlegenheit. Er klingelt. Die Deputirten nehmen ihre Sitze ein. Der Präſident aufſtehend:

„Messieurs, die Frau Herzogin von Orleans und der Graf von Paris sind im Begriffe, in der Kammer zu erscheinen.“ Bewegung auf den Bänken der Deputirten, Unruhe auf den Galerien, über deren Balustraden Zuschauer und Zuschauerinnen möglichst weit sich vorbeugen. Kammerweibel bringen drei Stühle und stellen dieselben zu Füßen der Rednerbühne auf, welche unter dem Präsidentenbureau angebracht ist, den Deputirtenbänken gegenüber und genau im Mittelpunkt der Sehne des gewaltigen Halbbogens, welchen der Sal bildet. Gerade der Tribüne gegenüber und auf gleicher Höhe mit derselben befindet sich in der Mitte des hinter den Sitzen der Kammermitglieder herlaufenden Säulenganges eine Flügelthüre. Diese öffnet sich zugleich mit der Ankündigung des Präsidenten und die Herzogin tritt mit ihren beiden Knaben ein, geleitet von ihrem Schwager Nemours, der heute schweren Pflichten mit Ehren genügt, und begleitet von etlichen Generalen und Bürgerwehroffizieren.

Arme Frau, du mußt heute bitterlich erfahren, daß du nicht daheim in Mecklenburg, wo ein recht-

loses Volk knechtisch-stumm unter den Junkerstock sich beugt, aus der Heimat sich wegsehnend, wie Verdammte aus der Hölle. Du stehst auf diesem Weltvulkan Paris, der heute wieder einmal Blitz und Donner und Lava speit, explosivisch sich schüttelnd, daß die alte Europa in Nervenkrämpfe verfällt wie ein bleichsüchtig Mädelchen und ihre Zwingherren das Gedröhne der Weltgerichtsposaunen zu vernehmen glauben. Freilich, auch diese Improvisatoren von Revolutionen, diese munteren und geschwinden Kettenbrecher und Fesselnsprenger, diese charmanten Franzosen auch sie lassen sich zeitweilig das Zwangshemd der Sklaverei anthun und wälzen sich, wie es Sklaven geziemt, mit bestialischem Behagen im Kothe der Niedertracht. Aber plötzlich klimmt, steigt, fliegt die Quecksilbersäule des Naturells einer Nation, welche das „Vorvolk" heißt und heißen darf, heißen muß, wieder aus der Tiefe hinan zur höchsten Höhe; Julitage und Februartage brechen an, stralend von Freiheitssonnenschein, Augustnächte schimmern und funkeln mit tausend Gestirnen der Begeisterung und immer und

immer wieder schlägt eine Stunde, wo der gallische Riese aus tiefer Erniedrigung zu wunderbarem Aufschwung sich erhebt und binnen Minuten lachend zu Müll zerschlägt, was, ihn zu knebeln und zu knechten, Schlauheit und Schurkerei, Lug und Trug, List und Gewalt binnen Jahren mühselig aufgebaut hatten.

Helene d'Orleans trägt das Trauergewand der Wittwe. Ihr halb auf den Hut zurückgelegter Schleier läßt die Bläße ihres Antlitzes sehen, auf welchem noch ein Schimmer der Jugend liegt. In ihren blauen Augen, welchen der weite Raum des Sales plötzlich entgegentritt, ist der flehende Ausdruck der Mutterſorge. Sie führt an ihrer rechten Hand den Grafen von Paris, an der linken den Herzog von Chartres. Die beiden Knaben haben kurze Tuniken von schwarzem Tuche an und ihre Hemdkragen sind auf die Schultern zurückgeschlagen. Diese Kinder, welche weit entfernt sind, den Ernst einer Szene zu ahnen, die für sie nur ein ungewohntes Schauspiel, gemahnen mit ihrer Erscheinung Augenzeugen an die Kinder Karls des Ersten, wie

Vandyk dieſelben gemalt hat ... Die Herzogin ſteigt mit ihren Söhnen, ihrem Schwager und ihrem kleinen Gefolge die Stufen herab. Der Anblick dieſer jungen Mutter hat etwas ſo Herzbewegendes, daß von allen Seiten des Sales der Willkomm ausbricht: „Vive la duchesse d'Orléans! Vive le comte de Paris! Vive le roi! Vive la régente!“ Die Herzogin verbeugt ſich mit anmuthiger Schüchternheit und ein Hoffnungsſtral bepurpurt ihr flüchtig Stirne und Wangen. Die Täuſchung ſollte kurz ſein und die Enttäuſchung bitter. Ja, wenn ſie mit ihren Knaben nach dem Stadthauſe gegangen wäre, vielleicht ... aber ſolche „Wenn“ ſind nur nichtiger Staub unter den rollenden Rädern des Schickſalswagens ... Die Prinzeſſin nimmt mit den Prinzen auf den am Fuße der Rednerbühne hingeſtellten Stühlen Platz. Ihr Schwager Nemours ſtellt ſich vor ſie hin und die Herren, welche mit ihr gekommen, reihen ſich rechts und links.

Die Kammer hat alſo in ihrer Mehrheit den König-Knaben und die Mutter-Regentin dadurch anerkannt. Aber was iſt die Kammer zu dieſer

Stunde noch? Es wird ihr bald genug und unhöflich-deutlich genug ins Gesicht gesagt werden. Schon schlagen auch die ersten Wellenspitzen der mehr und mehr anschwellenden Brandung draußen an die Mauern und Wände. An der Thüre zur linken Hand des Bureau der Kammer lärmt und pocht es von Außen. Huissiers rufen abwehrend: „Ihr dürft nicht herein! Ihr habt kein Recht dazu!“ Trotzdem geht die Thüre auf, eine Anzahl von Bürgern schiebt und drängt sich herein und vertheilt sich in den Gängen. Die Deputirten wagen schon keinen Einspruch mehr gegen diese Verletzung des privilegirten Raumes. Sie sitzen in unbehaglichster Spannung und unverkennbarer Angst auf ihren Bänken. Die Manifestation, zu welcher sie beim Eintritt der Herzogin von Orleans sich vereinigt haben, scheint den Rest ihrer Kraft erschöpft zu haben. Rathlosigkeit ist ganz augenscheinlich der Gesammtausdruck der Versammlung, wie das ja in der Regel der Charakter parlamentarischer Versammlungen in großen Krisen zu sein pflegt. Ruhmvolle Ausnahmen, wo berathende Versammlungen zugleich

handelnde von höchster Mächtigkeit waren, der römische Senat zur Blüthezeit der Republik, das Lange Parlament, der Gründungskongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Konstituirende von 1789, der Konvent von 1793, — solche Ausnahmen sind eben Ausnahmen, ruhmvolle, aber spärliche.

Man muß aber doch Etwas thun oder wenigstens Etwas reden, um dieser unerträglich-peinlichen Spannung Luft zu machen. Herr Lacrosse, ein Mitglied des linken Centrums, steht deßhalb auf und ruft in das dumpfe Stimmengewirre hinein, welches den Sal füllt: „Ich verlange, daß Herr Dupin das Wort nehme.“ Worauf der also Aufgerufene: „Ich habe das Wort nicht verlangt.“ Aber zahlreiche Stimmen schreien ihm zu: „Sprecht! Sprecht!“ Er besteigt die Rednerbühne und spricht von „Manifestationen“, welche in Paris stattgefunden, sowie von der Abdankung Louis Philipps zu Gunsten seines Enkels mit der Regentschaft seiner Schwiegertochter. Die Centren rufen: „Hoch der König! Hoch die Regentin!“ Dupin will, daß diese Zustim-

mung der Kammer zu Protokoll genommen werde. Stimmen aus der Mitte: „Ja, ja!“ Stimmen von links: „Nein, nein! Eine proviſoriſche Regierung!“ Präſident Sauzet: „Meine Herren, wie mir ſcheint, hat die Kammer mittelſt ihrer einmüthigen Zuſtimmung“ .... Stimmen im Centrum: „Bravo! Bravo!“ Stimmen von links: „Nein! Nein!“ Wachſender Tumult. Die ſchon vorhin erwähnte Thüre am Fuße der Tribünetreppe wird abermals von Außen aufgedrückt und Bewaffnete ſtrömen herein, Bourgeois und Proletarier, Bärenmützen und Bluſen. Die beiden Aufgänge zur Rednerbühne ſind von geſtikulirenden und ſchreienden, zuſtimmenden und proteſtirenden Deputirten belagert. Herr Marie ſchiebt einen Knäuel ſeiner Herren Kollegen bei Seite und ſteigt hinauf. Da er ſich in dem Lärm nicht hörbar zu machen vermag, hält er wenigſtens die Tribüne beſetzt. Lamartine ruft von ſeinem Platz aus dem Präſidenten zu, dieſer möge die Sitzung ſuſpendiren, aus Achtung vor der Nationalvertretung und aus Achtung auch vor der erlauchten Prinzeſſin, welche anweſend ſei. Sauzet folg-

ſam: „Die Kammer ſuſpendirt ihre Sitzung, bis die Frau Herzogin und der neue König ſich zurückgezogen haben werden.“

Die Deputirten verlaſſen ihre Bänke und ſammeln ſich in dem Halbkreis am Fuße des Bureau. Eingedrungene Bürgerwehrleute und Barrikadenmänner miſchen ſich da mit ihnen. Es entſteht ein Gedränge und Gewoge, daß der Staub aufwirbelt. Die Galerien droben füllen und überfüllen ſich zum Brechen. An die große Flügelthüre, durch welche die Herzogin eingetreten, wird von Außen mit Fäuſten geſchlagen, mit Gewehrkolben gedonnert. Hunderte von Rufen und Tönen aller Art verbinden ſich zu einem chaotiſchen Getöſe und an der Decke des Sales hängt eine Wolke von Dampf und Staub.

Der Herzog von Nemours, deſſen Kaltblütigkeit wohl erkennt, daß inmitten dieſes anarchiſchen Durcheinander für die Dynaſtie Orleans kein Halt und keine Rettung zu finden ſei, redet ſeiner Schwägerin zu, den Sal zu verlaſſen. Verſchiedene Kammermitglieder unterſtützen ihn. Die Prinzeſſin zögert. Sie fühlt, daß ihren Platz aufgeben Alles

aufgeben heiße. Endlich, den Drängenden weichend, steht sie doch auf und macht ein paar Schritte, hält aber dann wieder inne. Deputirte bilden um sie und ihre Knaben her einen schützenden Kreis, vermögen aber nur sehr nothdürftig das immer unwiderstehlicher anwachsende Gedränge abzuhalten. Der General Oudinot, Deputirter, erhebt seine Stimme und ruft aus: „Ich appellire an alle großmüthigen Gefühle. Wenn die Prinzessin sich zurückziehen will, wollen wir sie begleiten — („Nein! Nein!") — wenn sie hier bleiben will, so wird unsere Hingebung ihr Schutz sein". Diese Berufung scheint für einen Augenblick Eindruck zu machen, so daß Präsident Sauzet den Muth findet, zu sagen: „Das Erste, was wir zu thun haben, ist, alle Personen, die nicht in die Kammer gehören, einzuladen, diesen Ort zu räumen." — „„Nein! Nein!"" — „Meine Herren, im Namen der Konstitution" . . . . „„Nein! Nein!"" — Die Eingedrungenen wanken und weichen nicht, ihre Anzahl wächst mit jeder Minute, der Lärm wird betäubend, das Gedränge bedrohlich. Man sieht die

Herzogin, man weiß nicht, ob freiwillig oder geschoben, mit ihren Knaben den Halbkreis am Fuße der Tribüne verlassen und die Stufen in dem Gange zwischen den beiden Centren zu dem Säulencorridor emporsteigen. Nemours geht vor ihr her und sucht ihr eine Gasse zu öffnen. In diesem Augenblicke wird die große Flügelthüre droben mit Gewalt aufgestoßen, eine Volksmenge strömt durch die Oeffnung und versperrt der Prinzessin den Ausgang. Sie setzt sich, während von draußen tausenderlei Schreie, begleitet von Gewehrsalven gehört werden, mit ihren Söhnen auf die oberste Bank des linken Centrums. Die Herren ihrer Begleitung suchen Mutter und Kinder so gut als möglich zu bergen und zu decken. Von den Deputirten sind jetzt nur noch die Mitglieder der äußersten Linken unerschütterlich auf ihren Plätzen, während die Bänke der Centren und der Rechten mehr und mehr von eingedrungenen Bürgern und Proletariern eingenommen werden. Die Kammer als solche hat schon aufgehört zu existiren und an ihre Stelle ist ein sehr buntscheckiges Volksparlament getreten.

Präſident Sauzet freilich hält die Fiktion von Konſtitution und Kammer noch eine Weile feſt. Er handhabt heftig ſeine Schelle und wiederholt ſeine Einladung an die Eingedrungenen, den Sal zu räumen. „Nein! Nein!“ Doch ſeht, da kommt Herr Odilon Barrot, der zuletzt noch erkorene Rettungsengel der Julimonarchie. Laßt ihn auf die Tribüne ſteigen, um das ſänftigende Oel ſeiner liberalen Rednerei auf die hoch und höher gehenden Wogen der Revolution herniederzugießen. Sie müſſen ſich glätten, es kann nicht fehlen. In der That, der Biedermann ſchickt ſich an, ſeine wunderthuende Oelflaſche zu entpfropfen. Leider zu ſpät! Denn gerade jetzt ſchleudert Marie, welcher noch immer die Rednerbühne innehat, das Ausſchlag gebende Stichwort in den toſenden Sal: „Ich verlange, daß auf der Stelle eine proviſoriſche Regierung ernannt und eingeſetzt werde!“

3.

Das ist ein Blitz, der wegzeigend durch das Dunkel dieser tumultuarischen Berathung zuckt. Aber der bestätigende Donnerschlag zögert noch, einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, sich daran zu halten, ist oder scheint wenigstens dem Königthum geboten in der Person des Schein-Premier Barrot, welcher sich eben anschickt, Herrn Marie auf der Rednerbühne abzulösen. Er muß freilich noch warten. Da ist zunächst der Herr Abbé de Genoude, vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit sei günstig, für seinen König, Henry V. in partibus, das Wort zu ergreifen. Bekannte von ihm, welchen die Atmosphäre nichts weniger als bourbonisch vorkommt, machen ihm bemerklich, daß er gutthäte, zu schweigen. „Wie so? — fragt er — ich habe keine anderen Interessen als die des Landes.“ — „„Zum Henker mit Euren Interessen!““ — Während dieses kurzen Zwischenfalls hat Herr Cremieux, vom Stamme Juda, die Tribüne

erklommen und ſagt: „Das Volk will nicht ſo ohne Weiteres die Regentſchaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum ſind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage von vorne anfangen zu müſſen. Ich habe ſo eben den unglücklichen König und ſeine unglückliche Familie zu ihren Reiſewagen begleitet, ich hege die höchſte Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung von fünf Mitgliedern." — „„Bravo! Bravo!"" — Loyolait und Legitimiſt Genoude iſt nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratiſche Maske vorſteckend: „Ihr könnt weder eine proviſoriſche Regierung noch eine Regentſchaft machen. Ich ſage, Alles iſt ungültig ohne die Zuſtimmung des Volkes. Wollt ihr Etwas thun, ſo ruft die Nation zuſammen, um ſie zu befragen. Das habt ihr i. J. 1830 verſäumt und ihr erlebt nun die Folgen dieſer Verſäumniß." — „„Ja! Ja! — Bravo! — Nein!"" Lärm und Wirrwarr. „„Seht, Herr Barrot iſt auf der Tribüne. Laßt Herrn Barrot ſprechen!""

3.

Das ist ein Blitz, der wegzeigend durch das Dunkel dieser tumultuarischen Berathung zuckt. Aber der bestätigende Donnerschlag zögert noch, einzufallen. Denn ein letzter Strohhalm, sich daran zu halten, ist oder scheint wenigstens dem Königthum geboten in der Person des Schein-Premier Barrot, welcher sich eben anschickt, Herrn Marie auf der Rednerbühne abzulösen. Er muß freilich noch warten. Da ist zunächst der Herr Abbé de Genoude, vom Stamme Loyola, welcher wähnt, die Gelegenheit sei günstig, für seinen König, Henry V. in partibus, das Wort zu ergreifen. Bekannte von ihm, welchen die Atmosphäre nichts weniger als bourbonisch vorkommt, machen ihm bemerklich, daß r gutthäte, zu schweigen. „Wie so? — fragt er — ich habe keine anderen Interessen als die des Landes." — „„Zum Henker mit Euren Interessen!"" — Während dieses kurzen Zwischenfalls hat Herr Cremieux, vom Stamme Juda, die Tribüne

erklommen und ſagt: „Das Volk will nicht ſo ohne Weiteres die Regentſchaft der Frau Herzogin von Orleans annehmen. Anno 1830 haben wir uns übereilt und darum ſind wir jetzt, Anno 1848, in der Lage von vorne anfangen zu müſſen. Ich habe ſo eben den unglücklichen König und ſeine unglückliche Familie zu ihren Reiſewagen begleitet, ich hege die höchſte Achtung vor der Frau Herzogin; aber ich fordere die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung von fünf Mitgliedern." — „„Bravo! Bravo!"" — Loyolait und Legitimiſt Genoude iſt nun doch für einen Augenblick Inhaber der Rednerbühne und bemerkt, die urdemokratiſche Maske vorſteckend: „Ihr könnt weder eine proviſoriſche Regierung noch eine Regentſchaft machen. Ich ſage, Alles iſt ungültig ohne die Zuſtimmung des Volkes. Wollt ihr Etwas thun, ſo ruft die Nation zuſammen, um ſie zu befragen. Das habt ihr i. J. 1830 verſäumt und ihr erlebt nun die Folgen dieſer Verſäumniß." — „„Ja! Ja! — Bravo! — Nein!"" Lärm und Wirrwarr. „„Seht, Herr Barrot iſt auf der Tribüne. Laßt Herrn Barrot ſprechen!""

„Was wird Herr Barrot ſagen?“ fragt der Graf von Paris ſeine Mutter. „Er ſpricht für dich, mein Sohn.“ — „Und die Andern? Sprechen ſie auch für mich?“ — „Nein, mein Sohn, nicht alle.“ Und ſo ſprechend dreht die Herzogin ängſtlich ein Blatt Papier in ihren Händen, welches ihr derſelbe Cremieux, der ſo eben für eine proviſoriſche Regierung geſprochen, wenige Minuten zuvor zugeſteckt hatte. Auf dieſem Papier ſtand geſchrieben: „Nur von dem Willen der Nation wollen mein Sohn und ich unſere Vollmachten erhalten. Ich, die Wittwe des Herzogs von Orleans, und mein Sohn, die Waiſe, erwarten mit Vertrauen die Entſcheidung, welche das Volk treffen wird. Gewiß aber iſt, daß ich meinen Sohn in der innigſten Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit erziehen werde.“ Der Republikaner Cremieux ſcheint demnach die Republik zunächſt für unmöglich oder unräthlich gehalten und eine proviſoriſche Regierung nur gewollt zu haben, um durch dieſelbe die Regentſchaft der Herzogin vorzubereiten. Freilich, wer konnte in dem

Wirrſal dieſer Stunde überhaupt von ſich ſagen, daß er ganz klar, beſtimmt und folgerichtig gedacht und gewollt habe?

Barrot hebt zu reden an und redet ſo, daß es für etliche Sekunden den Anſchein gewinnt, der Strohhalm könnte doch zu einem Eiſenſtab werden. Er ſagt, die Lage ſei einfach, die Pflicht vorgezeichnet; er wendet ſich beſchwörend an die Großmuth der Nation und ſpielt den Phraſentrumpf aus: „Die Julikönigskrone ruht auf dem Haupt eines Kindes und einer Frau.“ Die orleaniſtiſchen Deputirten, welche beim Erſcheinen Barrots ſich wieder zuſammengeſchart, bedecken die Stimme des Redners mit ihren Beifallsrufen. Die Herzogin von Orleans erhebt ſich, um die Verſammlung, die ſich ihrer Sache wieder völlig zuzuwenden ſcheint, dankbar zu grüßen, und auf einen Wink von ihr thut der Graf von Paris ebenſo. Odilon Barrot fortfahrend: „Ich thue einen feierlichen Aufruf“ . . . Herr de Larochejaquelin, legitimiſtiſcher Deputirter, von ſeinem Platz aus: „Ihr wißt nicht, was Ihr thut!“ Der Herzog von Nemours flüſtert ſeiner Schwäge-

rin Etwas zu. Sie ſteht abermals auf und hebt das Blatt Papier, das ſie in der Hand hält, empor, wie zum Zeichen, daß ſie zu reden begehre. Viele Stimmen: „Hört, hört! Laßt die Frau Herzogin ſprechen!“ Andere: „Herr Barrot ſoll fortfahren!“

Er thut es, und was er zu Gunſten der Regentſchaft ſagt, iſt recht gut geſagt; aber es macht keine rechte Wirkung mehr, nicht einmal bei den Kammermitgliedern, welche ſich wieder in den Centren zu ſammeln verſucht haben. Das Ende von Barrots Rede erregt nur mäßigen Beifall und mit ſeinem Verſchwinden von der Tribüne erliſcht der letzte für die Monarchie und die Julidynaſtie flüchtig aufgeleuchtete Hoffnungsſtral. Als jetzt die gewaltige Geſtalt von Larochejaquelin, dem Sohne des Helden der Vendée, auf der Rednerbühne erſcheint, murrt es am Fuße derſelben: „Was, will er etwa ſeinen Henry V. proklamiren?“ Larochejaquelin ſchüttelt ſeinen ausdrucksvollen, von einer fabelhaften Haarfülle bedeckten Kopf und ſagt: „Ich komme nicht, einen tollen Anſpruch (folle prétention) zu erheben;

aber ich glaube, daß der ehrenwerthe Herr Barrot ſo eben an dieſer Stelle den Intereſſen, welchen er dienen wollte, ſchlecht gedient hat. Meſſieurs, es ſteht vielleicht Solchen, die vormals den Königen allzeit gedient haben, am Beſten zu, dermalen vom Lande und vom Volke zu ſprechen." — „„Gut! Sehr gut!"" — Larochejaquelin, ſeine hohe Geſtalt aufrichtend und die Rechte gegen die Centren ausſtreckend, mit einer Donnerſtimme: „Heute ſeid ihr Nichts, zur Stunde ſeid ihr gar Nichts mehr!" — „„Wie? Was? Wir können uns das nicht gefallen laſſen!"" — Präſident Sauzet: „Mein Herr, Sie vergeſſen ſich. Ich rufe Sie zur Ordnung." — Larochejaquelin: „Warum dieſes Geſchrei über eine Wahrheit? Nicht als Deputirter ſag' ich euch, daß die Kammer der Deputirten gar nicht mehr exiſtirt. Ja, ſie exiſtirt nicht mehr! Ich ſage, man muß die Nation zuſammenberufen und dann" . . . .

Das in furchtbarem Getöſe abreißende Wort des Legitimiſten war wie ein Signaltrompetenſtoß, be-

ſtimmt, neue Mitſpieler in dieſem wilden Drama auf die Bühne zu rufen.

4.

Nein, nicht in ſeinen ſchrecklichſten Angſtträumen hat jener weiland Geſtaltenſeher von 1848, der aus Ekel ſich todtſchoß, als er einmal ſich ſelber in ſeiner wahren und wirklichen Geſtalt erblickt hatte, — nicht in ſeinen ſchrecklichſten Angſtträumen hat er ſolche Geſtalten geſchaut, wie ſie jetzt durch die beiden Thüren am Fuße der Tribüne hereinwimmelten, — eine Schmutzwoge der Empörung, eine tüchtige Portion Grundſuppe der Barrikadoſophie, eine ſaturnaliſche Maskerade der momentan obenauf gekommenen Pöbelei. Der ſogenannte Oberſt Dumoulin, halb ein Bonapartiſt, halb ein Republikaner und ganz ein Narr, iſt der Anführer dieſes buntſcheckigen Haufens, welcher in den Halbkreis vor dem Bureau hereinbricht, ſtampfend, brüllend, ſchweißtriefend, pulverge-

ſchwärzt, zerriſſene Fahnen, Säbel, Bajonnette, Eiſenſtangen über den Köpfen ſchwenkend, abenteuerlich behangen mit allerhand Flitter- und Lappalienzeug, was dieſe „sainte canaille“ in den Tuilerien, woher ſie kommt, aufgeleſen hat. Und wie das beim losgeborſtenen Franzoſenthum immer ſo ſein muß, dem Furchtbaren und Abſcheulichen geſellt ſich das Burleske. Wie eine häßliche Erinnerung an die Sansculoterie von 1793 macht ſich in der Schar ein Metzgerknecht mit blutiger Schürze bemerkbar, ein breites Meſſer ſchwingend, und dieſem Kerl zur Seite geht mit ſtelzenhafter Grandezza ein Greis, barhäuptig, die Bruſt von den Silberwellen eines Patriarchenbartes bedeckt, in der Rechten die unmäßig lange Klinge eines Ritterſchwertes führend, welche durch einen Laib Brod geſteckt iſt, der ihr als Stichblatt dient.

„Wir wollen die Abſetzung des Königs! Die Abſetzung! die Abſetzung!“ ſchreien die Eindringlinge. Die Deputirten ſpringen auf, die Galerien widerhallen den Ruf. Der Oberſt Dumoulin zwängt ſich mit einer dreifarbigen Fahne zur Rednerbühne

hinauf und legt den Fahnenschaft über die Marmorplatte, auf welcher die Hände so vieler parlamentarischer Hanswurste herumgefingert haben. „Messieurs — schreit er in das Gewühle hinein — wißt, daß das Volk heute seine Freiheit und Selbstständigkeit wieder erobert hat. Wißt, daß wir den Thron des Roi-Bourgeois in den Tuilerien so eben zerbrochen und zum Fenster hinausgeworfen haben." Einer, welcher inmitten der Flut sich überstürzender Vorgänge an diesem Tage auf Nebendinge zu achten vermocht hätte, würde sich so ein nebendingliches Etwas gemerkt haben, welches, an und für sich verschwindend klein, doch so zu sagen schon den Schatten eines ungeheuren Ereignisses weit vor sich herwarf. Die Fahne nämlich, welche Dumoulin auf der Rednerbühne aufpflanzte, hatte vor einer Stunde noch den Thronsessel Louis Philipps geschmückt. Als der „Oberst" dieselbe aus den Tuilerien weggetragen, hatte ihn ein Bekannter unterwegs nach dem Palais Bourbon beschäftigt gesehen, mit seinem Stiefelabsatz den gallischen Hahn zu zertreten, welcher die Spitze des Fahnenstabes zierte, und hatte den also

sich Bemühenden ironisch gefragt: „Ah, wollt Ihr vielleicht den kaiserlichen Adler an die Stelle des gallischen Hahns setzen?“ Der Bartholomäustag, der 2. Dezember von 1851, wird auf diese Spottfrage seine furchtbare Blutantwort geben . . .

Präsident Sauzet arbeitet wüthend mit seiner Schelle, deren Töne in dem rasenden Getöse gar nicht gehört werden. Verzweiflungsvoll stülpt er sich endlich sein Angstrohr auf den Kopf, zum Zeichen, daß es aus sei mit der Sitzung und mit dem Präsidium. Allein sofort rufen drohende Stimmen: „Hut ab, Präsident!“ und der ärmste aller Präsidenten gehorcht. Die Menge schiebt sich in dem Halbkreis, in den Gängen, zwischen den Deputirtenbänken hin und her. Da ruft es: „Keine Bourbons mehr!“ Dort schreit es: „Nieder mit den Verräthern!“ Weiterhin brüllt es: „Eine provisorische Regierung auf der Stelle!“ Die Zahl der Deputirten beginnt auffallend sich zu lichten, der Boden fängt den Korrupten unter den Füßen zu brennen an und man sieht einen dieser Herren nach dem andern sachte durch die Hinterpforte verschwin-

den. Cremieux, Lamartine und Ledru-Rollin erſcheinen zugleich auf der Rednerbühne. Der Letztere ſchiebt den Herrn Oberſt und Baron Dumoulin bei Seite und ruft mit ſeiner Stentorſtimme dem ſpektakelnden Haufen zu: „Im Namen des Volkes, welches ihr repräſentirt, Stille!“

Die Erſcheinung der populären Figur des Tribuns und ſeine Aufforderung thun Wirkung. Wenigſtens eine Art von Stille und Aufmerkſamkeit ſtellt ſich her und Ledru beginnt gegen die Regentſchaft zu ſprechen und von der Nothwendigkeit einer Berufung an die Nation und von der Verfaſſung von 1791 und von allerhand Dingen ſonſt noch. Die Umſtändlichkeit des Redners macht den legitimiſtiſchen Deputirten Berryer ungeduldig ausrufen: „Kommt doch zur Sache! Schluß! Eine proviſoriſche Regierung!“ Ledru-Rollin fortfahrend: „Im Jahre 1815 wollte Napoleon zu Gunſten des Königs von Rom abdanken, das Land aber wollte Nichts davon wiſſen. Im Jahre 1830 wollte Karl der Zehnte zu Gunſten ſeines Enkels abdanken, das Land aber wollte Nichts davon wiſſen“ .... Berryer: „So

kommt doch zum Schlusse! Wir kennen ja die Geschichte." Ledru: „Ich fordere eine provisorische Regierung und die unmittelbare Einberufung eines Konvents, welcher die Rechte des Volkes sicherstellen soll." Tobender Beifall. . . . Bemerkenswerth ist, daß der notorische Republikaner Ledru, indem er gegen die improvisirte Regentschaft der Herzogin von Orleans, die er vollkommen richtig als eine abermalige Usurpation bezeichnete, entschieden protestirte, dennoch das Wort Republik auszusprechen unterließ. In der That, die Royalisten durften sich zur Stunde noch einbilden, das Königthum sei noch zu retten, und, Alles in Betracht gezogen, hätte ein Minister oder General, welcher, statt im Palais Bourbon zu gaffen und zu schwatzen, so skrupellos-resolut und erbarmungslos dreingefahren wäre, wie drei Jahre und zehn Monate später Louis Bonaparte und seine Morny, Maupas und Magnan, seine Persigny, Saint-Arnaud, Canrobert und Espinasse thaten, die Bruchstücke des zum Fenster hinausgeworfenen Throns vielleicht noch zusammenlesen und wieder leidlich zurechtflicken können. Es fand sich aber kein

ſolcher Miniſter oder General. Sein böſes Gewiſſen lähmte den Royalismus ganz und gar und es war ihm beſchieden, nicht nur zu fallen, ſondern auch mit Infamie zu fallen, ſo recht in den Koth ſeiner Sünden.

5.

Der höchſte Ruhm der Februarrevolution iſt ihre Menſchlichkeit und Milde. Es thut gar Nichts, daß die bewunderungswerthe Großmuth der triumphirenden Republik ſo übel vergolten wurde: der Name der Wiedererſtandenen, von den Schlacken von 1793 Reingebrannten iſt dadurch nur um ſo leuchtender geworden. Laßt immerhin Deſpoten und Pfaffen den Taumelkelch, woraus ſie Beſchwichtigung ihrer Zukunftsangſt trinken wollen, mit Blut und Thränen füllen; laßt die Brut Ahrimans, Deſpotenknechte und Pfaffenſklaven, für Thron und Altar nach altem Brauch ihren Molochopferdienſt thun, — ihr aber,

Streiter des Ormuzd, Apostel der Lichtreligion, sollt hoch hinwegschreiten über den Schmutz bestialer Leidenschaften, in welchen eure Gegner bis an den Hals versunken sind, wie in Dante's drittem Höllenkreise die Verdammten im stinkenden Schlamm.... Eine der ersten Handlungen der republikanischen Regierung ist bekanntlich die Abschaffung der Todesstrafe gewesen. Jede Anspielung, jede Berufung auf die Blutzeit der ersten französischen Revolution erregte im Jahre 1848 allgemeine Entrüstung. Selbst inmitten der Entzügelung aller Affekte am 24. Februar zeigte sich dieses Gefühl in seiner ganzen Stärke und trat allen Excessen mit Kraft entgegen. Als bei einer Stelle der Standrede Ledru's der früher von uns wahrgenommene Metzgerknecht sich etwas mausig machen und mit seinem Messer gestikuliren wollte, stieß ihn der allgemeine Abscheu sofort zum Sale hinaus. Erst mittelst eifriger und beharrlicher Machenschaften ist es im Verlaufe der Bewegung in Frankreich und allenthalben den geborenen und geschworenen Volksfeinden und ihren Helfershelfern, den liberalen Verräthern und Ueberläufern, traurig gelungen, die

Stimmung des Volkes zu vergällen und zu vergiften ....

Soweit alſo iſt man, daß die Republikaner ihren Vorſchlag, eine proviſoriſche Regierung zu errichten, offen vorbringen und Orleaniſten, wie Legitimiſten, die Sache ſich gefallen laſſen. Eine proviſoriſche Regierung iſt ja das Unbeſtimmte, aus welchem etwas Beſtimmtes hervorgehen zu machen jede Partei hoffen kann: Die Republik oder den Grafen von Paris oder gar den Grafen von Chambord, wer weiß? Auf den tollen Einfall freilich, daß die Frucht der Februarrevolution in Form einer Kaiſerkrone auf das Haupt des „Abenteurers von Straßburg und Boulogne“ niederfallen werde, kommt vor der Hand keine Seele, ausgenommen nur ſeine eigene, in welcher ja die Kaiſeridee ſchon ſeit lange zu einer fixen geworden iſt.

„Lamartine! Hört Lamartine!“ ſchreit es unter Beifallklatſchen, als der Genannte auf der Rednerbühne vortritt, um ſeinen Kollegen Ledru zu erſetzen. Selbſtverſtändlich hat er uns nachmals des Breiteren und Breiteſten erzählt, daß er es geweſen,

welcher das Entscheidungsstichwort gesprochen. Er hätte — versichert uns der Zweiteitelste der Sterblichen jenseits des Rheins — nur zu der Herzogin und ihren Söhnen zu sagen gebraucht: „Erhebt euch! Sie sind die Wittwe des Herzogs von Orleans, dessen Tod und Andenken das Volk in Ihnen gekrönt hat" — (o, heiliger Galimathias!) — „ihr seid die Kinder, die den Vater verloren haben und welche die Nation adoptirt hat! Ihr seid unschuldig der Fehler des Thrones, ihr seid Opfer derselben, ihr seid Schützlinge des Volkes!" — ja, dieses und Dergleichen mehr hätte ich nur zu sagen gebraucht und ich würde — bei allem Zuckerwasser, welches ich je ge — dichtet! zu Gunsten der Krönung des Grafen von Paris und der Regentschaft, Kammer und Volk, Bourgeoisie und Proletariat, Bürgerwehr und Armee, Mann und Maus, Kind und Kegel, Alles, aber auch gar Alles, was nicht niet- und nagelfest, mit mir fortgerissen haben. „So lag ich und so führt' ich meine Klinge!"

Getragen von solchem Bewußtsein souverainen Könnens, hub er — „mit gedämpfter Stimme" —

alſo an: „Meine Herren, ich empfinde nicht weniger tief als Irgendeiner von Ihnen das doppelte Gefühl, welches zur Stunde in dieſem Raume rege geworden, als wir auf eins der rührendſten Schauſpiele blickten, welches menſchlichen Augen ſich darbieten kann, — das einer erlauchten Fürſtin, welche ihren unſchuldigen Sohn zu ihrem Schilde macht (se défendant avec son fils innocent) und ſich aus einem verlaſſenen Palaſt in die Mitte der Volksvertretung wirft.“ Dieſes Präludium klang für die Kohorte der Korrupten, ſoweit ſie noch im Sale vorhanden, ſo troſtreich, daß ſie ſich zu einem „Beifallsflüſtern“ ermannten. Der gute Lyriker wird nach dieſem Eingange zu ſchließen, in ein hochpoetiſch-beredtes Plaidoyer zu Gunſten der Regentſchaft ſich ergießen? So ſcheint es, aber . . . ja: „Aber — fährt der Redner mit einer plötzlichen Schwenkung fort — obzwar ich die Rührung theile, welche ein ſo herzbewegendes Schauſpiel erregt, und obzwar auch ich gleich Ihnen Allen dem Unglück Achtung zolle, ſo hege ich deßhalb doch keine geringere Achtung vor dieſem glorreichen Volke, welches ſeit drei Tagen

kämpft, um eine perfide Regierung wieder auf den rechten Weg zu bringen (pour redresser un gouvernement perfide) und die Herrschaft der Ordnung und Freiheit auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen." Das in die Kammer eingedrungene „Volk" jauchzt Beifall, die Korrupten ducken sich. Die Phrasenschleuse ist aufgethan und das lamartine'sche Zuckerwasser strömt in reißendem Schwall und Fall hervor. Der langen Rede kurzer Sinn ist, was Andere schon vor dem Redner gedacht und gesagt haben: — Verwerfung der Regentschaft, Errichtung einer provisorischen Regierung und Berufung an die Nation, damit diese sich eine definitive Regierung gebe. Wenn aber so ein Schönschwätzer sich einmal am Klange der eigenen Stimme berauscht hat, kann er nicht wieder aufhören und Lamartine beachtet es daher gar nicht, daß er keinen Widerspruch mehr niederzuwässern hat, sondern daß man ihm nur von allen Seiten ungeduldig zuruft: „Die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung! Die Namen!" Er setzt von Neuem an, er will noch ein „letztes" Wort und dann sicherlich noch ein aller-

letztes sagen, als, bevor er zum letzten gelangt, eine draußen in der Vorhalle loskrachende Gewehrsalve seine Stimme erstickt.

Es sind die Kleinbürger, Ouvriers und Gamins, welche, wie sie lachend erzählen, so eben drüben in den Tuilerien dem „Papa Louis Philipp" seinen Champagner weggetrunken haben, es ist das eigentliche Barrikadenvolk, welches mittelst dieser Gewehrsalve seine Ankunft signalisirt. Das schon im Sal anwesende Volk beantwortet dieses Signal mit einem Freudengejauchze. Die Thüren zu den Galerien droben, die Thüren zu dem Halbkreise drunten, die Thüren zu dem hinteren Säulengange werden aufgedrückt oder mit Gewehrkolben eingeschlagen und hereinspritzt der Wogenschaum der Springflut: — Bürgerwehrleute, Polytechniker und Blusenmänner bunt durcheinander, alle bewaffnet, Pulverschwärze an den Händen, Blutflecken an den Kleidern, auf den weingerötheten Gesichtern eine souveraine Lustigkeit, die aber doch nur des leisesten Anstoßes zu bedürfen scheint, um in Wuth umzuschlagen, Fahnen, Piken, Säbel und Musketen schwenkend, Alles auf

ihrem Wege wegschiebend oder niederstampfend, singend, scherzend, lachend, höhnend, schimpfend, brüllend.

Aber durch dieses Meeresgebrause von Dissonanzen hindurch tönt scharf und mächtig der Grundbaß: „Nieder mit der Kammer! Fort mit den Deputirten! Zum Teufel mit den Korrupten!“ Von der Brustwehr der Galerie aus richtet sich der Lauf einer Muskete auf die Rednerbühne. „Schießt nicht! Schießt nicht! Es ist Monsieur de Lamartine, welcher spricht.“ Blusenmänner schlagen den Gewehrlauf ihres Kameraden in die Höhe. Lamartine steht noch immer auf der Tribüne; aber zwischen der Balluſtrade derselben und seiner Gestalt huschen Bürgerwehr- und Blusenmänner vorüber, welche sich hinaufgeschwungen haben und ihre Lungen bis zum Bersten anstrengen, um sich hörbar zu machen. Man sieht nur ihre Lippen sich bewegen und vernimmt kein Wort. Präsident Sauzet renkt sich fast den Arm aus, krampfhaft seine Klingel hin- und herschwingend. Man hört sie nicht. Man hört nur den einen wüthenden Schrei, welcher die Wände

erzittern macht: „Fort mit den Korrupten! Nieder mit der Regentſchaft! Hoch die Republik!“

6.

Der ärmſte der Präſidenten iſt untergetaucht, weggeſchmolzen, verſchwunden und ſeine Schelle mit ihm. Das Chaos regiert. Was noch von royaliſtiſchen Deputirten im Sale, macht eine ehrenhafte Anſtrengung, ſich als Schutzmauer um die Herzogin von Orleans, die noch immer nicht von der Stelle weichen will, und ihre zwei Knaben zu ſcharen. Die Oppoſitionsmitglieder der äußerſten Linken behaupten noch ihre Plätze, auf den übrigen Bänken hat ſich dichtgedrängt das Volk niedergelaſſen. Es füllt auch die Zwiſchengänge, den Halbkreis, den Säulengang, die Galerien, es iſt überall. Der ganze Raum *eine* wogende, wallende, wabernde Brandung; Hitze, Staub und Dunſt unerträglich; das Getöſe ſo ohrenzerreißend, daß man glaubt, das

ganze Haus müsse im nächsten Augenblick auseinanderberſten; das Wirrſal ſo orgiaſtiſch-wild, daß man fürchten muß, die wohlbekannte menſchliche Beſtialität werde ſich ſofort in irgendeinem Ungeheuerlichen offenbaren.

Es geſchieht nicht. Voltaire's Tiger-Affe iſt in vortrefflicher Laune. Das Affenhafte ſchlägt heute vor in dieſem pariſer Volk, welches den Umſturz des Königsthrons wie einen Faſtnachtsſpaß betreibt. Ein Moment zwar kommt, wo das äffiſche Krakehlen ſaturnaliſcher Luſtigkeit plötzlich in das blutlechzende Gebrülle des Tigers ſich verwandeln zu wollen ſcheint. Ja, man glaubt die furchtbare Beſtie zu ſehen, wie ſie, ihre Flanken mit dem Schweife peitſchend, zum Todesſprung auf ihr wehrloſes Opfer anſetzt.

Auf ein wehrloſes Opfer! Auf eine Mutter, welche vergeblich verſucht hat, mit ihren ſchwachen Händen ein Scheinding von Krone auf dem Haupte ihres Sohnes feſtzuhalten. . . . . Nachdem die Entſcheidungsworte: „Proviſoriſche Regierung“ und „Republik“ gefallen, drängten die Freunde der Her-

zogin dieſelbe zum Fortgehen. Sie ſelbſt mußte erkennen, daß Alles verloren ſei. Aber wie fortkommen, eingekeilt, wie ſie war, in dieſe hin- und herwogende Menſchenmaſſe? Da bricht das Geſchrei los: „Wo iſt ſie? Wo iſt ſie?“ Bewaffnete weiſen mit Säbelſpitzen und Bajonnetten auf die um Helene von Orleans geſammelte Gruppe und eine Schar bricht ſich Bahn dorthin. Geſchieht es aus bloßer Neugier? Wollen dieſe Barrikadenleute eine Frau näher ſich anſehen, welche es wagt, durch ihre bloße Anweſenheit es wagt, der ſiegreichen Revolution wenigſtens paſſiven Widerſtand zu bieten? Vielleicht! Möglich aber auch, daß in dieſer Stunde bakchantiſchen Taumels in wildpulſirenden Herzen der Wuthgedanke ſich regt, den Knoten der Lage mit einem Mordſtreich zu zerhauen. Es iſt ein gefährlich Ding, ſo ein Tiger-Affe von Franzoſenthum.

Nemours, der gar wohl weiß, daß er dem Volke verhaßt, hat dennoch bisher mannhaft bei ſeiner Schwägerin und ſeinen Neffen ausgehalten. Jetzt aber, da er ſie durch die heranpreſſenden Bewaffneten ernſtlich bedroht glaubt, beſteht er ent-

schieden darauf, daß man einen Versuch machen müsse, die Herzogin und ihre Kinder aus dem Sale wegzubringen. Man muß in das Gedränge hinein, welches den Säulengang hinter den Deputirtenbänken füllt, es bleibt kein anderer Ausweg. Nemours und der Deputirte Mornay suchen der Mutter, welche ihre Knaben an den Händen hält, eine Bahn zu schaffen. Das gelingt nur etliche Schritte weit. Dann wird die Herzogin mitten in das schreckliche Gewühle hineingerissen und von ihren Beschützern getrennt; sie verliert ihre beiden Söhne; wird durch eine kleine Thüre hinaus und eine Treppe hinab, weiterhin durch den Sal des Pas-Perdus gewirbelt und endlich, dem Ersticken nahe und halb ohnmächtig, gegen eine Glasthüre geschleudert, welche in den Garten des Kammerpräsidenten führt. Hier heben etliche ihrer Begleiter, welchen es gelungen, sie wieder zu finden, die unglückliche Prinzessin auf, welche einen Schmerzensschrei der Mutterſorge um ihre Knaben ausstößt, öffnen mit Gewalt die Glasthüre und retten die Herzogin in die Amtswohnung Sauzets, von wo man sie nach dem Invalidenhotel

brachte, einem ſicheren Zufluchtsort, welchen aufzuſuchen auch Monſieur Thiers für gut gefunden hatte. Die beiden Knaben, im und durch das Gewühle von ihrer Mutter weggeriſſen, ſind in höchſter Gefahr geweſen, zerdrückt und zertreten zu werden. Nur mit äußerſter Mühe wurden ſie gerettet, der Graf von Paris durch den Bürgerwehrmann Martinet, der Herzog von Chartres durch den Huiſſier Lipmann. Auch ihr Oheim Nemours entkam glücklich. Er hatte ſich in eines der Bureauzimmer geflüchtet, vertauſchte hier ſeine Generalsuniform mit der eines Bürgerwehrmannes, welche ihm der mitleidige Beſitzer lieh, und gelangte in dieſer Verkleidung unangefochten ebenfalls in's Hotel der Invaliden. Das Aſyl war bezeichnend: die weggeſchwemmten Ueberbleibſel der Monarchie des Roi-Bourgois, welcher den Frieden um jeden Preis gewollt, ſuchen Schutz hinter den Mauern, welchen das Zauberwort „La gloire française“ eine unverletzbare Heiligkeit verleiht . . .

Derweil ſcheint der im Sitzungsſale einer weiland Deputirtenkammer tobende Aufruhr in ſeinem eige-

nen Fett ersticken zu wollen. Es übersteigt die Kraft menschlicher Lungen, Arme und Beine, so ein Rufen, Rumoren und Rasaunen, so ein Gezappel, Geschiebe und Gerammel allzulange auszuhalten, und deßhalb müssen von Zeit zu Zeit Pausen eintreten, wo der Gedanke über dem Chaos schwebt und die menschliche Stimme das unartikulirt-thierische Gebrülle einigermaßen beherrscht.

Während einer solchen Pause erscheint auf der Estrade über der Rednerbühne ein Greis von achtunggebietendem Aussehen und nimmt, geleitet und umgeben von einer Schar von Studenten, Polytechnikern und Arbeitern, Besitz von dem verlassenen Präsidentenstuhl. „Dupont de l'Eure!" ruft es durch den Sal — „Dupont de l'Eure führt den Vorsitz. Stille!" Lamartine, welcher noch immer auf der Tribüne steht, will den Einfall gehabt haben, durch junge Leute, die sich auf der Rednerbühne um ihn drängten, den hochangesehenen Greis, einen der zwei oder drei Republikaner, welche in der Kammer gesessen, auf den Präsidentenstuhl holen zu lassen und damit symbolisch anzudeuten, daß die Republik

das Präsidium über Frankreich zur Hand nehme. Dies geschehen, „hebt sich Lamartine — (so erzählt er uns) — auf den Zehen in die Höhe“ und sagt zu Dupont: „Eilen Sie, die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung, welche durch das Volk und die noch anwesenden Deputirten mittelst Zurufs ernannt werden, sofort zu proklamiren!“ Dupont nickt zustimmend; aber es ist thöricht, zu wähnen, daß die schwache Stimme des Greises inmitten dieses babylonischen Konzertes bemerkbar genug sein werde.

Denn der Gräuel von Mißklängen raf't abermalen los und Lamartine muß wieder eine Pause abwarten, um den Versuch zu machen, die beispielloseste aller Wahlhandlungen zu leiten. Inzwischen wandelt sich die Rednerbühne so zu sagen in eine Stimmenzettelurne. Eine Menge von Papierfetzen, auf welche ein Jeder der auf den Treppen und der Plattform der Tribüne sich Drängenden die Namen seiner Erwählten geschrieben, wird dem Redner hinaufgereicht und zugesteckt. Er trifft in der Geschwindigkeit seine Auswahl und macht dann eine

erste Anstrengung, zur Verkündigung der Namen zu schreiten. „Ich werde die Namen ablesen“ .... „Stille! Stille!“ — „Dupont de l'Eure! Dupont de l'Eure!“ — „Er ist ja auf dem Präsidentenstuhl!“ — Wiederum Lamartine: „Meine Herren, ich werde die Namen“ .... Hundertfältiges Geschrei. Lamartine: „Die Herren Arago, Carnot“... Zahlreiche Stimmen: „Die provisorische Regierung!“ Lamartine: „Dupont de l'Eure wird die Namen der Mitglieder nennen.“ Wüthendes Bravo. Eine Stimme: „So hört doch!“ Ein Barrikadenmann: „Nur einen Augenblick Stille! Wir wollen ja nur die Namen der Männer hören, welche die Regierung bilden werden.“ Ein anderer: „Unser Aller Heil hängt davon ab. Stille, damit man Herrn Dupont hören könne.“ Eine Stimme: „Dupont de l'Eure vor allen Andern!“ Eine andere: „Hoch die Republik!“ Eine dritte: „Im Namen des Volkes, Stille! Lassen wir Herrn de Lamartine sprechen!“ Eine vierte: „Es lebe Lamartine!“ Und wiederum quoll Alles in einen wüsten Wirbel von Wirrwarr zusammen.

Als hierauf das Getöse nach einer Weile er-

ſchöpft in ſich ſelber zuſammenſank, nahm Dupont das Wort: „Man ſchlägt euch vor, eine proviſoriſche Regierung zu errichten.“ — „Ja, ja.“ — „Die Namen! Die Namen!“ — Die Stenographen (aus ihrer Loge herausſchreiend): „Stille! Wir werden euch die Namen wiederholen.“ — Dupont „Hier habt ihr die Namen!“ — „Welche? Welche?“ — Dupont: „Arago, Lamartine, Dupont de l'Eure, Cremieux“ .... Geſchrei und Tumult. Lamartine: „Meine Herren, Stille! Wenn Sie wollen, daß die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung die Miſſion auf ſich nehmen, welche Sie denſelben anvertrauen, ſo muß doch wenigſtens die Verkündigung der Namen geſchehen. Bei einem ſolchen Gelärme aber kann ſich die Stimme unſeres ehrenwerthen Freundes nicht hörbar machen.“ Eine Stimme: „Ihr müßt vor Allem wiſſen, daß das Volk vom Königthum Nichts mehr wiſſen will. Die Republik!“ Viele Stimmen: „Berathen wir auf der Stelle!“ Eine Stimme: „Setzt euch, ſetzt euch! Wir wollen die Plätze der Verkauften einnehmen (prenons les places des vendus).“ Eine andere:

„Keine Bourbons mehr! Eine proviſoriſche Regierung und dann die Republik!“ Herr de la Rochejaquelin: „Sie ſollen ſie nicht geſtohlen haben; das iſt ein zurückgegebenes Pfand.“ Eine Stimme: „Wir verlangen, daß die Republik proklamirt werde!“ Eine andere: „Nur einen Augenblick Stille! Wir kommen ſonſt zu Nichts.“ Dupont (die Namen ableſend, deren jeder einzeln von den Stenographen in den Sal hinausgeſchrieen wird): „Lamartine —“ (ja! ja!) — Ledru-Rollin — (ja! ja!) — Arago — (ja! ja!) — Dupont de l'Eure — (ja! ja!) — Marie“ — (ja! nein!) .... Etliche Stimmen: „Georges Lafayette“ — (ja! nein! nein!). Viele Stimmen: „Die Republik! Die Republik!“ Eine Stimme: „Die Mitglieder der proviſoriſchen Regierung müſſen rufen: Hoch die Republik! bevor ſie ernannt und anerkannt werden wollen.“ Ein Bluſenmann: „Man muß die proviſoriſche Regierung nach dem Stadthauſe führen. Wir wollen eine weiſe, gemäßigte Regierung! Kein Blut! Aber wir wollen die Republik!“ Die Maſſe: „Bravo! Bravo! Zum Stadthaus! Lamartine voran!“

Der Dichter steigt von der Rednerbühne herab, man schafft ihm Bahn und er verläßt den Sal, gefolgt von einem sehr zahlreichen Geleite, um nach dem Hotel de Ville zu gehen, welches im Besitze bewaffneter Republikaner ist. Sie verhandeln dort, unter dem Vorsitz von Lagrange, ebenfalls über die Errichtung einer provisorischen Regierung, während eine Schar von Sozial-Demokraten, welche der Polizeipräfektur sich bemächtigt haben, unter der Leitung von Caussidière und Sobrier daselbst eine pariser „Commune" à la 1792 zu organisiren sucht. Das Stadthaus war jetzt, zur Zeit der dritten französischen Revolution, was es zur Zeit der ersten und der zweiten gewesen: — das unbestrittene Hauptquartier. Das fühlte der Instinkt der Massen, das wußten die Führer der verschiedenen Faktionen und Fraktionen. Wer sich zuerst mit einem Anschein von Berechtigung, mit einem Schatten von Vollmacht im Hotel de Ville als „Gouvernement" installiren konnte, der hatte Paris, d. i. Frankreich. Denn Regierungslosigkeit ist den Menschen, wie sie nun einmal sind und der Hauptsache nach immer sein

werden, so lange der Erdball zusammenhält, gleichbedeutend mit Weltuntergang. Sie fühlen eben, daß sie ihrer vieltausendjährigen Kulturarbeit zum Trotz doch erst nur halbgezähmte Bestien sind, welche der Eisenumgitterung — genannt Staat, Polizei, Strafgesetzbuch u. s. w. — nicht entbehren können.

„Lamartine voran!" Mit dieser Losung hat der „honette" Republikanismus seine Fahne aufgepflanzt, — jener honette Republikanismus, welcher glaubt und hofft, innerhalb des Rahmens einer im Innern maßvollen und versöhnlichen, nach Außen friedlichen und durch diese beiden Eigenschaften der bürgerlichen „Respektabilität" sich empfehlenden Republik müßten und würden sich die großen Ideen von 1789 endlich verwirklichen lassen. Mit dem praktischen Schick und Takt, welchen die Franzosen in allen großen Krisen ihrer Geschichte gezeigt haben, begriffen diese wohlmeinenden Leute und wackeren Patrioten, daß der Dichter der „Girondins" das beste Sprachrohr dieses anständigen und achtbaren Republikanismus sei, und in der That hat das erwählte Sprachrohr Töne gefunden, welche, dem be-

geisterten Schwung der Flitterwochen der Revolution wahlverwandt, ohne Frage das Meiste dafür gethan haben, die honette Republik, entgegen den sozialistischen Träumereien und den kommunistischen Gelüsten, zu begründen und festzustellen, — auf dem Sand der beregten Flitterwochenstimmung nämlich. Der erste entscheidende Akt dieser im Handumdrehen von Seiten der Respektabilität vollzogenen, d. h. vorausgesetzten Republikanisirung Frankreichs war die wirkliche Konstituirung des „Gouvernement provisoire“ im Hotel de Ville, ein Akt also, welcher ohne die muthige Rednerarbeit Lamartine's bekanntlich kaum möglich gewesen wäre. Daß hiebei die ursprüngliche, d. h. die im Palais Bourbon proklamirte Liste der Mitglieder verschiedene Erweiterungen und Aenderungen sich gefallen lassen mußte, änderte an der Hauptsache Nichts . . .

Aber laßt uns nochmals in den brodelnden Krater zurückblicken, aus welchem die Herren Lamartine, Dupont und Cremieux so eben mühsam herausgeklettert sind, um sich zum Stadthause auf den Weg zu machen. Es geht im Sale der Ex-Deputirten-

kammer noch ein rasches Nachspiel zu der vorgeführten Szenenreihe vor sich, das angesehen zu werden verdient.

Ziemlich überflüssiger Weise bemächtigt sich Ledru-Rollin des von Lamartine verlassenen Platzes auf der Rednerbühne, sucht dem Volke, soweit es ihn hört und anhört, die Wichtigkeit der Einsetzung einer provisorischen Regierung des Breiteren begreiflich zu machen, lies't die folgende, etwas modifizirte Namenliste vor: — Dupont, Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie, Cremieux — und fordert, daß man durch Handmehr über Annahme oder Verwerfung dieser Namen abstimme. Die Menge unterbricht das unnütze Gerede mit dem Rufe: „Zum Hotel de Ville!“ Ein Polytechniker: „Ihr seht, keines der Mitglieder eurer provisorischen Regierung will die Republik. Wir werden wiederum betrogen werden wie im Jahre 1830.“ Ein Bürgerwehrmann, auf der Tribüne sein Gewehr schwingend: „Es lebe die Republik! Zum Stadthaus!“

Die wogende Menge setzt sich in Bewegung, den

Sal zu räumen. Aber für einen Augenblick stemmt und staut sie sich wieder. Ein mit einer Doppelflinte bewaffneter Arbeiter schreit mitten aus dem Halbkreise vor der Tribüne heraus: „Gebt Acht! Ich schieße auf Louis Philipp!“ und in demselben Moment entladen sich die beiden Läufe seiner auf das über dem Präsidentenstuhl hängende Gemälde gerichteten Waffe. Schreckensrufe bersten aus. Ein Arbeiter, Theodor Six, schwingt sich blitzschnell auf die Rednerbühne und ruft mit energischen Gebärden in das Getümmel hernieder: „Achtung vor den Denkmalen! Achtung vor dem Eigenthum! Warum zerstören? Warum auf Gemälde schießen? Wir haben gezeigt, daß man das Volk nicht irreleiten soll. Zeigen wir jetzt, daß es seinen Sieg zu ehren weiß!“ Eine ungeheure Salve von Beifall belohnt den treffenden Spruch. Die Massen ordnen sich zum Abzug. Der Boden des Sales erzittert unter ihren Tritten und an der Decke widerhallt schmetternd der Jubelruf: „Vive la république!“

Alſo iſt zwiſchen 3 und 4 Uhr Abends am 24. Februar von 1848 in Paris die Republik improviſirt worden. Sie war auch danach, d. h. vergänglich, wie eben Improviſationen zu ſein pflegen. Wie oft wird der weltgeſchichtliche Improviſator, das tapfere Volk von Paris, die Stegreifdichtung noch wiederholen müſſen, bis dieſelbe zu dauernder Wirklichkeit werden kann? Vorausſichtlich noch oft und ſicherlich ſo lange vergeblich, als noch immer der Verſuch gemacht wird, auf dem Flugſand der Begeiſterung von etlichen Juli- oder Februartagen den Freiſtaat zu begründen. Hut ab vor ſolcher Begeiſterung und ihren Thaten! Allein Dauerndes ſchaffen wird ſie erſt dann, wann die Franzoſen dem Eitelkeits-Märchen, welches ihnen vorlügt, daß ſie ſtets und unter allen Umſtänden „an der Spitze der Civiliſation marſchiren“ entſchloſſen den Abſchied geben und ernſtlich daran arbeiten ſich ſelber einmal von innen heraus und von unten herauf zu civiliſiren. Die franzöſiſche Republik wird zum dritten Mal aufgerichtet werden, wir zweifeln keinen Augenblick daran. Aber ſo es geſchieht, bevor das richtige

Fundament gelegt, d. h. politiſche Einſicht und humane Charakterbildung in der Mehrheit oder wenigſtens in einer großen Minderheit der Nation bis zu einem gewiſſen Höhegrade gediehen iſt, wird das Kartenhaus — denn nur ein ſolches kann ja das fundamentloſe Ding ſein — wieder kläglich einſtürzen.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Hypatia	1
Cromwell	45
Ein ruſſiſches Haus-, Hof- und Staatstrauerſpiel .	165
Voltaire's Krönung	213
Die Hexe von Glarus	257
Das Räthſel des Tempels	297
Eine weltgeſchichtliche Stunde	357

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig erſchien:

Scherr, Dr. J., Blücher. Seine Zeit und ſein Leben. 12 Bücher in drei Bänden. gr. 8. 101 Bogen. 7 Thlr. 10 Ngr.

— — 2. Aufl. V.-A. 2 Thlr. 15 Ngr.

— **Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte.** Drei Bücher. Zweite durchgehends umgearbeitete Auflage in einem Band. 2 Thlr.

— **Dichterfürſten.** Taſchenformat. Geb. 2 Thlr.

— **Dichterkönige.** 2. Aufl. in einem Band. Geb. 3 Thlr.

— **Geſchichte der deutſchen Frauen.** In drei Büchern nach den Quellen. Zweite umgearbeitete und vermehrte Aufl. 2 Bde. 3 Thlr.

— **Geſchichte der Deutſchen Literatur.** Zweite verbeſſerte Auflage. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.